Jack Malbranche
aka Jack Donovan

Androphilia



Ich bin nicht schwul.
Ich bin ein Mann, der Männer liebt – und ich stehe dazu mit voller Überzeugung.

Ja, meine Liebe zu Männern und zur Männlichkeit zählt zu den schlichten, täglichen Freuden meines Daseins. Wenn andere Schwule behaupten, sie wären heterosexuell, wenn sie es nur könnten, dann entgegne ich: Sie sollten es einfach ernster versuchen.
Ein heterosexueller Lebensstil, um anderen zu gefallen, ist durchaus möglich. Seit Jahrtausenden unterdrücken Männer mit gleichgeschlechtlichen Neigungen ihre Wünsche – aus Angst, zur Tarnung oder um schlicht zu überleben.
Sex mit Frauen ist dennoch Sex – und nicht zwangsläufig schlecht. Mitunter ist er sogar lustvoll. Ich selbst habe es einige Male versucht. Müsste ich mich zwischen Sex mit Frauen oder gar keinem entscheiden, würde ich mich für Ersteres entscheiden.

Die klassische Dynamik zwischen Ehemann, Ehefrau und den gemeinsamen Kindern hat etwas Zeitloses und Schönes. Wenn ich das für mein Leben wollte, bin ich überzeugt, ich könnte eine passende Frau finden und es verwirklichen.

Doch ich habe das Privileg, in einer Zeit relativer Toleranz zu leben, in der ich mein Leben weitgehend frei gestalten kann. Ich bevorzuge Männer – und ich habe mich entschieden, mit einem Mann zu leben und ihn zu lieben.
Das ist meine Wahl, meine Freude. Ich würde sie nicht eintauschen gegen den lauwarmen Trost eines gesellschaftlich bestätigten „Normalgefühls“.

Dies ist keine weinerliche Entschuldigung eines Homosexuellen. Kein Flehen um Zustimmung. Ich brauche keine Zustimmung. Ich verlange lediglich Toleranz – und dass der Staat sich aus meinem Privatleben heraushält.
Einer Generation von schwulen Aktivisten, die vor mir für soziale Akzeptanz und die Freiheit von Verfolgung gekämpft hat, verdanke ich die Freiheit, die ich heute geniesse. Dafür bin ich dankbar.

Doch diese Freiheit kam mit Ballast. Und ich weigere mich, diesen Ballast weiterzutragen – weder für mich noch für andere Männer, die merken, dass das Etikett „schwul" mit ihrem Selbstverständnis als Männer nichts zu tun hat.

Ich bin nicht schwul.

Und obwohl ich mich manchen homosexuellen Männern verbunden fühle, lehne ich die Zugehörigkeit zur sogenannten „schwulen Community" ab – einer Gemeinschaft, die heute jeden umfasst, der nicht im Missionarsstil mit seiner Ehefrau bei ausgeschaltetem Licht schläft.

Ich bin nicht schwul, weil das Wort „schwul" weit mehr impliziert als gleichgeschlechtliches Begehren.

„Schwul" steht heute für eine ganze kulturelle und politische Bewegung – eine Bewegung, die feministische Männerfeindlichkeit, Opferkult und linke Ideologie propagiert.
Warum sollte ich als Mann andere Männer als Unterdrücker sehen? Warum sollte ich Männlichkeit als toxisch begreifen?
Warum sollte ich mich als Opfer inszenieren, wenn es mir gut geht?
Und was, bitte schön, hat Sozialismus mit sexueller Anziehung zu tun?

Die schwule Identität suggeriert, dass sexuelle Orientierung eine ethnische Zugehörigkeit sei, eine Totalidentität.

Doch ich habe mit dem Gros der sogenannten „Community" – Lesben, Dragqueens, Transsexuellen aller Religionen, Hautfarben und Nationen – nichts gemeinsam. Sie sind nicht meine Familie. Nicht mein Volk. Warum sollte ich mich einer lesbischen Folksängerin näher fühlen als einem anderen Mann meines Alters mit ähnlichen Interessen?

Ich identifiziere mich zutiefst als Mann.

Ich schätze männliche Eigenschaften – in mir selbst und in anderen.

Ich fühle mich unter Männern am wohlsten, ganz gleich, wie ihre sexuellen Neigungen aussehen.
Ich verehre vieles, was Männer im Laufe der Geschichte hervorgebracht und angestrebt haben. Die Kultur der Männer ist mein Erbe. Ich bin stolz darauf, ein Mann zu sein – so sehr man auf sein Geschlecht überhaupt stolz sein kann.

Ich bin ein bekennender Maskulinist.

Die schwule Kultur hingegen glorifiziert das Weibliche im Mann. Der Ausdruck „schwuler Mann" impliziert heute Weichheit, Effeminiertheit.

Homosexualitätsgegner haben genau diese Weiblichkeit stets als Schimpfwort verwendet – und in der Tat existieren effeminierte Subkulturen seit jeher. Und ja, viele dieser Männer verspürten homosexuelle Wünsche.

Doch es gab immer auch Männer, die Männer begehrten und dabei keineswegs weniger männlich waren als ihre heterosexuellen Kameraden.

Heute sind homosexuelle Akte kein Skandal mehr. Aber das Stigma der Weiblichkeit bleibt – und in der öffentlichen Wahrnehmung verkörpert die schwule Kultur genau diese effeminierten Klischees.

Warum also sollte sich ein männlich geprägter Mann freiwillig als „schwul" bezeichnen? Warum sich selbst diesem Bild entgegenstellen – einem Bild, das die schwule Kultur selbst feiert?
Was hat er davon, sich mit einer Szene zu identifizieren, deren Werte seinen eigenen zuwiderlaufen?

Die Essentialisten unter den Schwulenaktivisten predigen: Homosexualität sei unveränderlich, angeboren – und die Weiblichkeit sei ihr natürlicher Ausdruck.

Das führt dazu, dass Männlichkeit und gleichgeschlechtliches Begehren in der öffentlichen Vorstellung unvereinbar erscheinen.

Heterosexuelle Männer überwachen ihr Verhalten, ihre Interessen, ja sogar ihre Berufswahl, um ja nicht als „schwul" zu gelten.
Und Männer, die Männer lieben, werden unter Druck gesetzt, sich von typisch männlichen Interessen zu distanzieren – und stattdessen ihre „Gayness" zu inszenieren.

Ein Mann, der dieses Klischee bricht, gilt als seltsam, ungesund, vielleicht gar als selbstverleugnend.

Diese binäre Trennung – hier die Homosexuellen, dort die Heterosexuellen – ist engstirnig, lähmend und für alle Männer schädlich.

Für maskuline Männer mit gleichgeschlechtlichen Neigungen ist sie besonders zerstörerisch, weil sie sie in eine oberflächliche, kurzlebige Szene drängt – voll Cocktailpartys und bissiger Popkulturkommentare.
Doch wie lange kann man das ertragen, bevor alles schal wird?
Wenig überraschend also, dass viele schwule Männer Antidepressiva mit dem Apfel-Martini kombinieren – oder gar zu Methamphetamin greifen, um das Leben „aufzupeppen".

Der weitverbreitete feministische Hass auf das „soziale Konstrukt Männlichkeit", der auch in der Schwulenszene grassiert, raubt Männern einen Wertekanon, der sie zu Stärke, Ehre und Verantwortungsgefühl führen könnte.

Gerade Männer, die einen grossen Teil ihres Lebens ohne feste Bindung leben, könnten enorm davon profitieren, Selbstverantwortung und innere Stärke zu kultivieren – anstatt in Selbstmitleid zu baden und der Gesellschaft die Schuld zu geben.

Vielleicht wäre dies sogar der effektivere Weg, um vor Geschlechtskrankheiten zu schützen – günstiger und wirkungsvoller als jede weichgespülte Anti-AIDS-Kampagne.

Vielleicht wäre es gesünder, persönliche Leistung zu feiern als das Therapiegerede vom „emotionalen Überlebenden".

Vielleicht ist ein Begriff wie „männliche Ehre" – wenn nicht ins Selbstzerstörerische übertrieben – ein heilsamer Gegenpol zu jener Szene, die mehr für Klatsch, Gezeter und Intrigen steht als für Integrität.

Ohne reale Bedrohung durch Verfolgung fehlt auch das existenzielle „Wir-Gefühl", das manche Aktivisten heute noch beschwören.

Die heutigen Ziele vieler Schwulenvertreter – Hasskriminalitätsgesetze, Quoten, Gedankenpolizei, gleichgeschlechtliche Ehe und Adoption, Unterstützung für sämtliche linken Randthemen – sind bestenfalls umstritten.

Das sind keine existenziellen Menschenrechtsfragen mehr. Es sind fragwürdige politische Forderungen.

Es ist an der Zeit, dass maskuline Männer, die Männer lieben, sich abspalten – von einer politisierten Szene, die ihre Werte nicht vertritt.

Es ist an der Zeit, das alte Klischee der Weiblichkeit abzulegen, die schwule Identität als Irrweg zu verwerfen – und unseren Platz in der Bruderschaft der Männer zurückzufordern.

In einer Zeit der Toleranz liegt es an uns, eine neue Subkultur zu begründen – eine, die sich nicht als Spielart der Schwulenszene versteht, sondern als Hommage an die tiefe, reiche Kultur der Männlichkeit.

Gestützt auf bewährte Tugenden – auf Ehre, Kraft, Verlässlichkeit, Disziplin – können wir unser wahres Potenzial entfalten.
Und wir können den Respekt anderer Männer gewinnen.

Der erste Schritt ist: gleichgeschlechtliches Begehren nicht als neues Wesen, sondern als Spielart männlicher Lust zu verstehen.
Wir sind Männer – zuerst.

Ich nenne diese Form der Anziehung: Androphilie – die Liebe zum Mann.
Aber auch: die Liebe zur Männlichkeit selbst.

Ich werde diesen Begriff benutzen, um meine Haltung von der politischen Identität „schwul" abzugrenzen.

Ich bin nicht schwul.
Falls ich je Mitglied der schwulen Community war – was ich selbst damals bezweifelte – so trete ich hiermit aus.
Ich verweigere die Zugehörigkeit.

Dieses Manifest ist mein Akt der Abgrenzung.

Schwul ist tot. Zumindest für mich.
Ich bin einfach ein Mann, der Männer liebt.
Ich bin ein Androphiler.

ANDROPHILIE – SEXUALITÄT ALS VORLIEBE

Alle Männer schätzen Männlichkeit bei anderen Männern. Sie bewundern Männer, die männlich sind, die verkörpern, was es heisst, ein Mann zu sein. Sie blicken auf zu Männern, die kraftvoll, erfolgreich oder durchsetzungsstark sind. Mit Zuneigung nehmen sie männliche Eigenschaften bei anderen wahr und feiern sie. Männer erkennen respektvoll einen imposanten Körperbau an, registrieren einen festen Händedruck oder interessieren sich freundschaftlich für den Bartwuchs eines anderen. Ein Mann, der als ein „Mann der Männer" gilt, sich ausgeprägt maskulin verhält und eine unerschütterliche Sicherheit in seiner eigenen Männlichkeit ausstrahlt, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit von anderen Männern geschätzt und allseits willkommen geheissen. Sportkommentatoren und Fans sprechen liebevoll über die Körper und erstaunlichen Fähigkeiten ihrer gemeinsamen Helden. Männer imitieren begeistert die machohaften Gesten und zitieren die Schlagworte ihrer männlichen Leinwandidole und Entertainer – von John Wayne und James Bond bis Al Pacino und Robert De Niro. Heterosexuelle

Männer sprechen ungern darüber, weil sie nicht als latente Homosexuelle gelten wollen, doch sie bewundern regelmässig die Körper anderer Männer – im Fitnessstudio oder bei Sportveranstaltungen. Heteromänner sind nicht blind; wer in seiner Sexualität gefestigt ist, kann einen gutaussehenden Kerl sehr wohl anerkennen. Ich habe sogar vertrauliche Gespräche mit heterosexuellen Männern geführt, in denen sie mit einer gewissen Ehrfurcht über die Genitalien anderer Männer sprachen. Ich will damit nicht sagen, dass diese Bewunderung immer sexueller Natur ist – in der Regel ist sie es nicht. Doch die Anerkennung männlicher Männlichkeit gehört zur Natur des Mannseins.

Das Präfix „andro" bedeutet „männlich" und stammt vom griechischen Wort „anēr", das einen erwachsenen Mann in der Blüte seiner Jahre bezeichnet. Das Suffix „philia" kann eine freundschaftliche Liebe oder Wertschätzung ausdrücken. In einem platonischen Sinn sind viele Männer Androphile – sie schätzen Männlichkeit so, wie Audiophile Musik lieben.

Im gebräuchlicheren Sinn aber meint „philia" eine ungewöhnliche, auch sexuelle Zuneigung. Zwar könnten auch Frauen als Androphile bezeichnet werden, doch eine weibliche Zuneigung zu Männern ist nichts Ungewöhnliches – kaum bemerkens- oder benennenswert. Ich verwende den Begriff „Androphilie" hier, um eine sexuelle Liebe und Wertschätzung für Männer zu beschreiben, wie sie von Männern empfunden wird. Der Begriff ist nicht neu: Der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld gebrauchte ihn bereits vor über hundert Jahren, um jene Männer zu unterscheiden, die erwachsene Männer bevorzugten, von jenen, die sich zu Knaben oder alten Männern hingezogen fühlten. Heute wird er gelegentlich verwendet, um sexuelle Vorlieben im Kontext von Transsexualität zu beschreiben, wo die Grenzen des Geschlechts verschwimmen – eine seltene, randständige Verwendung. In den meisten modernen Wörterbüchern findet sich das Wort „Androphilie" gar nicht. Es ist somit ein Begriff, den man sich leicht aneignen kann.

„Homosexualität" hingegen ist ein äusserst weit gefasster Begriff, der jegliche sexuelle Beziehung zwischen Menschen gleichen Geschlechts

umfasst. Zwar wird er heute meist im Kontext erwachsener Beziehungen verwendet, doch er kann auch pädophile oder päderastische Beziehungen bezeichnen. Wahre Päderastie ist mir fremd, wahre Pädophilie empfinde ich – wie alle gesunden Erwachsenen – als abstoßend.

Androphilie ist spezifisch. Sie meint ausschliesslich die Liebe zu erwachsenen Männern. Und obwohl sich viele Schwule von der Vorstellung der Männlichkeit kulturell wie ideell distanzieren, glaube ich, dass die Liebe zu Männern auch stets eine gewisse Liebe zur Männlichkeit impliziert. Ich schrieb einst: „Es gibt so etwas wie High-Fashion-Homo-Pornografie nicht" – denn so feminin sich manche Schwule auch geben mögen, richtet sich ihre Sexualität in der Regel auf besonders männliche Männer. Es ist selten, dass man Homo-Pornografie sieht, in der Männer gestylt sind, aus Couture-Kleidung steigen oder sich bewusst tuntig geben. Der Markt dafür ist schlicht zu klein. Die gängige Homo-Pornografie zeigt meist stämmige Kerle oder „normale Typen" mit unterschiedlichstem Körperbau, die aus Uniformen, Blaumännern oder Sportkleidung schlüpfen. Die Schwulenszene mag Weiblichkeit zelebrieren – doch ihre Pornografie feiert fast ausschliesslich Hypermaskulinität. Derzeit besonders beliebt ist eine Form, die ich „Straightsploitation" nenne – dabei werden scheinbar heterosexuelle Männer gut bezahlt, um vor einem homosexuellen Publikum aufzutreten. Das ist kein neues Phänomen: Schon die früheste Homo-Pornografie, etwa in Magazinen wie Physique Pictorial, zeigte eingeölte, angeblich heterosexuelle junge Männer beim Posieren als Gladiatoren oder Ringer. Schwule mögen sich wie Mädchen verhalten, doch ihre Fantasien kreisen fast immer um maskuline Männer. Pornografie ist die fleischgewordene Wahrheit. Die Hypermaskulinität, für die Schwule bezahlen, um sich selbst zu befriedigen, verrät weit mehr über ihre wirklichen kollektiven sexuellen Wünsche als jede soziologische Studie oder politisch korrekte Behauptung.

Ursprünglich hatte ich beabsichtigt, Androphilie als eine Art Männlichkeitsfetisch darzustellen. In vieler Hinsicht sehe ich es auch so. Doch das Wort „Fetisch" scheint vielen maskulin geprägten Homosexuellen etwas Oberflächliches oder Triviales zu bedeuten. Androphilie ist nichts so Äusserliches wie ein Uniform- oder Muskel-Fetisch. Wahre Männerliebe

umfasst mehr als eine Vorliebe für Kleidung, Muskeln, Körperbehaarung oder Macho-Gehabe. Androphilie ist tiefer. Ich schätze nicht nur männliche Körper oder den Kleidungsstil von Männern.

Als Mann schätze ich Männer ähnlich wie heterosexuelle Männer einander schätzen. Der Unterschied ist: Meine Liebe zur Männlichkeit hat auch eine sexuelle Dimension. Ich bewundere Stärke, Charakter und Männlichkeit – aber ich habe auch eine sexualisierte Faszination für diese Eigenschaften entwickelt, ebenso wie eine physische Anziehung zum männlichen Körper.

Warum ich mich zu Männern hingezogen fühle, weiss ich nicht mit Sicherheit – und trotz aller Überzeugungen weiss es letztlich niemand. Es gibt viele Theorien, Meinungen und subjektive Deutungen. Doch Menschen können häufig selbst nicht erklären, woher ihre Neigungen, Talente oder Vorlieben stammen. Warum fühlt sich einer zur republikanischen Partei hingezogen, während ein anderer den Demokraten, Libertären oder Sozialisten zuneigt? Warum wählen Menschen bestimmte Berufe oder ästhetische Stile? Warum lehnen manche Religionen ab, während andere sich dem Christentum, dem New Age oder dem Buddhismus zuwenden? Es gibt Hinweise auf ein sogenanntes „Thrill-Seeking-Gen", das Menschen zu Risikofreude, Nikotin, Fallschirmsprüngen oder Schnellfahren verleitet – vielleicht sogar zu Kriminalität. Doch selbst dann gilt: Solche Menschen haben die Wahl. Ob Biologie einen Anteil hat oder nicht – auch Erfahrungen, Umwelt, Psychologie und persönliche Entscheidungen beeinflussen, wie sich Neigungen im Einzelnen ausprägen. Der menschliche Geist ist komplex, und die Lebenserfahrung vielschichtig. Ich vermute, dass Männer aus sehr unterschiedlichen Gründen eine sexuelle Anziehung zu Männern entwickeln oder ausleben.

Ich glaube nicht, dass im Kopf eines philippinischen Ladyboys dasselbe vorgeht wie bei einem Harley-fahrenden Bären oder einem Mann, der nur ein paar homosexuelle Erfahrungen gemacht hat. Es ist irreführend und allzu vereinfachend, all diese Männer in einen Topf zu werfen. Androphilie wird unterschiedlich erlebt, in unterschiedlicher Intensität. Manche Männer empfinden sie nur in bestimmten Situationen oder sehr selten. Manche

handeln danach, manche nicht. Andere wiederum sind ausschliesslich androphil und empfinden Frauen sexuell als nahezu abstossend. Ich finde Frauen gelegentlich sexuell attraktiv, aber mit der Zeit wurde mir klar, dass ich Sex und emotionale Bindung mit Männern bevorzuge. Ich möchte mit einem Mann leben, mit Männern meine Zeit verbringen. Ich bevorzuge Männer. Genauer gesagt: Ich bevorzuge maskuline Männer. Manche Männer lieben beides – Männer und Frauen. Androphilie ist kein Schalter, kein „entweder/oder". Androphilie und Gynophilie schliessen sich nicht gegenseitig aus. Viele Schwule bestehen darauf, dass man „sich entscheiden" müsse – aber das ist für alle Männer einengend und spaltend. Sinnvoller wäre es, Homosexualität als eine Ausprägung von Verlangen zu begreifen – in unterschiedlichen Varianten –, statt jeden Mann, der dieses Verlangen erlebt, in eine einzige Kategorie zu pressen.

Sexuelles Begehren ist vielfältig. Männer haben unterschiedliche Wünsche und Vorlieben: Manche stehen auf Blondinen, andere auf Rotschöpfe; die einen sind Po-, die anderen Brustmänner; manche bevorzugen Vaginalverkehr, andere Oral- oder Analverkehr; manche dominieren gern, andere engagieren Dominas; manche stehen auf junge Frauen, andere auf reifere; manche sind monogam, andere tauschen Partner. Es gibt Furries, Fussfetischisten, Männer mit Vorlieben für bestimmte Ethnien oder für Transmenschen, für Zwerge – und Männer, die fast asexuell sind. Andere sind pansexuelle Genussmenschen. Ich bevorzuge Sex mit Männern. Die Vorstellung, dass diese eine Vorliebe mich von allen anderen Männern trennen und zugleich meine gesamte Identität prägen soll, ist schlicht absurd. Doch genau das tut das Wort „schwul". Das Wort „androphil" beschreibt lediglich meine sexuelle Vorliebe für Männer. All das andere – die Kultur, die Politik, das stereotype Verhalten – ist Ballast.

Schwule behaupten oft, Homosexualität sei keine Wahl – doch das ist ein politischer Abwehrreflex, der sie von Verantwortung freisprechen, sie als Opfer darstellen und um gesellschaftliches Mitleid werben soll. Das Verlangen selbst ist vielleicht keine Wahl – aber ihm nachzugeben ist es sehr wohl. In der westlichen Welt leben wir in relativem Luxus, in hedonistischem Wohlstand. Wenn Schwule sagen, sie hätten „keine Wahl", meinen sie oft

nur, dass sie mit Männern glücklicher sind. Sie wollen mit Männern sein. Sie tun, was sie glücklich macht. Daran ist nichts auszusetzen – aber man soll es auch zugeben! Tu, was dich glücklich macht, und entschuldige dich nicht dafür. Tu nicht so, als könntest du nicht anders. Das ist feiges Teenager-Geschwätz. Sei ein Mann. Sag: „So bin ich. Das ist das Leben, das zu mir passt. Das ist meine Entscheidung." Nimm die Wahl an – und übernimm Verantwortung. Vorlieben sollten kein Tabu sein; sie formen unsere Persönlichkeit.

Das Wort „schwul" erzeugt eine soziale Identität. Es ist ein politisches Werkzeug, um Minderheitenstatus zu reklamieren. Schwule tun so, als hätten sie so wenig Kontrolle über ihr Verhalten wie Schwarze über ihre Hautfarbe. Das ist – zumindest teilweise – Unsinn, selbst wenn Sexualität eine biologische Komponente hat. Handlungen und Entscheidungen sind nicht dasselbe wie unveränderliche, offensichtliche körperliche Merkmale. Das Wort „Androphilie" beschreibt ein Begehren – eine Vorliebe. Es anerkennt die Vielfalt männlicher sexueller Präferenzen und benennt eine bestimmte: die Vorliebe für Männer. Es erschafft keine „Rasse" von Männern, keine Minderheit – es erlaubt homosexuell orientierten Männern, Männer zu bleiben: Männer, die einfach andere sexuelle Vorlieben haben. Nicht Opfer – sondern selbstverantwortliche Wesen, die ein erfüllendes Leben wählen können.

Oft treffe ich auf Männer mit konservativen Ansichten oder einem starken Männlichkeitsideal, die in Debatten verzweifeln, wenn sie erklären sollen, wie sie „trotzdem schwul" sein können. Sie sagen dann, das Wort „schwul" beschreibe nur ihre Sexualität – ein kleiner Teil ihres Wesens. Doch die Tatsache, dass solche Erklärungen nötig sind und die Reaktionen aus der Schwulenszene so heftig ausfallen, zeigt, wie aufgeladen der Begriff tatsächlich ist. Und wenn „schwul" bereits politisch ist, dann ist „queer" doppelt so sehr. „Queer" war einst subversiver Slang – etwa bei William Burroughs – doch spätestens seit den 1990er Jahren trägt es den Stempel radikal linker Ideologie.

„Schwul" bedeutet feminin. Daran führt kein Weg vorbei. Ursprünglich beschrieb es etwas Buntes, Fröhliches, Unbeschwertes – eine Bedeutung, die heute in der Regenbogenflagge weiterlebt. Rosa und Lavendel – Farben, die man mit kleinen Mädchen verbindet – prägen die Ästhetik der Schwulenbewegung. Wer wirklich Sinn für Stil hat, müsste wissen, was das über die Wirkung aussagt. Es wirkt fast so, als wollten Schwule als besonders feminin wahrgenommen werden – auch wenn sie gelegentlich das Gegenteil behaupten.

Noch heute ist „schwul" ein Schulhofschimpfwort für: schwächlich, tuntig, lächerlich – lange bevor Kinder seine eigentliche Bedeutung kennen. Selbst junge Erwachsene, die Homosexualität akzeptieren, verwenden es so. Dass die meisten offen schwulen Prominenten durch ihre flamboyanten, weiblich geprägten Rollen bekannt sind, bestärkt dieses Bild. Schwule mögen glauben, dass „schwul" nur ihre Sexualität beschreibt – das stimmt einfach nicht.

Warum sollte sich ein Mann, der seine Männlichkeit schätzt und von anderen Männern ernst genommen werden will, selbst als „schwul" bezeichnen? Damit begibt er sich in die Position, ständig gegen die Assoziationen von Leichtfertigkeit und Weiblichkeit ankämpfen zu müssen, die das Wort tatsächlich in sich trägt. Sich als Mann „schwul" zu nennen, ist ein wenig wie Eyeliner zu tragen: Die Leute mögen darüber hinwegsehen – aber sie würden sich nicht wundern, dich in einem Kleid zu sehen.

Ich halte es für notwendig, eine Sprache zu verwenden, die zwischen den Ideologien und Stereotypen der Schwulenbewegung und dem konkreten sexuellen Verlangen erwachsener Männer nach erwachsenen Männern unterscheidet.

„Androphilie" leistet das. Der Wortstamm „andro" ruft ein explizit männliches Begehren hervor – ein Mars/Mars-Verlangen nach Männern, nicht nur nach Menschen gleichen Geschlechts. Und es ist offen genug, um nicht auf einen Männertypus – etwa den „Bären" – beschränkt zu sein. Ich finde viele Arten von Männern anziehend, ebenso wie unzählige andere maskulin

identifizierte Homosexuelle. Androphilie ist eine sexuelle Liebe zur Männlichkeit, wie sie sich in verschiedensten Männern zeigt. Jeder Mann hat darin seine eigenen Vorlieben. Androphilie trennt jene Männer, die sich mit Männlichkeit identifizieren, von denen, die sich der schwulen Kultur und Identität zugehörig fühlen. Doch sie eint alle Männer, die Männer lieben – ohne sie in einengende Identitäten, politische Ideologien oder kulturelle Schablonen zu pressen.

Schwule beklagen oft, das Wort „schwul" sei einfach praktischer. Zugegeben – „androphil" oder „androphilisch" klingen im Alltag sperrig. Ich schlage daher den umgangssprachlichen Begriff „Andro" vor. Er bedeutet „Mann" – und hat einen angenehm männlichen Klang.

UNERWÜNSCHTER GAST AUF DER SCHWULENPARTY

Als ich erstmals ernsthaft in Erwägung zog, homosexuelle Handlungen zu erkunden – das war in ländlichen Gegenden Pennsylvanias –, konnte ich bereits auf eine durchaus gesunde Vergangenheit als Heterosexueller zurückblicken. Ich hatte, zu meiner Freude, mit mehreren Mädchen in meinem Alter sowie einigen erwachsenen Frauen Erfahrungen gesammelt. Doch im kleinstädtischen Amerika der frühen 1990er-Jahre erschien Homosexualität noch gefährlich, grenzüberschreitend, aufregend. Sie schwang wie ein zweifelhafter Unterton in all jenen verbotenen Büchern und Filmen mit, die mich faszinierten. Ich war ein junger Mann, der alles ausprobieren wollte, wovor sich andere fürchteten – also bat ich, sehr zum Unmut meiner damaligen Freundin, sie möge mir den Kontakt zu einem Mann vermitteln, den sie kannte.

Der Sex war in Ordnung – aufregend, weil neu, aber es war nicht so, als hätte ich plötzlich ein magisch fehlendes Puzzlestück meiner Existenz entdeckt. Mit 17, wie die meisten Jungen in diesem Alter, hätte mir vermutlich auch ein Sofa gereicht. Noch im selben Jahr zog ich nach New York, in der naiven Erwartung, dass unverhohlene Bisexualität dort noch immer als provokant, rebellisch, dekadent – ja geradezu skandalös – gelten würde. Welch ein Irrtum.

In Chelsea und an der Christopher Street, während meine Kommilitonen sich begeistert zu schwulen Veranstaltungen aufmachten, wurde ich unweigerlich mit jener schwulen Mainstream-Kultur konfrontiert, die Mark Simpson 1996 in seinem brillanten Essay „Gay Dream Believer: Inside the Gay Underwear Cult" treffend karikierte. Es war unvermeidlich – denn in Manhattan der 1990er war Homosexualität allgegenwärtig. Die Strassen von Greenwich Village waren gesäumt von auffälligen Safer-Sex-Plakaten. Regenbogenflaggen flatterten aus Fenstern und prangten über Geschäftseingängen. Homosexualität und Bisexualität waren nicht nur akzeptiert, sie dominierten förmlich das Stadtbild – man konnte kaum einen Block gehen, ohne daran erinnert zu werden.

Eifrig, mich in einen Abgrund der Sünde zu stürzen, erforschte ich schwule Buchläden, Bars und die wöchentlichen Ausgaben der sogenannten „Circuit Parties". Ich besuchte ein Treffen der empfindlich-zickigen GLBT-Hochschulgruppe (für Schwule, Lesben, Bisexuelle und Transmenschen). Und ja, ich war auch bei der grossen Schwulenparade, sah, wie die triumphierende Dragqueen RuPaul ihren Hit sang und vom „Supermodel"-Wagen aus verkündete, wie grossartig es sei, schwul zu sein.

Schon damals kaufte ich diesem Schauspiel nichts ab. Dieses glückselige, sich selbst bejubelnde Meer schwuler Konformität – weisse Tanktops, winkende Arme – entsprach keineswegs dem, wozu ich mich bekannt hatte, als ich das erste Mal einen Mann küsste. Ich hatte mich eingeschrieben für William Burroughs, Jean Genet, Tinto Brass' „Caligula", Gerüchte über Lord Byron, das antike Griechenland und die überraschend prickelnde Nacktszene mit Julian Sands in A Room With A View. Am wichtigsten aber war: Ich hatte mich dafür entschieden, weil ich Männer sexuell anziehend fand.

ch „outete" mich gewissermassen aus Versehen, als meine besorgte Mutter eines Tages etwas zu neugierig wurde, was meine Interessen anging. Das Coming-out war für mich kein schmerzhafter, kathartischer Wendepunkt, der mich befreite, um endlich ich selbst zu sein – im Gegenteil: Ich empfand es eher als lästige Pflicht, der ich nachkommen musste, als handele es sich um

ein grosses Ereignis. Für mich war es keines. Und es ist bis heute ganz sicher nichts, das ich einmal jährlich mit „Stolz" und einer Parade feiern möchte.

Diese Welt des „Gay Dream Believer", die ich in New York vorfand, war keine Feier gleichgeschlechtlicher Begierde. Sie war eine ununterbrochene Inszenierung der Akzeptanz einer kollektiven Identität. Für viele meiner Altersgenossen und deren Vorgänger war Homosexualität nur ein Nebenaspekt. „Schwul sein" war alles. Es war keine Sexualität, sondern eine soziale Zugehörigkeit. Schwul zu sein bedeutete: Regenbogenfahnen und Freiheitsringe, eine bestimmte Frisur, eine Auswahl verpflichtender Filme, Platten und Events. Die schwule Kultur war visuell und intellektuell vollkommen homogen. Schwulsein verlangte nicht nur einen ästhetischen Kanon, sondern auch die Annahme rührseliger Sentimentalitäten, Insiderwitze und politischer Überzeugungen. Es war nicht einfach irgendeine Party – es war die Schwulenparty. Camille Paglia bezeichnete sie einmal spöttisch als „stalinistisch". Und es hätte mich kaum gewundert, wenn man erwartet hätte, bei jedem Erklingen von Gloria Gaynors Hymne I Will Survive strammzustehen – mit schlaffem Handgelenk, versteht sich.

Trotz meiner Verachtung gegenüber der modernen Schwulenparty will ich nicht behaupten, die Schwulenbewegung habe nichts Wertvolles erreicht – im Gegenteil: Sie war ein wirksames Mittel zur Befreiung gleichgeschlechtlich orientierter Menschen von echter Unterdrückung.

Als sich die ersten Vorläufer der modernen Schwulenrechtsbewegung im aufgeklärten Deutschland des 19. Jahrhunderts zu formieren begannen, lebten Männer, die sexuelle Handlungen mit anderen Männern vollzogen, noch in grosser Gefahr. Die Schrecken der Inquisition waren für die meisten vorbei, doch die Verfolgung Homosexueller setzte sich in säkularer Form in ganz Europa fort – wenn auch mit weniger Inbrunst. Treffpunkte wurden durchsucht, und obwohl eine Verurteilung allein wegen Homosexualität relativ selten war, waren Polizeischikanen an der Tagesordnung, und Erpressung war ein florierendes Geschäft.

Homosexuelle wurden seltsamen medizinischen Untersuchungen unterzogen – oder unterzogen sich ihnen freiwillig –, um ihre „Abweichung" zu erforschen. Die Öffentlichkeit war empört über offen gelebte Homosexualität, doch die Homosexuellen wurden zunehmend kämpferischer. Karl Heinrich Ulrichs, dessen Ansichten später noch behandelt werden, trat Mitte des 19. Jahrhunderts offen als Homosexueller für die Abschaffung antihomosexueller Gesetze ein. Im Jahr 1897 gründete Magnus Hirschfeld das pro-homosexuelle „Wissenschaftlich-humanitäre Komitee" – ein Name, der in seiner gewollten Unverbindlichkeit wohl nur noch vom heutigen amerikanischen „Human Rights Campaign" (HRC) übertroffen wird.

Hirschfeld machte im Umgang mit der Polizei grosse Fortschritte, doch im 20. Jahrhundert wurden die zivilrechtlichen Bewegungen in Europa durch die drängenderen Sorgen der Kriege zurückgedrängt.

Obwohl die systematische Vernichtung von Juden und anderen „Unerwünschten" – darunter auch Homosexuelle – der Welt eindrücklich vor Augen führte, wozu institutionalisierte Vorurteile fähig sind, blieb Sodomie nach dem Zweiten Weltkrieg in weiten Teilen der Welt strafbar. Die Verfolgung von Homosexuellen durch Polizei und Behörden setzte sich fort, als hätte es den Krieg nie gegeben – mancherorts nahm sie sogar zu.

John Rechys The Sexual Outlaw liefert ein eindringliches Porträt der schwulen Subkultur im Los Angeles der 1970er-Jahre. Es schildert eine Gruppe sexuell freier Männer, die regelmässig schikaniert, als Sexualstraftäter registriert und teilweise inhaftiert wurden – nicht wegen Gewalt oder Missbrauchs, sondern einzig wegen einvernehmlicher Sexualität. Zwar suchten viele dieser Männer gezielt öffentliche Orte für ihre Begegnungen, was rechtlich heikel war, doch das ändert nichts an der Tatsache: Sie wurden kriminalisiert für etwas, das in einem freien Gemeinwesen privat bleiben sollte.

Auch in den 1980er-Jahren waren Diskriminierungen gegen bekannte Homosexuelle an der Tagesordnung. Die institutionelle Gleichgültigkeit gegenüber der AIDS-Krise stellte ein weiteres gravierendes Versäumnis dar.

Man wäre ungerecht, wollte man der Schwulenbewegung nicht ihren Verdienst anrechnen, gegen solche Zustände gekämpft zu haben – gegen Unterdrückung, Intoleranz und bewusste Vernachlässigung. Viele Männer und Frauen – und alle, die sich dazwischen verstanden – haben für meine Generation den Weg bereitet. Ich stimme nicht mit allen damaligen Strategien überein, aber rückblickend betrachtet war ihr Handeln vielfach notwendig. Mein Einwand richtet sich nicht gegen das, was die Schwulenbewegung war, sondern gegen das, was sie geworden ist: eine Karikatur ihrer selbst.

Mit 31 Jahren kann ich ehrlich sagen, dass ich in meinem Erwachsenenleben keine ernsthafte Diskriminierung erfahren habe. Die einzige regelmässige Anfeindung, die mir widerfuhr, war jene, die wohl jedem widerfährt, der sich in der Schule irgendwie anders gibt. Ich hatte eine Vielzahl von Jobs in unterschiedlichen Städten, und ich habe festgestellt: Den allermeisten heterosexuellen Männern ist es vollkommen gleichgültig, mit wem andere Männer schlafen – solange man ihre Grenzen respektiert und nicht als affektierter Geltungssüchtiger auftritt.

(Heterosexuelle Männer, ähnlich wie ich selbst, finden Affektiertheit und Aufmerksamkeitsdrang in jeder Person anstrengend – unabhängig von Geschlecht oder Orientierung.)

Die grösste Herausforderung für mich im Arbeitsumfeld war bisher, dass Frauen oft erwarten, ich wolle mit ihnen über Frisuren und Mode plaudern. Ich habe mit meinem Lebensgefährten über acht Jahre hinweg in drei Städten zusammengelebt – nie gab es Probleme mit Vermietern; im Gegenteil, oft bedauerten sie unseren Auszug. Auch bei gemeinsamen Bankkonten, beim Autokauf oder bei Versicherungen sind uns keine Hürden begegnet. Solche Dinge stehen jedem Paar offen – ich kenne zwei heterosexuelle Freunde, die zusammen ein Haus besitzen. Steuerlich getrennt zu veranlagen war nie ein Problem, und mir fehlt das Verständnis für wohlhabende Homosexuelle, die jammern, weil sie angeblich ein paar Steuervergünstigungen entgehen, nur weil sie nicht heiraten dürfen.

Ich habe ein erfülltes Verhältnis zu meiner Familie. Natürlich gibt es Menschen, die unter streng religiösen Eltern leiden – doch das ist ein Problem, das sich politisch kaum lösen lässt. Alles in allem: Mir geht es gut. Millionen Heterosexueller sind schlechter dran als ich. Und ich kenne genügend Homosexuelle, die ein weit extravaganteres Leben führen. Wenn ich tatsächlich unterdrückt wäre, müsste ich schon sehr genau suchen, um den Beweis dafür zu finden.

Und genau dieses Erbsenzählen ist es, womit sich die modernen Schwulenaktivisten inzwischen beschäftigen. Die Schwulenbewegung, die durch die AIDS-Krise der 1980er-Jahre einen gewaltigen Schub erhielt, hat längst überzogen. Nachdem sie in der Mehrheitsgesellschaft weitreichende Toleranz für gleichgeschlechtlich Orientierte erwirkt, Polizeiwillkür eingedämmt und Diskriminierung weitgehend beseitigt hatte, verfiel sie in übertriebene Kleinkriege.

Sie ist heute kein loses Netzwerk kämpferischer Idealisten mehr. Sie ist eine Industrie. Eine gut organisierte, millionenschwere Maschinerie, die tausende von Arbeitsplätzen sichert. Die „Human Rights Campaign" (HRC) residiert in einem noblen Bürokomplex in Washington, D.C., und die „Gay & Lesbian Alliance Against Defamation" (GLAAD) veranstaltet glamouröse Preisverleihungen mit Hollywood-Prominenz. Aus der Schwulenbewegung wurde eine Lobbyorganisation – und diese lebt davon, ihren Mitgliedern die Eintrittskarte zur grossen Schwulenparty zu verkaufen. Heute sind Aufkleber die neuen Armbinden – und sie sind überall.

Doch was genau verkauft diese Organisation eigentlich? Was ist ihr wahres Produkt?

Die Illusion von Unterdrückung und Opferstatus.

Denn um Spenden zu generieren, muss das Bild aufrechterhalten werden, dass Homosexuelle immer noch massiv bedroht und diskriminiert seien. Nur so können Hunderttausende von Wohlstandsbürgern guten Gewissens

glauben, sie kämpften für ihre Freiheit – während sie in Wahrheit längst frei sind. Wie jede Bewegung, die ihre ursprünglichen Ziele erreicht hat, aber nicht einfach aufhören kann, sucht diese Lobby nach neuen Feinden – oder erfindet sie, wenn nötig. Der wahre Gegner der Gay Advocacy Industry ist nicht die sogenannte religiöse Rechte. Es ist die Erkenntnis, dass homosexuell empfindende Menschen sie gar nicht mehr brauchen.

Versteh mich nicht falsch – ich will die Aktivisten nicht als selbstsüchtige Zyniker darstellen, die nur aus Gewinnstreben handeln. Die meisten von ihnen glauben wohl tatsächlich, dass sie „etwas bewirken". Doch moderne Interessenvertretung kennt keinen Rückzug. Es herrscht ein ständiger Vorwärtsdrang: „Es gibt immer noch etwas zu tun." Und das stimmt gewiss – aber nach den grossen Schlachten bleiben nur noch kleinere, fragwürdige Kämpfe. Auch wenn eine Organisation als gemeinnützig gilt, muss sie überleben. Sie braucht Einnahmen. Sie braucht Karrierepfade, Aufstiegschancen, Wachstumsziele – wie jedes Unternehmen auch.

Ich war einmal naiv genug, der HRC 30 Dollar zu spenden. Jahre nach Ablauf meiner Mitgliedschaft erhalte ich immer noch regelmässig E-Mails mit rührseligen Geschichten über Diskriminierung und Schauermärchen über die bösen Machenschaften der religiösen Rechten.

Dabei scheinen sich diese beiden Kontrahenten – die sogenannte Anti-Gay-Industrie und die Gay Advocacy Industry – fast symbiotisch zu ergänzen. Die Gays profitieren von den aggressiven Kampagnen radikaler Christen, weil sie dadurch Angst verbreiten und Geld einsammeln können. Umgekehrt steigert die Aussicht auf gesellschaftliche Anerkennung für Homosexuelle die Spendenbereitschaft der Christen, die diese Entwicklung fürchten. Das Problem: Die Anti-Gay-Seite hat mehr Geldgeber.

Das zeigt sich besonders deutlich im Kampf um die gleichgeschlechtliche Ehe. Schwulenaktivisten haben früh signalisiert, dass sie sich mit nichts anderem zufriedengeben werden. Weil ihnen bewusst ist, dass politische Unterstützung in Parlamenten schwer zu bekommen ist – Pro-Homo-Gesetze sind für viele Abgeordnete ein politisches Risiko –, suchen sie den Weg über

die Gerichte. Und sie hatten Erfolg: In Massachusetts setzten sie die gleichgeschlechtliche Ehe durch. Doch schon ein Jahr später gelang es der religiösen Rechten, selbst in liberalen Staaten wie meinem, durch Volksinitiativen Verfassungsänderungen durchzusetzen, die gleichgeschlechtliche Ehen ausdrücklich verboten. Ein Schritt nach vorne, viele zurück.

Die Schwulenlobby schafft es einfach nicht, genug Begeisterung für ihre Kampagnen zu mobilisieren, um mit der religiösen Rechten gleichzuziehen. Es gibt schlichtweg nicht genügend Homosexuelle, die heiraten wollen, aber eine grosse Zahl von Christen, die die Vorstellung gleichgeschlechtlicher Ehe als moralisch verwerflich empfinden. Und ganz ehrlich: Ich glaube nicht, dass genügend Homosexuelle überhaupt tief genug für dieses Thema brennen.

Wie gesagt: Den meisten geht es gut. Natürlich, wenn man sie fragt, finden viele gleichgeschlechtliche Ehe eine tolle Idee. Aber viele schwule Männer sehen in der Ehe schlicht keine Priorität. Lieber investieren sie in Autos, Möbel, Restaurants und exklusive Urlaubsreisen. Wer wollte es ihnen verübeln? Ich habe mit vielen gesprochen, die sich zwar ärgern, dass sie nicht heiraten dürfen – aber nie eine funktionierende Langzeitbeziehung hatten. Und wenn doch, ist ihre Vorstellung von Ehe oft deutlich flexibler, was Monogamie betrifft, als das traditionelle Modell.

Wahrscheinlich wäre es für Schwulenaktivisten strategisch klüger, sich für eingetragene Lebenspartnerschaften oder zivile Bündnisse einzusetzen – pragmatischere Modelle, die breiter akzeptiert würden und auch für mehr Menschen sinnvoll wären. Doch genau da liegt das Problem: Praktische Lösungen interessieren die Aktivisten kaum. Ihre treuesten Unterstützer wollen keine Vernunft. Sie sind Idealisten. Sie glauben, sie führten denselben grossen Freiheitskampf gegen Unterdrückung wie einst die Schwarzen oder die Frauen.

Die Verteidiger der Homorechte vergleichen Homosexualität beharrlich mit Hautfarbe – und appellieren damit an die latente Schuldangst weisser Amerikaner, die befürchten, insgeheim rassistisch zu sein. Die Argumentation

hinter Forderungen nach gleichgeschlechtlicher Ehe, nach Antidiskriminierungsgesetzen und „Hate Crime“-Regelungen beruht auf der Vorstellung, dass Homosexualität nichts anderes sei als eine genetische Gegebenheit – wie Hautfarbe.

Denn die Schwulenbewegung hat sich auf eine Grundannahme eingeschworen: Homosexualität sei angeboren. Doch das Problem ist: Niemand weiss das mit Sicherheit. Die Aktivisten haben sich längst festgelegt und propagieren diese vermeintliche „Wahrheit“, nämlich dass Homosexualität keine Wahl sei. Aber die wissenschaftliche Debatte ist alles andere als abgeschlossen. Und die „aktuelle Forschungslage“ verändert sich alle paar Jahre.

In den frühen 90ern, als ich heranwuchs, war man fest davon überzeugt, dass bald ein „Schwulengen“ gefunden werde, das Homosexuelle genetisch als eigenständige Gruppe ausweise – und ihnen damit dieselben rechtlichen Sonderrechte wie ethnischen Minderheiten zuweise. Heute wiederum vertreten viele Forscher die These, dass es das hormonelle Milieu im Mutterleib sei, das Homosexualität verursache. Doch auch das ist nur eine Theorie – kein Beweis. Es scheint, dass Umweltfaktoren und, ja, persönliche Entscheidungen nach wie vor eine Rolle bei der Entwicklung der Sexualität spielen.

Aus meiner eigenen Erfahrung und Beobachtung heraus würde ich sagen: Auch wenn viele Homosexuelle gewisse gemeinsame biologische Merkmale teilen mögen, ist Homosexualität oft auch eine erworbene Vorliebe. Sex ist Sex – insbesondere für Männer. Wenn die Grenzen der sexuellen Identität durchlässiger werden, entwickeln manche Männer eine temporäre oder dauerhafte Neigung zum Sex mit anderen Männern. Politisch tabuisiert, wird dieser Aspekt gesellschaftlich sehr wohl offen zur Schau gestellt: Schwule Männer brüsten sich oft ganz selbstverständlich mit ihren Erlebnissen mit angeblich heterosexuellen Männern – auch wenn sie gleichzeitig steif und fest behaupten, ihre eigene Homosexualität sei keine Wahl gewesen.

Tatsächlich vertraten homoaktive Bewegungen die „Angeborenheitsthese" bereits im 19. Jahrhundert – lange bevor es auch nur ansatzweise wissenschaftliche Belege gab. Schon damals war die Behauptung, man sei „so geboren", vor allem eines: politisch nützlich.

David F. Greenberg schreibt in The Construction of Homosexuality über Karl Heinrich Ulrichs' sogenannte Urning-Theorie:

Ulrichs' Schlussfolgerung, dass Urane angeboren seien und nicht „gemacht", mag – wie er behauptete – durch embryologische Entdeckungen inspiriert gewesen sein; sie war jedenfalls ein attraktiver Standpunkt für jemanden, der gegen die Kriminalisierung homosexueller Handlungen argumentierte. Wenn homosexuelles Begehren angeboren und damit unkontrollierbar ist, lässt sich im voluntaristischen Strafrecht sehr leicht für Straffreiheit plädieren: „Sie können nichts dafür – also sollte man sie nicht bestrafen."

Greenberg stellt zudem fest, dass viele Homosexuelle – sobald sich diese Idee verbreitete – ihre eigene Vergangenheit entsprechend uminterpretierten, um sie dem neuen Glaubenssystem anzupassen, bis hin zu Autobiografien, die nachträglich so überarbeitet wurden, dass frühe Hinweise auf Homosexualität eingefügt wurden.

Die Vorstellung, dass Homosexualität „keine Wahl" sei, dass man eben „so geboren" sei, war stets mehr eine Glaubensfrage als das Ergebnis ehrlicher oder objektiver Analyse.

Das stärkste, ernstzunehmende Argument gegen die strafrechtliche Verfolgung von Homosexualität war immer ein libertäres: Alle erwachsenen Menschen sollten das Recht haben, einvernehmlich und gewaltfrei miteinander Sexualität zu erleben – unabhängig von wechselnden gesellschaftlichen Ansichten zu diesen Handlungen. Für einen logisch denkenden Geist ist das vollkommen einleuchtend. Weltliche, also nicht-religiöse, Argumente gegen Homosexualität waren stets schwach. Und in einer Welt, in der Überbevölkerung und schrumpfende Ressourcen immer drängendere Themen sind, wirken sie zunehmend anachronistisch – einst

vielleicht relevant in kleinen Stammesgesellschaften, heute kaum noch plausibel.

Versuche religiöser Gruppen, säkulare Argumente gegen Homosexualität vorzubringen, scheitern meist kläglich. Die Angst vor göttlicher Vergeltung war immer ihre schärfste Waffe. Ein immer wieder angeführtes Argument – schon im alten Griechenland vereinzelt zu finden – lautet, die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Liebe führe zur Verweichlichung und Entmannung der Gesellschaft. Doch wenn in den letzten fünfzig Jahren etwas zur Verweichlichung der Männer beigetragen hat, dann war es der anhaltende feministische Angriff auf Männlichkeit. Es waren Frauen, nicht homosexuelle Männer – letztere stellen ohnehin eine kleine Minderheit dar –, die von Männern forderten, sie müssten sich mehr mit ihrer „weiblichen Seite" auseinandersetzen.

Zwar wird Homosexualität in den Medien gerne für jede Art von Entmannung verantwortlich gemacht, doch ist es schwer vorstellbar, wie eine derart kleine Gruppe einen derart flächendeckenden Einfluss ausüben sollte. Und dieses Argument ergibt ohnehin nur dann Sinn, wenn man homosexuelle Männlichkeit und weibische Ausstrahlung grundsätzlich gleichsetzt – eine Annahme, mit der ich mich im nächsten Abschnitt dieses Manifests auseinandersetzen werde.

Die libertäre Lösung jedenfalls hat sich in weiten Teilen des Westens durchgesetzt. In den Vereinigten Staaten wurde Sodomie entkriminalisiert – und das erstaunlich spät im Vergleich zu vielen europäischen Ländern. Wenn die Schwulenaktivisten heute wirklich gegen reale Unterdrückung kämpfen wollten, würden sie sich auf Asylprogramme für Homosexuelle in islamischen Ländern konzentrieren – dort nämlich werden mutmassliche Homosexuelle weiterhin regelmässig hingerichtet oder, absurderweise, zu Testosteroninjektionen gezwungen.

Doch anstatt sich dem echten Elend zuzuwenden, bekämpfen sie in erster Linie Unannehmlichkeiten.

Vor vierzig Jahren wäre ein Mann wie ich vielleicht verhaftet oder von der Polizei verprügelt worden – nur weil er sich zur falschen Zeit am falschen Ort befand. Mein Grossonkel wurde wegen Sodomie verurteilt. Sein vollständiger Name und das „Vergehen" wurden in der Lokalzeitung veröffentlicht – mit erheblichen Konsequenzen nicht nur für ihn, sondern auch für meinen Grossvater, der unter demselben Namen ein Geschäft führte. Die grossen Ungerechtigkeiten meiner Generation hingegen scheinen sich auf Krankenversicherungen, das „Recht" auf Heirat und Adoption – Dinge, die wir biologisch ohnehin nicht hervorbringen können –, auf Pensionsansprüche, Steuervergünstigungen und seltene juristische Graubereiche zu beschränken.

Diese Missstände mögen unfair sein, in Einzelfällen auch belastend – aber angesichts des hysterischen Tons vieler Schwulenaktivisten könnte man meinen, es handle sich um gleichermassen brutale Formen der Unterdrückung wie früher. Man würde es kaum glauben, doch die meisten Homosexuellen werden heute nicht wegen ihrer Orientierung verfolgt, geschlagen oder eingesperrt. Sie erleben, wenn überhaupt, nur minimale Diskriminierung. Wer sich heute offen zu seiner Homosexualität bekennt, kann in der Regel ein gesundes, produktives Leben führen – wenn er es denn will.

Und das ist eine gute Entwicklung.

Trotzdem erklärt uns die Schwulenpartei – nennen wir sie so –, wir müssten uns vereint den Schulhofschlägern entgegenstellen und Jugendliche dazu ermutigen, sich zu „outen" – um sich sogleich in kleinen, selbstgewählten Ghettos aus Unterstützungskreisen einzurichten, wo sie brav die Parteilinie lernen und sich vor dem echten Umgang mit heterosexuellen Altersgenossen drücken können. Die Schwulenpartei erzählt uns, unsere „Unterdrückung" bestehe in einem Mangel an Akzeptanz – und genau dieser führe zu selbstschädigendem Verhalten. Die Schwulenpartei insistiert, wir müssten lernen, dass wir Opfer der heterosexuellen Hegemonie seien, und einsehen, dass alle uns etwas Böses wollten.

Die loyalen Mitglieder dieser Bewegung wissen: Unsere Probleme sind nicht selbstverschuldet – wir sind Überlebende, die an den Folgen jugendlicher Ausgrenzung und heteronormativer Gewalt leiden. Ist das nicht genau das, worum es bei „Pride" eigentlich geht?

Wohlwollend betrachtet sind viele Schwule recht erfolgreich und gesellschaftlich gut integriert – und kümmert die heterosexuelle Vorherrschaft nur am Rande. Bis – ja, bis ihr eigenes Verhalten zur Debatte steht. Dann aber schwingen sie sich augenblicklich auf ihr moralisches Hochross und klagen lautstark darüber, wie furchtbar hart sie es doch hatten. Wie wagt es jemand, ihr Verhalten in Frage zu stellen? Wie kann jemand es nur wagen, ein Urteil zu fällen über diese armen, unterdrückten Schwulen!?

Ich würde viele von ihnen gern einmal mit Menschen konfrontieren, die mit körperlichen Behinderungen leben – damit sie begreifen, was wahrer Stolz angesichts realer Widrigkeit bedeutet. Wie kommt es, dass Menschen, denen alltägliche Handlungen zur Qual werden, ihre Würde bewahren können – während Schwule angeblich völlig ausserstande sind, sich zu sammeln, solange irgendwo jemand ihre Lebensweise nicht „voll und ganz" gutheisst?

Genau dieses Selbstverständnis ewiger Opferrolle, dieses lähmende Fehlen jeglicher Perspektive, ist der Motor für die nervtötendsten Auswüchse der Schwulenpartei. Inspiriert von den schlimmsten Ausläufern verirrter feministischer und identitärer Bewegungen versuchen Schwule heute, die Grenzen dessen zu kontrollieren, wie über Homosexualität gesprochen werden darf. Die einschlägigen Interessenverbände überbieten sich dabei gegenseitig in öffentlicher Entrüstung, sobald jemand eine Ansicht äussert, die auch nur geringfügig von der Parteilinie abweicht.

Selbst harmlose Darstellungen von Homosexuellen in den Medien werden flugs als „homophob" gebrandmarkt – und mediale Hetzkampagnen sollen Unternehmen zur Abbitte zwingen. Während die meisten schwulen Organisationen in ihren Reihen politische Korrektheit wie eine religiöse Pflicht handhaben, existiert GLAAD zu keinem anderen Zweck. Als

Denkpolizei der Schwulenpartei stellt sie Leitfäden für „beleidigende" Begriffe bereit (das Wort „homosexuell" steht zuoberst auf der Liste – einzig der Begriff „gay" gilt als akzeptabel) und kämpft verbissen darum, Redaktionsrichtlinien und Stilvorgaben im Sinne der Bewegung zu beeinflussen.

Auch wenn ihr Motto „faire, akkurate und inklusive Darstellung" lautet – ihr Tun zielt darauf ab, den öffentlichen Diskurs über Homosexualität zu steuern und ihn einseitig zugunsten der Schwulenpartei zu verzerren. GLAAD ist keine Verfechterin freier Debatte. Sie ist eine Propagandamaschinerie, deren impliziter Auftrag darin besteht, die öffentliche Meinung zu manipulieren und Homosexualität weichzuspülen – damit die politische Agenda akzeptabler erscheint.

Ein kurzer Blick auf die Webseiten der grossen schwulen Organisationen genügt: Man wird mit einer Bilderflut überschwemmt – seifenblasenartige Stockfotografie, wie man sie aus der Werbung grosser Krankenkassen kennt. Glückliche, harmlose, kerngesunde Menschen – scheinbar allesamt Teil funktionierender, wenn auch unkonventioneller „Regenbogenfamilien".

Ist das wirklich ein realistisches Bild der schwulen Community?

Ich überlasse das Urteil dir, Leser. Entspricht die schwule Wirklichkeit tatsächlich dieser strahlend weissen, porentief reinen Fassade?

Die schwule Identität – so wie sie heute verkauft, verpackt und an gleichgeschlechtlich Empfindende vermarktet wird – überlagert alle anderen Identitäten. Sie beansprucht Deutungshoheit. Wer sich als schwul definiert, tut dies in einer Weise, die Herkunft, Überzeugung oder individuelle Loyalitäten irrelevant erscheinen lässt.

So werden schwule Republikaner gern mit jüdischen Nazis verglichen. Männlichkeit gilt nur dann als akzeptabel, wenn sie als kulturelles Konstrukt verstanden und gleichzeitig zur Dekonstruktion freigegeben wird – vorzugsweise unter Berufung auf feministische Theorien, wie sie besonders

unter lesbischen Intellektuellen verbreitet sind. Oberflächlich herrscht in der Schwulenbewegung ein multikultureller Ton der Inklusivität, doch die realen sozialen Szenen sind oft stark segregiert. Unter schwulen Männern überwiegt ein sozialistisches Bewusstsein, und der Kapitalismus darf – trotz konsumfreudigster Lebensweise – nur in tadelndem Tonfall thematisiert werden.

Hier liegt ein fundamentaler Widerspruch: Die Schwulenpartei predigt politische Korrektheit, Vielfalt, kulturelle Offenheit – doch lebt in ihren Milieus oft das genaue Gegenteil. Zwischen dem, was viele homosexuelle Männer tatsächlich sind, und den Ideologien der Schwulenpartei klafft eine unübersehbare Lücke.

Mir geht es in dieser Analyse nicht darum, eine bestimmte politische Richtung zu fördern oder zu diskreditieren. Mir geht es darum, offen zu benennen, wie stark die schwule Identität ideologisch aufgeladen ist. Der Slogan lautet zwar „Diversität" – doch damit ist ganz gewiss nicht weltanschauliche Vielfalt gemeint. Wenn es so etwas wie eine schwule „Ethnizität" gibt, dann gründet sie sich nicht auf die tatsächliche Erfahrung gleichgeschlechtlicher Begierde – sondern auf eine Kultur und ein quasi-religiöses Glaubenssystem, das von jenen geteilt wird, die sich selbst als „gay" bezeichnen.

Gleichgeschlechtliches Begehren wurde seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte gelebt – ohne diese ganze ideologische Verpackung, ohne das Etikett „schwul". Die sogenannten Postmodernisten mögen argumentieren, dass selbst die Homosexualität als solche ein soziales Konstrukt sei – eine interessante These, gewiss. Aber die schwule Identität ist ohne jeden Zweifel eine moderne Erfindung.

Was dabei besonders frappiert: Dieselben Stimmen, die mit Inbrunst gegen soziale Konstrukte kämpfen, scheinen völlig blind dafür, dass sie mit der neuen Generation eine neue, rigide Sozialform erschaffen haben. Junge Menschen werden heute sozialisiert mit dem Glauben, dass gleichgeschlechtliches Begehren untrennbar verbunden sei mit einer

politischen Haltung, einem bestimmten Lebensstil, einer kulturellen Ästhetik – mit dem, was man als „schwul“ bezeichnet.

In ihrem Versuch, alte Beschränkungen zu überwinden, haben sie sich selbst eine neue auferlegt.

Ich bin selbstverständlich nicht der Erste, der feststellt, dass die schwule Identität zunehmend kontraproduktiv wirkt – oder dass schwule Kultur, schwule Identität und das Bedürfnis danach im Schwinden begriffen sind.

Unangepasste Querdenker wie Peter Tatchell und Andrew Sullivan – bei aller politischen Gegensätzlichkeit – haben die vorherrschende Schwulenorthodoxie herausgefordert. Beide vertraten die These, dass mit wachsender gesellschaftlicher Entstigmatisierung gleichgeschlechtlich empfindende Menschen sich mehr und mehr in die allgemeine Gesellschaft integrieren werden. Sie würden weniger das Bedürfnis verspüren, sich in schwulen Subkulturen zu isolieren. Die Bedeutung der schwulen Identität nähme entsprechend ab.

Diese Entwicklung lässt sich unter jungen homosexuellen Männern bereits beobachten: Viele fühlen sich in gemischten Freundeskreisen in „normalen“ Bars wohler als in den sterbenden Schwulenvierteln. Daniel Harris bezeichnete in seinem Buch The Rise and Fall of Gay Culture die „gay sensibility“ – also die schwule Empfindungsweise – als eine „politische Reaktion auf Unterdrückung“. Ich stimme dem zu, mit einer Einschränkung: Was wir heute als „schwule Kultur“ bezeichnen, wird auch künftig einen bestimmten Typus effeminierter Männer ansprechen, wie es in unterschiedlichsten Formen schon immer der Fall war.

Es wird immer eine kleine Gruppe von Männern geben, für die das schwule Lebensgefühl stimmig ist – und für diese Menschen funktioniert die schwule Identität ausgesprochen gut. Sie sollten das Recht haben, diese Form zu leben und sich frei auszudrücken. Doch diese Empfindungsweise ist spezifisch und besonders – sie hat nichts mit der allgemeinen Erfahrung gleichgeschlechtlichen Begehrens zu tun.

Teil dieser Subkultur zu sein, sollte eine individuelle Entscheidung bleiben – keine Erwartung, kein Gruppenzwang, keine identitäre Verpflichtung für jeden Mann, der sich zu Männern hingezogen fühlt.

Jetzt, da Toleranz gegenüber Homosexualität weit verbreitet ist und die tatsächliche Unterdrückung minimal geworden ist, steht ein nächster Schritt der sexuellen Emanzipation an: die Vorstellung zu überwinden, dass Sexualität automatisch eine Art ethnische Zugehörigkeit begründet.

Wir müssen uns lösen von der Idee, ein Mann, der Männer liebt, sei ein grundlegend anderer Mann – ein schwuler Mann, dessen sexuelle Orientierung seine Interessen, seine politischen Überzeugungen und seine Ausdrucksform bestimmt. Denn: Die tiefsitzendste und zugleich schädlichste Voreingenommenheit, mit der gleichgeschlechtlich empfindende Männer heute konfrontiert sind, ist die Annahme, dass sie keine „echten" Männer seien.

Und gerade diese Vorstellung wird durch die schwule Identität verstärkt, nicht abgeschwächt. Denn sie teilt die Männerwelt in zwei Lager: heterosexuell und schwul.

Die schwule Identität war ein Phänomen ihrer Zeit – ein Mittel zum sozialen und politischen Zweck. Wenn homosexuell empfindende Männer wirklich gedeihen sollen, dann darf ihre Sexualität nicht länger als Merkmal eines anderen Menschentyps gelten. Sie muss vielmehr verstanden werden als eine Variante männlichen Begehrens – ganz gleich, wodurch sie verursacht wird.

Männer mit androphiler Neigung – also solche, die sich zu anderen Männern hingezogen fühlen – müssen begrifflich und kulturell von jenen unterschieden werden, die sich mit der schwulen Identität und der ihr zugrunde liegenden Kultur identifizieren. Es ist an der Zeit, das Etikett „schwul" für jene Männer abzulegen, die nichts mit dieser Kultur gemein haben – ausser der Tatsache, dass sie Männer begehren.

Es ist an der Zeit, dass man sie einfach Männer sein lässt.

DAS STIGMA DER EFFEMINIERTHEIT

Im sechsten Jahrhundert, im ersten Jahr seiner Herrschaft, liess Kaiser Justinian I. den Bischof Alexander von Diospolis verhaften, der der homosexuellen Handlungen beschuldigt wurde. Alexander wurde grausam entmannt und nackt durch die Strassen geführt – als warnendes Beispiel für alle, die es wagten, stuprum cum masculis zu begehen: Geschlechtsverkehr mit Männern. Viele weitere sollten folgen; Kastration und öffentliche Demütigung wurden unter Justinians Herrschaft zur bevorzugten Strafe – selbst für jene, bei denen lediglich der Verdacht homosexueller Betätigung bestand. Wie viele seiner ideologischen Nachfolger opferte Justinian diese Männer nicht zuletzt, um seinen zürnenden Gott, Jehova, zu besänftigen und das Reich vor dem feurigen Untergang zu bewahren, der in der Genesis über die sündige Stadt Sodom hereinbrach.

Eine einfache Hinrichtung hätte wohl als Opfer wie als Abschreckung genügt. Doch das grausige Spektakel der Kastration vermittelt eine deutlichere Botschaft: Männer, die sexuelle Handlungen miteinander vollziehen, dürfen nicht mehr als Männer gelten. Die physische Kastration ist buchstäblich die Auslöschung der Männlichkeit – jener Eigenschaft, die den meisten Männern womöglich mehr bedeutet als ihr eigenes Leben. Viele würden eher den Tod wählen als die physische Entmannung.

In besonders machistischen Kulturen – von der Antike bis in die heutige arabische Welt – ist der Gedanke an psychische Entmannung kaum weniger furchteinflössend, wie etwa die Empörung muslimischer Männer über die sexuellen Erniedrigungen im Gefängnis von Abu Ghraib zeigt. Ein Mann zu sein – und von anderen Männern als solcher angesehen zu werden – ist für die grosse Mehrheit von Männern von fundamentaler Bedeutung. Männlichkeit mag angeboren sein, doch das Gefühl von Mannsein ist etwas, das ein Mann sich erarbeiten und zeitlebens unter Beweis stellen muss.

Männlichkeit ist ein Punkt des Stolzes – selbst für Männer, die nicht übermässig maskulin erscheinen. Ich habe erlebt, wie Infragestellungen der eigenen Männlichkeit bei offen effeminierten Männern, ja selbst bei Dragqueens, heftige und fast gewalttätige Reaktionen hervorrufen konnten. Im brasilianischen Film Madame Satã (2002), der das Leben einer berühmten Travestie-Darstellerin nachzeichnet, reagiert der Protagonist auf eine Beleidigung mit den Worten: „Ich bin eine Königin, aber das macht mich nicht weniger zum Mann … Ich habe es gewählt, eine Königin zu sein!“ Diese Szene kam mir nur allzu bekannt vor – ich hatte sie mehrfach mit eigenen Augen erlebt, in Bars und Nachtclubs. Männer können ihre Männlichkeit selbstironisch betrachten, doch wenn jemand anders sie in einem abwertenden Kontext aus dem Kreis der Männer ausschliesst, löst das archaische Wut aus. Solche Worte sind Kampfansagen.

Die physische Kastration ist ein wiederkehrendes Motiv in der Geschichte der Strafen für homosexuelle Handlungen unter Männern. Nicht nur im Byzantinischen Reich, auch im Westgotenreich Spaniens und im Italien der Renaissance war diese Praxis verbreitet. Ein französischer Codex aus dem 13. Jahrhundert legte für das erste Vergehen die Entfernung der Hoden fest, beim zweiten folgte die Amputation des Penis. In den Niederlanden sah ein weltliches Gesetz für verurteilte Sodomiten die Wahl zwischen Verbrennung, Lebendigbegrabenwerden oder Selbstkastration vor. Besonders bemerkenswert ist die Annahme der Kastration als Strafe – und später auch als Heilmittel – gegen homosexuelles Verlangen. Aufbauend auf der Sichtweise, homosexuelle Neigung sei eine medizinische Störung, boten Nationalsozialisten in manchen Fällen eine Wahl zwischen Kastration und Hinrichtung an. Doch sie waren nicht die Einzigen. Physische oder chemische Kastration als „Heilmittel“ für sexuelle Abweichung wird im Westen bis heute gelegentlich diskutiert – und in Ausnahmefällen sogar angewendet.

So extrem die Kastration auch sein mag – die zugrundeliegende Botschaft hallt bis in die Gegenwart der westlichen Kultur nach: Männer, die gleichgeschlechtliche Sexualität leben, können keine „echten“ Männer sein. Ihre Männlichkeit muss neutralisiert, entfernt werden – sie sollen etwas anderes werden.

Effeminierte Männer genossen – wenn überhaupt – in kaum einer Gesellschaft der Geschichte hohes Ansehen. Das liegt auf der Hand: Auch Frauen wurden in den meisten Kulturen gering geschätzt. Weibliche Interessen galten als oberflächlich, kindlich. Männer, die sich wie Frauen benahmen, galten folglich als körperlich und charakterlich schwächer – und somit als unfähig, ihre gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen. Diese Einschätzung war in vormodernen Gesellschaften nicht völlig unbegründet: Es war notwendig, dass Männer stark und belastbar waren. Arbeit geschah nicht am Schreibtisch, sondern mit dem Körper. Und Männer mussten ihre Gemeinschaft vor anderen Männern beschützen – das gilt im Übrigen bis heute. Eine Gesellschaft, die nur aus Frauen und Effeminierten besteht, ist extrem verwundbar.

Männlichkeit bedeutete traditionell: Arbeit, Mut, Opferbereitschaft. Effeminiertheit konnte daher leicht als Versuch erscheinen, sich dieser Verantwortung zu entziehen – so wie Corporal Max Klinger in der Serie MASH*, der Frauenkleider trug, um sich vor dem Kriegsdienst zu drücken. Kulturelle Männlichkeitsnormen sind oft mit Ehre, Pflichtbewusstsein und Stolz verknüpft – und ein Mann, der sich wie eine Frau benimmt, wirkt, als mache er sich über diese Ideale lustig.

Wenn moderne Männer negativ auf Effeminiertheit reagieren, ist das manchmal fast eine Beleidigung: „Mannsein ist hart – ich halte mich an die Regeln, also soll er das auch tun." Man kann sich vorstellen, wie viel verletzender Effeminiertheit in früheren Epochen gewirkt haben muss, als das Leben als Mann noch härter war.

Erfolgreiche Kulturen haben oft Raum für Effeminierte geschaffen. Männer, die wir heute als Transsexuelle oder extrem feminin wirkende Homosexuelle bezeichnen würden, wurden von anderen Männern in Bordellen begehrt oder sogar als Priester und Schamanen verehrt. (Wobei anzumerken ist, dass letztere Rollen häufig an die Bedingung der Kastration geknüpft waren.) Effeminate Männer spielten stets eine bedeutende Rolle in den Künsten. Im zwanzigsten Jahrhundert eroberten viele effeminierte Männer sich Nischen in

Literatur, Theater, Musik oder Mode, wo sie unbestreitbar grossen Einfluss auf die heutige Kultur ausübten.

Ich spreche mich keineswegs für eine schlechte Behandlung von Effeminierten aus. Doch ich halte es auch weder für realistisch noch für wünschenswert, zu erwarten, dass alle Menschen Effeminiertheit oder die damit verbundene Subkultur gutheissen müssen, wenn sie ihnen nicht entspricht. So wenig ich etwas grundsätzlich Falsches daran erkenne, feminin zu sein – sofern es Ausdruck der inneren Natur ist und nicht bloss affektiertes Spiel – so wenig verwerflich finde ich es, Effeminiertheit nicht zu mögen oder sich nicht mit schwuler Kultur zu identifizieren. Das ist für mich eine Frage des Geschmacks – nicht automatisch ein Ausdruck innerer oder äusserer „Homophobie", wie es von manchen Aktivisten dargestellt wird, um jene zu beschämen, die sie nicht so unterhaltsam finden, wie sie sich selbst finden.

Das Problem ist, dass in der heutigen öffentlichen Vorstellung Homosexualität und Effeminiertheit fast untrennbar miteinander verbunden sind. Männer, die Männer lieben, gelten als inhärent feminin. Wer homosexuelle Handlungen vollzieht, so wird erwartet, müsse sich zur schwulen Kultur bekennen – und gelte, insbesondere in den Augen anderer Homosexueller, als „innerlich ein Mädchen", ganz gleich, wie er auftritt, aussieht oder denkt. Doch wie bereits erwähnt, ist für die meisten Männer das Gefühl von Männlichkeit zentral. Und dennoch erwartet man von ihnen, dass sie mit dem Eingeständnis gleichgeschlechtlicher Begierde auch ihre Männlichkeit preisgeben – eine Form der psychischen Kastration.

Das mag für effeminierte Männer, denen Männlichkeit wenig bedeutet, keine grosse Einbusse sein. Doch was ist mit jenen, die Männlichkeit schätzen? Was mit den Androphilen, die Männer lieben und zugleich stolz darauf sind, selbst Männer zu sein? Für die Männlichkeit ein Wert ist – eine Quelle der Faszination, Bewunderung und Anziehung? Ich liebe Männer nicht, weil ich mich als weiblich sehe. Ich liebe Männer, weil ich eine tiefe Wertschätzung für Männlichkeit entwickelt habe. Männer inspirieren mich, faszinieren mich – in ihren stärksten, aber auch in ihren verletzlichsten Momenten. Schon das Beobachten von Männern bereitet mir Freude, weil ich in ihnen

Eigenschaften entdecke, die Frauen oft gar nicht wahrnehmen. Ich sehe diese Dinge gerade deshalb, weil ich selbst ein Mann bin. Ihre Männlichkeit spiegelt meine eigene.

Und dennoch – soll ich deshalb meine Männlichkeit ablegen? Soll ich deshalb als feminin gelten und mich mit „mädchenhaften Dingen" unterhalten? Zum Teufel damit.

Warum muss das so sein? Gibt es irgendeinen Beweis dafür, dass die Erfahrung von Androphilie mich weniger zum Mann macht als irgendeinen Heterosexuellen? Mitnichten. Ich habe im Lauf der Jahre viele Männer wie mich getroffen, die in Auftreten, Stimme, Haltung kaum von heterosexuellen Männern zu unterscheiden waren – und die den ihnen aufgedrückten Stempel der Effeminiertheit genauso verachteten. Ich habe „mädchenhafte Ticks" bei ausgesprochen maskulinen Heteros beobachtet – ebenso wie ich heterosexuelle Männer traf, die in Habitus und Stil deutlich femininer wirkten als viele Schwule. Und doch wird deren Männlichkeit selten in Frage gestellt – einzig aufgrund ihrer Heterosexualität.

All diese Männer geniessen den Vertrauensvorschuss, dass ihre Effeminiertheit bloss ein Persönlichkeitsmerkmal sei. Sobald jedoch ein Mann seine Homosexualität eingesteht, wird jede kleine Abweichung von der Macho-Norm als „weibliche Natur" gedeutet.

Zum Teil liegt dieses Stigma in einer allzu simplen, binären Vorstellung von Sexualität begründet: Der Sex zwischen Mann und Frau gilt als naturgegeben – und daraus folgt dann, dass ein Mann, der Männer begehrt, irgendwie weiblich sein muss. Wer Sexualität ausschliesslich durch das Prisma männlich/weiblich betrachtet, dem scheint das einleuchtend.

Doch Homosexualität funktioniert nicht nach dieser Logik. Mein eigenes Erleben von männlicher Anziehung hat mit solchen Dichotomien nichts zu tun. Für mich ist Androphilie keine Sehnsucht nach einem „anderen", fremden Geschlecht, sondern eine Faszination für Varianten des Eigenen. Jean Genet beschrieb Sex zwischen Männern als Spiegelbild – als

Begegnung mit einem anderen Selbst. Kein Mann, so fremd er auf den ersten Blick auch wirken mag, ist vollkommen „anders“. Immer bleibt eine Spur gemeinsamer Erfahrung, eine vertraute Brüderlichkeit, ein geteiltes Wissen um das Mannsein.

Ich las vor Kurzem in Field & Stream, Männer seien „wie Eier – einander alle ähnlich“. Der Autor dachte wohl kaum an Männersex – und doch ist da ein Körnchen Wahrheit. Natürlich gibt es Unterschiede zwischen zwei Männern, meist übernimmt einer eher die dominantere Rolle – doch diese Polarität ist viel weniger ausgeprägt als im heterosexuellen Geschlechtsverkehr. Männer und Frauen sind einander fremder. Zwischen Männern herrscht weniger Rätselhaftigkeit. Die Dynamik zwischen Mann und Frau wird oft als Mars und Venus beschrieben – die zwischen zwei Männern ist Mars und Mars. Genau das zieht mich an: Diese Mars-Mars-Dynamik – keine Nachahmung heterosexueller Gegensätze, sondern eine echte, gleichwertige Begegnung unter Männern. Darin liegt das Wesen der Androphilie.

Doch in einer heteronormativen Gesellschaft, die Sexualität stets als Gegensatz denkt, drängt sich beim Erleben gleichgeschlechtlicher Begierde rasch die Frage auf: Wie kann ich begehren, was ich selbst bin? Ich vermute, dass der Grossteil aller psychischen oder geschlechtlichen Identitätskrisen homosexuell empfindender Männer letztlich aus dieser Frage entspringt. Wenn man von klein auf lernt, Liebe bedeute Sehnsucht nach dem anderen Geschlecht, dann ist es verwirrend, im gleichen Geschlecht das Begehrte zu entdecken. Um sich kulturell besser einzuordnen, erschaffen homosexuelle Männer oft eine künstliche „Andersheit“ – sie trennen sich psychisch von dem, was sie begehren. Kein Wunder also, dass viele Homosexuelle sich selbst als „femininer“ empfinden als die Männer, die sie begehren. Es scheint ein psychologischer Reflex zu sein: Wer männliche Schönheit bewundert, müsse zwangsläufig anders – nämlich weiblicher – sein.

Doch das ist eine Wahrnehmung, keine Wahrheit.

Ein Teil des Stigmas der Effeminiertheit rührt von einem simplifizierenden, polarisierenden Verständnis von Sexualität her. Der Geschlechtsakt zwischen

Mann und Frau gilt als die „natürliche“ Norm – daraus leiten viele ab, dass Männer, die Männer begehren, irgendwie weiblicher sein müssten. Für Menschen, deren sexuelles Weltbild strikt binär ist – männlich/weiblich, aktiv/passiv –, ergibt das scheinbar Sinn: Wenn zwei Männer sich lieben, muss einer von beiden „die Frau“ sein.

Doch so einfach ist Homosexualität nicht. Diese polare Sichtweise widerspricht vollkommen meiner eigenen Erfahrung. Für mich ist Androphilie nicht das Begehren eines fremden, entgegengesetzten Wesens – sondern das Begehren von Varianten des Vertrauten. Jean Genet sprach von einem Spiegelbild: Auch der fremdeste Mann trägt etwas Eigenes, etwas Brüderliches in sich. Zwischen zwei Männern herrscht immer eine gewisse Übereinstimmung – ein geteiltes Erleben des Mannseins, eine unausgesprochene Vertrautheit, ein intuitives Verstehen.

Ich las kürzlich in Field & Stream, dass Männer „so gleich wie Eier“ seien. Der Autor dachte dabei wohl nicht an Männerliebe – und doch passt es irgendwie. Zwischen zwei Männern gibt es meist eine gewisse Polarität – der eine dominiert tendenziell mehr, der andere weniger –, aber diese Unterschiede sind bei weitem nicht so ausgeprägt wie bei Mann und Frau. Frauen sind für Männer fremder – und umgekehrt. Männer untereinander sind weniger geheimnisvoll. Die Dynamik zwischen den Geschlechtern wird oft als Mars und Venus beschrieben; die zwischen zwei Männern ist Mars und Mars. Und genau das ist es, was mich anzieht: diese Mars/Mars-Dynamik. Nicht eine nachgeahmte Heterosexualität, sondern ein echtes, gleichwertiges Zusammenspiel unter Männern. Dieses Prinzip steht im Zentrum der Androphilie.

Doch in einer Gesellschaft, die auf sexuelle Gegensätze fixiert ist, wirft die Erfahrung gleichgeschlechtlichen Begehrens eine fundamentale Frage auf: Wie kann ich das begehren, was ich selbst bin? Ich bin überzeugt, dass ein Grossteil der psychologischen und geschlechtlichen Identitätskrisen homosexuell empfindender Männer aus genau dieser Frage hervorgeht. Wenn man lernt, dass Liebe und Lust nur zwischen Gegensätzen stattfinden dürfen, wird es verwirrend, wenn das Verlangen sich auf das Gleiche richtet.

Um sich selbst in einen verständlicheren kulturellen Rahmen einzuordnen, konstruieren viele homosexuelle Männer eine innere Andersheit, die faktisch gar nicht existiert. Eine psychische Trennung entsteht zwischen dem Selbst und dem Objekt der Begierde. Es ist kein Wunder, dass so viele Homosexuelle sich selbst als „femininer" empfinden als die Männer, die sie begehren. Es scheint wie ein psychologischer Reflex: Wenn ich männliche Schönheit bewundere, muss ich irgendwie anders sein als der Mann, den ich begehre. Doch das ist eine Frage der Wahrnehmung – nicht der Realität.

Wie man die Beziehung zwischen homosexuellem Begehren und Männlichkeit wahrnimmt, hat sich im Lauf der Geschichte immer wieder gewandelt. Kulturelle Vorstellungen darüber, wie sich gleichgeschlechtliches Begehren mit Männlichkeit verträgt, bestimmten, welche Rollen Männer einnehmen konnten, welche Leben sie führen durften, wer sie sein durften.

Die objektive Realität scheint zu sein: Männlichkeit variiert von Mann zu Mann – weitgehend unabhängig von seiner sexuellen Orientierung. Doch subjektive Realitäten – geprägt durch öffentliche und private Wahrnehmungen – haben einen enormen Einfluss darauf, was es bedeutet, ein homosexuell empfindender Mann zu sein. Menschen verleihen ihrem Begehren Sinn, und dieser Sinn beeinflusst ihre Persönlichkeit – er entscheidet mit darüber, wer sie glauben zu sein und zu werden.

Wenn eine Kultur homosexuelle Männer als inhärent effeminiert betrachtet – oder ihnen, wie es die Schwulenkultur oft tut, Effeminiertheit als Idealbild aufzwingt –, dann ist es kaum verwunderlich, dass viele Homosexuelle sich selbst als effeminiert wahrnehmen. Auch wenn sie es gar nicht sind. Und selbst wenn Männer wie ich sich ganz anders fühlen – nämlich als Männer unter Männern –, bleiben sie dennoch gefangen im Korsett fremder Erwartungen. Sie müssen ständig gegen eine Zuschreibung ankämpfen, die ihnen nicht entspricht.

Wenn homosexuell empfindende Männer wirklich aufblühen sollen, dann müssen sich die Vorstellungen von Männlichkeit und homosexuellem

Begehren ändern – zugunsten jener Homosexuellen, die maskulin sind oder sein wollen. Um zu zeigen, wie veränderbar diese kulturellen Vorstellungen sind, lohnt sich ein Blick in die Geschichte.

Die alten Griechen und Römer unterschieden zwischen Männlichkeit und Effeminiertheit bei Männern anhand der Rolle, die sie beim Geschlechtsverkehr einnahmen. Bekanntlich institutionalisierten die Griechen homosexuelle Beziehungen zwischen erwachsenen Männern und jugendlichen Knaben – ein Modell, das neben erotischer auch pädagogische Funktionen erfüllen sollte. Diese Form war streng formalisiert, kulturell spezifisch und unterschieden sich wesentlich von Beziehungen zwischen erwachsenen Männern.

Solche Beziehungen unter Erwachsenen waren nur unter bestimmten Voraussetzungen toleriert. Die Ehe mit einer Frau galt als Pflicht eines jeden griechischen Bürgers – allein schon zur Sicherung der Nachkommenschaft. Der Besuch weiblicher Prostituierter war alltäglich – ebenso jedoch der männlicher. Diese männlichen Prostituierten nahmen grundsätzlich die passive Rolle ein und galten daher gesellschaftlich als Frauen. Wenn ein erwachsener Mann beim Empfang männlichen Geschlechtsverkehrs ertappt wurde, verlor er seine politischen Rechte. Männer hingegen, die diese passiven Männer penetrierten, litten keinerlei gesellschaftliche Einbussen. Ihre Männlichkeit blieb unangefochten.

Für die Römer galt das in noch gesteigerter Form. In Rom drehte sich alles um Macht. Ein freier Mann konnte seine Männlichkeit demonstrieren, indem er jene penetrierte, über die er Macht hatte: Frauen, Sklaven, untergeordnete Männer. Die aktive Rolle beim Geschlechtsverkehr war Ausdruck männlicher Potenz und Autorität – ganz gleich, ob das Gegenüber männlich oder weiblich war. Die passive Rolle hingegen galt als Zeichen der Schwäche und wurde als weiblich abgestempelt. Ein freigeborener Römer, der sich gerne penetrieren liess, galt als verweichlicht und konnte seine gesellschaftliche Stellung verlieren. Ein erwachsener Mann, der „es wie eine Frau nahm“, wurde somit selbst zur Frau erklärt.

Diese Unterscheidung lebte in subtilerer Form bis weit in die Moderne fort. In den USA des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts etwa verkehrten effeminierte „Fairies" mit maskulinen „Rough Trade"-Typen – also scheinbar heterosexuellen Männern, die ausschliesslich den aktiven Part übernahmen und dadurch ihren Status als „echte Kerle" bewahrten.

Heute hingegen sind die Rollenverteilungen unter Androphilen weit fliessender. Viele Männer haben zwar Präferenzen, doch die Mehrheit ist sexuell zumindest einigermassen „versatil". Sie empfinden Lust sowohl in der Dominanz als auch in der Unterwerfung. Aber heisst das nun, dass sexuelle Passivität gleichzusetzen ist mit Weiblichkeit?

Wohl kaum.

Viele wohlhabende Männer, die im Berufsleben grosse Macht ausüben, suchen sexuelle Erleichterung bei Dominas – weiblichen Figuren, die sie dominieren. Ich kenne Heteromänner, die es geniessen, von ihren Partnerinnen sexuell dominiert zu werden – inklusive analer Praktiken. Es gibt auch eine altbekannte, halb ernst gemeinte These, dass besonders maskulin auftretende US-Marines im homosexuellen Kontext auffallend häufig die passive Rolle bevorzugen.

In neuerer Zeit finden sich zunehmend Pornos, in denen der „Bottom" – der passive Part – „es wie ein Mann nimmt". Keine quietschende Nymphe mehr, sondern stöhnende Kraftkerle, die eher klingen wie zwei Footballspieler beim Bankdrücken. Vielleicht haben moderne Gleitmittel, die Analsex erleichtern, dazu beigetragen, diese Praxis weniger als Demütigung und mehr als sportliche Lust zu empfinden. Heteromänner, mit denen ich sprach, verwechseln homosexuelle Anziehung oft mit dem Verlangen nach Penetration – was auf ein altes Missverständnis zurückgeht. Tatsächlich ist Analsex nur eine Anpassung – eine der möglichen Ausdrucksformen der Lust zwischen Männern. Es ist selten das Verlangen, „es wie eine Frau zu nehmen", das Männer zueinander zieht. Der Wunsch, mit einem anderen Mann intim zu sein, steht am Anfang – nicht die Technik. Und ja, man kann es

einem Mann nicht verdenken, wenn ihm diese Technik gefällt. Ein gesunder Bezug zur eigenen Prostata ist noch lange kein Zeichen von Weiblichkeit.

Sex zwischen Männern muss nicht im Schema männlich/weiblich verstanden werden. Es kann auch als Austausch von Männlichkeit begriffen werden – bei dem beide Männer Männer bleiben.

Zudem: Der überwiegende Teil männlicher Sexualkontakte endet gar nicht mit Penetration. Viele tun das nicht. Wie Mark Simpson schrieb: „In seiner grundlegendsten Form ist männliche Homosexualität nicht mehr als ein gemeinsames Wichsen." Jeder Mann liebt seinen eigenen Schwanz – ist es so abwegig, auch einen anderen zu mögen? Das hat mit Weiblichkeit wenig zu tun. Tatsächlich sind es eher Frauen, die vor männlichen Genitalien zurückschrecken. Männer hingegen wissen sie zu schätzen.

Die Rolle, die ein Mann beim Sex einnimmt – oder mit wem er Sex hat – ist ein schlechter Gradmesser für seine Männlichkeit. Männer, die mit Frauen schlafen, werden aufgrund ihres Auftretens, ihrer Handlungen und ihres Verhaltens unter ihresgleichen als „männlich" akzeptiert. Was ein Mann ausserhalb des Schlafzimmers tut, ist ein weitaus besseres Kriterium für seine Männlichkeit als seine Vorlieben im Bett. Einige Männer, die Männer begehren, wurden aufgrund ihres Auftretens und ihrer Lebensführung von ihren Zeitgenossen und von der Geschichte als vollwertige Männer respektiert. Doch Homosexuelle müssen ungleich mehr leisten, um nicht sofort als „weiblich" abgestempelt zu werden.

Vor allem die Rolle des Kriegers scheint Fragen zur Männlichkeit rasch zum Schweigen zu bringen.

Die berühmtesten Beispiele homosexueller Krieger in der Antike sind Achilleus und sein Gefährte Patroklos – von vielen Griechen als androphile, vielleicht ephebophile Liebesbeziehung verstanden. Alexander der Grosse hatte eine ähnliche Verbindung zu seinem Feldherrn Hephaistion; beide sahen sich als Wiederverkörperung des Paars Achilleus und Patroklos. Der

Historiker Plutarch schrieb berühmt über die „Heilige Schar von Theben", ein militärisches Elitekorps aus 150 männlichen Liebespaaren:

„Männer aus demselben Stamm oder derselben Familie sind wenig geneigt, einander in der Not zu helfen; aber ein Heer, das auf Freundschaft beruht, die aus Liebe erwächst, ist unüberwindlich. Denn der Liebende schämt sich, vor den Augen des Geliebten feige zu sein, und der Geliebte will vor dem Liebenden keine Schande auf sich laden. […] Dieses Heer wurde niemals besiegt, bis zur Schlacht bei Chaironeia. Als Philipp nach der Schlacht das Schlachtfeld begutachtete und auf die Stelle kam, an der die dreihundert Gefallenen lagen, die seiner Phalanx getrotzt hatten, erkundigte er sich, wer sie seien. Als man ihm sagte, es sei das Heer der Liebenden, weinte er und sprach: ‚Verdammt sei der, der glaubt, diese Männer hätten etwas Unwürdiges getan oder erlitten.'"

Man mag diese Schar leicht romantisieren – das haben viele getan –, doch über das tatsächliche Leben dieser Männer wissen wir wenig. Zwar entsprang das Konzept wahrscheinlich dem päderastischen Ideal, doch ein kampfstarkes Heer aus Männern im Teenageralter und ihren zwanzigjährigen Mentoren erscheint unwahrscheinlich. Vieles spricht dafür, dass es sich bei vielen dieser Paare um erwachsene Männer handelte. Sicher ist jedoch: Plutarch sprach nicht über eine Truppe aus „Tunten". Die Heilige Schar bleibt ein eindrucksvolles Beispiel für die Kraft edler Liebe zwischen Männern – sofern diese nicht durch gesellschaftliche Zweifel an der Männlichkeit vergiftet wird, sondern sich innerhalb der Männlichkeit entfalten darf.

Der römische Kaiser Hadrian (117–138 n. Chr.) pflegte nach griechischem Vorbild eine innige Beziehung zu dem Jüngling Antinoos – und gilt als einer der fähigeren Herrscher der spät-paganen Zeit. Auch über Julius Caesar gibt es Spekulationen, er habe in seiner Jugend als passiver Partner an homosexuellen Handlungen teilgenommen – doch seine militärischen und politischen Leistungen machten jeden Zweifel an seiner Männlichkeit gegenstandslos. Der spätere preussische König Friedrich der Grosse – ein unbestrittener Kriegsheld – war mutmasslich ebenfalls androphil. Weitere, weniger bekannte Beispiele reichen von hochrangigen Nazis bis zu ganzen

Soldatengenerationen, die sich im Zweiten Weltkrieg gegenseitig Zuneigung und körperliche Nähe schenkten.

Noch heute dienen viele Männer, die Männer begehren, in Armeen – trotz „Don't ask, don't tell" und anderer Restriktionen. Sind sie deshalb „Schwuchteln in Tarnanzug"? Keineswegs. Der Autor Steven Zeeland interviewte in den 1990er Jahren zahlreiche homosexuelle Soldaten – fast alle betonten die Bedeutung von Männlichkeit, sowohl für sich selbst als auch für ihre Partner.

Im Osten nahm die Geschichte einen etwas anderen Verlauf. In China waren päderastische Beziehungen zwischen Männern weit verbreitet; Kaiser und hohe Beamte hielten sich männliche Hoflieblinge, oft junge Männer. Doch auch gleichaltrige männliche Paare wurden akzeptiert – vorausgesetzt, sie heirateten Frauen, zeugten Kinder und hielten den für den Ahnenkult zentralen familiären Traditionsfluss aufrecht. Viele dieser Höflinge waren zweifellos effeminiert, doch im Gegensatz zu ihren weiblichen Pendants konnten sie beträchtlichen Reichtum und Macht erlangen – unabhängig davon, welche sexuelle Rolle sie einnahmen. Sie wurden als Männer behandelt.

Während der Ming-Dynastie lebten in der südchinesischen Provinz Fujian zahlreiche männliche Paare in häuslicher Gemeinschaft. Diese Verbindungen waren so verbreitet, dass man im restlichen China dafür einen eigenen Begriff prägte: nánfēng – ein Wortspiel mit nán, das sowohl „männlich" als auch „südlich" bedeuten kann. Li Yus erotische Satire Die Fleischeslust auf dem Gebetsteppich enthält mehrere explizite Szenen zwischen Männern. In keinem dieser Fälle werden die Beteiligten als „weiblich" dargestellt – ihr Tun wurde nicht als feminisierend begriffen.

Die vergleichsweise gelassene Haltung gegenüber Homosexualität in der chinesischen Geschichte ist zum Teil auf die beiden Hauptreligionen des Landes zurückzuführen: Taoismus und Konfuzianismus. Der Taoismus, der auf das Gleichgewicht von Yin (weiblich) und Yang (männlich) im Körper achtet,

zeigte sich gegenüber Sexualität insgesamt sehr liberal. Taoisten warnten davor, durch übermässigen Sex mit Frauen zu viel Yang-Energie zu verlieren, und entwickelten daher Techniken zur „Samenzurückhaltung" – also zum Orgasmus ohne Ejakulation. Da bei homosexuellem Verkehr kein Yin aufgenommen wird, betrachtete man diesen Akt als neutralen Austausch reiner Yang-Energie. Auch ich sehe das so: nicht als Polarität, sondern als ein gleichwertiges Geben und Nehmen zwischen zwei Männern – bei dem keiner „die Frau" ist.

Konfuzianismus hingegen war die vorherrschende moralische Instanz über viele Jahrhunderte. Er betonte Pflicht, Hierarchie und Loyalität gegenüber der Ordnung. Für Konfuzius war Sex so natürlich wie das Essen – doch homosexueller Verkehr galt als verwerflich, weil er der Gesellschaft nicht diente: Er brachte keine Nachkommen hervor, keine neuen Konfuzianer. Doch wie im antiken Griechenland war auch im konfuzianischen China das Ansehen der Frau gering. Sie galt als unterwürfig – was den Umgang mit Männern für viele anziehender machte.

Die japanischen Shogune der Feudalzeit, ähnlich wie die chinesischen Kaiser, hatten ebenfalls keinen Mangel an männlichen Günstlingen. Mindestens die Hälfte aller Shogune, die zwischen 1338 und 1837 regierten, unterhielten dokumentierte Beziehungen zu Männern. Tokugawa Tsunayoshi soll bis zu 130 männliche Favoriten gehabt haben; einer wurde sogar sein Premierminister. Viele dieser Liebschaften führten zum gesellschaftlichen Aufstieg einfacher Leute bis hin zur Erlangung von Lehen – eine Vorstellung, die im Westen undenkbar gewesen wäre, hätte man sie als „Frauen" betrachtet.

Wenn es Kritik gab, dann nicht wegen der Homosexualität an sich – sondern wegen der Missachtung sozialer Klassenunterschiede. Manchmal endeten solche Beziehungen tragisch – nicht wegen religiösen Eifers, sondern wegen romantischer Eifersucht: Shogun Tokugawa Hidetada etwa liess seinen Geliebten seppuku (rituellen Selbstmord) begehen, weil dieser ein Verhältnis mit einem anderen Fürsten eingegangen war.

Zahlreiche dieser Männer, die mit mächtigen Autoritäten schliefen, erhielten eigene Herrschaftsgebiete – etwas, das ihnen verwehrt geblieben wäre, hätte man sie für „weiblich" gehalten.

„Älterer Bruder/jüngerer Bruder"- oder „Lehrer/Schüler"-Beziehungen waren unter buddhistischen Mönchen in Japan verbreitet. Diese Form homosexueller Bindung war unter dem Begriff Wakashudō bekannt. Solche Verbindungen wurden über Jahrhunderte hinweg in japanischer Poesie und erotischer Kunst gefeiert – ohne dass die Beteiligten feminisiert oder entmännlicht wurden. Sicherlich waren manche dieser Männer effeminiert, andere aber nicht. Der aus China übernommene Zen-Buddhismus, der 1236 nach Japan gelangte, brachte gewisse philosophische Spannungen hinsichtlich homosexueller Beziehungen mit sich. Doch Wakashudō war bereits so tief in der Praxis anderer buddhistischer Schulen verwurzelt, dass selbst das dritte ethische Gebot – sexuelle Ausschweifung zu vermeiden – entweder ignoriert oder sehr freizügig ausgelegt wurde.

Zen übte besonders auf die Kriegerkaste der Samurai eine grosse Anziehungskraft aus. Und ihre Novizen – die Gomotsu – wurden oft zu Objekten von Wakashudō. Wie die berühmten Krieger von Theben idealisierten auch die Samurai und ihre männlichen Liebhaber Mut, Ehre und Treue – und kämpften oft Seite an Seite bis in den Tod. In den heutigen Vereinigten Staaten, wo viele Homosexuelle von weiten Teilen der Gesellschaft als zu weiblich angesehen werden, um in der Armee zu dienen, mag eine solche hypermaskuline Form homosexuellen Begehrens fremd erscheinen. Doch allein die Existenz dieser Kultur stellt die gängigen Annahmen über die angeblich angeborene Weiblichkeit homosexueller Männer fundamental in Frage.

Dieses Schriftstück ist ein Manifest – kein Geschichtsbuch. Was ich hier vorlege, ist eine selektive, aber relevante Geschichtserzählung. Wer sich für die umfassendere Geschichte der Homosexualität interessiert, sei auf die von mir verwendeten Quellen verwiesen. Was jede objektive Geschichtsschreibung aber unweigerlich offenbart, ist Folgendes: Es gab

immer sowohl effeminierte homosexuelle Männer als auch solche, die ausgesprochen maskulin waren. Warum also besteht man bis heute darauf, alle homosexuellen Männer in eine einzige Schublade zu stecken und ihnen pauschal Weiblichkeit zuzuschreiben?

Wie bereits erwähnt, betrachteten die Griechen und Römer Homosexuelle als effeminiert, wenn sie eine passive Rolle im Geschlechtsakt einnahmen, bestimmte Verhaltensweisen zeigten oder mit bestimmten Partnern verkehrten. Doch mit dem Aufstieg des Christentums im römischen Reich wurden die alttestamentarischen Verbote jeglicher homosexueller Aktivität immer einflussreicher – ganz unabhängig von Rollenverteilungen oder Verhaltensmustern. Christliche Gesetzgeber begannen zunächst damit, die Strafen für passive, effeminierte Homosexuelle zu verschärfen – weiteten sie dann aber zunehmend auf sämtliche homosexuellen Handlungen aus.

Damit sind wir wieder bei Justinian angelangt. Er sorgte dafür, dass jeder, der sich auf homosexuelle Handlungen einliess, bestraft wurde – ganz gleich, ob er als feminin galt oder nicht. In der öffentlichen Wahrnehmung verschmolzen alle Männer, die Männer begehrten, zu einer einzigen Gruppe – einer Gruppe, der pauschal die Männlichkeit aberkannt wurde und die häufig symbolisch „entmannt" wurde. In dem Masse, wie das Gesetz aufhörte, innerhalb homosexueller Kategorien zu differenzieren, wanderte das Stigma der Effeminiertheit, das ursprünglich den passiven oder besonders femininen Männern galt, auf alle homosexuellen Männer über. Sie galten nun alle als gleichermassen abscheulich, gleichermassen weiblich – und gleichermassen ohnmächtig.

Wohlgemerkt: Dieses Stigma bedeutete nicht immer, dass man diese Männer einfach als „weichlich" betrachtete. Aktive homosexuelle Männer, die sich an Jüngeren orientierten, galten mitunter nicht als weiblich, sondern als gefährlich – als Raubtiere. Diese Männer folgten dem päderastischen Muster und waren weniger feminisiert als vielmehr moralisch verdorben. Doch entscheidend ist: Das frühe Christentum hörte auf, zwischen verschiedenen homosexuellen Ausdrucksformen zu unterscheiden – und warf alle über einen Kamm.

Christen im gesamten Westen wiederholten Justinians exemplarisches Vorgehen mit Inbrunst und Drastik. Was Justinian motivierte, inspirierte auch die Inquisition, die in Spanien mitunter mehr sogenannte „Sodomiten" verbrannte als Ketzer. Ob Seuchen, Überschwemmungen oder verlorene Schlachten – für all das fanden sich stets Schuldige: Homosexuelle, die in aufwendig inszenierten Ritualen geopfert wurden, um Gottes Gnade wiederzuerlangen. Diese blutrünstige Theatralik hätte selbst die Azteken vor Neid erblassen lassen – hätte man sie nicht ebenfalls von Christen niedergemetzelt.

Diese primitive Kultur religiös überhöhter Angst lebt bis heute fort. Die hysterischen Tiraden moderner Fernsehprediger gegen Homosexuelle erinnern in Tonfall und Inhalt erstaunlich an die Rhetorik, mit der einst die Vernichtung von Sodomiten gerechtfertigt wurde.

Die meisten homosexuell empfindenden Männer des Mittelalters und der Renaissance gehörten zur arbeitenden Bevölkerung. Sie heirateten, gründeten Familien und lebten ihre Neigungen – wenn überhaupt – nur in vereinzelten heimlichen Begegnungen aus. Wurden sie dabei ertappt, drohten Folter, Verstümmelung oder Tod. Es gab hin und wieder geheime Zirkel intellektueller Männer, die sich zur Gesellschaft anderer Männer hingezogen fühlten – doch stets schwebte die Gefahr über ihnen, am Scheiterhaufen zu enden. Und selbst wenn sich jemand rechtlich unangreifbar machte – etwa als Monarch, erfolgreicher Feldherr oder Adliger – blieb ihm meist nur die psychologische Kastration. Wissende Zeitgenossen waren schnell dabei, selbst den entschlossensten Herrscher oder virilsten Kriegsmann als eitle, flatterhafte Tunte zu verspotten, sobald seine Neigungen ruchbar wurden.

Die alte Verbindung zwischen Schwäche, Weiblichkeit und homosexueller Passivität verblasste nie aus dem westlichen Vorstellungsraum. Seit Justinians Tagen galten alle „Sodomiten" als Angehörige derselben moralisch verwerflichen, weiblich gefärbten Kategorie. Die Berufung auf göttliches oder natürliches Recht diente letztlich immer demselben Zweck: Männer, die

gegen die kulturellen Codes der Männlichkeit – und damit gegen das Verbot der Homosexualität – verstiessen, wurden ihrer Männlichkeit öffentlich beraubt. Wer nach Auffassung anderer die Würde des Mannseins nicht ehrte, wurde öffentlich entmännlicht – zu einer Frau gemacht, vor aller Augen.

Im 19. Jahrhundert, als Vernunft und Wissenschaft begannen, mit religiösem Aberglauben um die Deutungshoheit zu ringen, versuchten homosexuelle Männer – sogenannte Uranisten –, das Stigma der Effeminiertheit umzudeuten: Sie behaupteten, sie seien nie wirklich „richtige Männer" gewesen. Anstatt sich einfach als Männer darzustellen, die Männer begehren, gaben sie sich als etwas grundlegend Anderes aus. In gewissem Sinne kastrierten sie sich selbst – ideell.

Der Gedanke, dass homosexuelles Begehren eine angeborene Eigenschaft sei, die eine „Zwitterhaftigkeit der Seele" bedeute, wurde 1852 von Ludwig Casper formuliert. Um 1864 veröffentlichte der Jurist Karl Heinrich Ulrichs Schriften, in denen er den Begriff „Uranier" prägte – in Anlehnung an Platons Symposion, in dem Aphrodite Urania, die himmlische Liebesgöttin, als Schutzpatronin edler Knabenliebe genannt wird. Diese Aphrodite war – so glaubte man – aus Uranos allein entstanden, im Gegensatz zur gemeinen Aphrodite Pandemos, Tochter von Zeus und Dione. Aphrodite Urania stand somit für eine „reine", geistige Liebe – aber sie war und blieb eine Frau, hervorgegangen aus einem Mann. Eine symbolische Idealfigur für die frühe Schwulenbewegung – fast wie eine Dragqueen aus der Mythologie.

Ulrichs' Uranier war kein wirklicher Mann, sondern ein Mann mit weiblicher Seele. Er war unfähig, mit Frauen zu verkehren – und suchte daher instinktiv den männlichen Körper. Wenn aber seine Natur wirklich eine weibliche war – so das Argument – dann sei es grausam, ihn für Taten zu bestrafen, die seiner innersten Natur entsprachen.

Im postaufklärerischen Klima des 19. Jahrhunderts, das auf Vernunft und Humanität setzte, wurde diese Argumentation plausibel: Ein gerechter Staat dürfe niemanden wegen einer angeborenen Andersartigkeit diskriminieren. Kommt dir das bekannt vor? Es sollte – denn diese Logik bildet bis heute das

Rückgrat der Gay-Lobby, obwohl die wissenschaftlichen Beweise für diese Theorie auch nach anderthalb Jahrhunderten dürftig und widersprüchlich geblieben sind.

Magnus Hirschfeld, der oft als Vater der modernen Schwulenrechtsbewegung gilt (obwohl das Wort „schwul" in der damaligen Homophilenbewegung noch nicht gebräuchlich war), erkannte das politische Potenzial dieser Theorie. Als Arzt machte er sich daran, sie wissenschaftlich zu untermauern – durch die „Untersuchung" bekannter Homosexueller. Rasch wurde er als Experte für Uranismus bekannt und häufig als Gutachter zu Strafprozessen hinzugezogen, bei denen Homosexualität im Raum stand. Hirschfeld machte den Uranismus zum Herzstück seiner Kampagne gegen §175, jenen Teil des deutschen Strafgesetzbuchs, der männliche Homosexualität kriminalisierte.

Beinahe wäre ihm ein Durchbruch gelungen – doch das Erstarken der nationalsozialistischen Bewegung stoppte seinen Fortschritt. Dennoch: Sein Einfluss wirkte nach. Viele Mediziner begannen, den Uranismus als valide Theorie zu betrachten. Damit war der Boden bereitet für zwei entscheidende Paradigmen:

1. Dass Homosexualität eine angeborene, natürliche „Besonderheit" sei,
2. Dass ein Mann, der gleichgeschlechtlich empfindet, von Geburt an ein „anderer" Mann sei – ein Mann mit weiblicher Seele.

Doch Hirschfelds Ideen blieben nicht unwidersprochen – selbst innerhalb der homosexuellen Szene. Adolf Brand, ein früher Mitstreiter im Wissenschaftlich-humanitären Komitee, wandte sich zunehmend gegen Hirschfelds Strategie: Er lehnte es ab, Homosexualität zu pathologisieren und das entmannende Bild des Uraniers zu propagieren. Brand und seine Mitstreiter vertraten stattdessen einen prinzipientreuen, nicht taktischen Ansatz.

In seiner wegweisenden Zeitschrift Der Eigene publizierte Brand Schriften, die sich scharf gegen die Theorie des Uranismus und gegen die christlich

geprägte Sexualfeindlichkeit wandten, die zur Entstehung von Antisodomiegesetzen geführt hatte. Der Eigene verstand sich explizit als Journal für „männliche Kultur".

Für Brand waren sowohl päderastische als auch androphile Beziehungen Ausdruck gesunder männlicher Bindung. Homosexualität war für ihn eine Form männlicher Kameradschaft – nicht unvereinbar mit Ehe oder Familiengründung. Im Gegensatz zur Theorie der Uranisten, die Homosexuelle als eine Art drittes Geschlecht, als „männliche Frauen" porträtierten, sah Brand in ihnen einfach Männer, die Männlichkeit verehrten – und die andere Männer, sexuell wie geistig, bevorzugten.

Leider hatte Hirschfeld die scheinbare Wissenschaft auf seiner Seite – und Brand wurde rasch als radikaler Sektierer, als Päderast oder Frauenfeind abgestempelt. Vielleicht war er all das. Aber sein Beispiel zeigt: Schon am Beginn der homosexuellen Emanzipation gab es Männer, die sich selbst nicht als „andersartig" empfanden – und die die Vorstellung, sie seien „Zwitter der Seele", zutiefst verabscheuten.

Ich habe Brands Texte gelesen – ich teile nicht alle seine Ansichten. Doch in seiner kompromisslosen Ablehnung der Vorstellung, homosexuelles Begehren mache einen Mann weniger männlich, und in seiner Verteidigung einer selbstbewussten, männlichen Kultur finde ich mich wieder. Dieses Manifest ist in vielem ein Echo seines ursprünglichen Widerspruchs.

Die Strategie, die Dr. Hirschfeld und die Uranisten verfolgten, wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts von zahlreichen Homophilenaktivisten weiterentwickelt. Während viele Frühaktivisten der 1960er- und 1970er-Jahre noch Alfred Kinseys Modell folgten – laut dem nahezu alle Menschen bis zu einem gewissen Grad bisexuell seien –, besann sich die Schwulenbewegung der 1980er und 1990er Jahre zunehmend wieder auf Hirschfelds Ansatz: Sie postulierte, dass alle Menschen, die gleichgeschlechtliche Handlungen vollziehen, „so geboren" seien und daher als schützenswerte Minderheit gelten müssten.

Die heutigen Vertreter der „Gay Party Line“ im 21. Jahrhundert sind direkte Erben der Uranisten. Wie Hirschfeld und andere vor ihnen suchen sie fieberhaft nach medizinischen Nachweisen, um ihre Behauptungen zu stützen. Dabei haben sie eine künstliche Trennlinie geschaffen – zwischen Männern und „Schwulen“. Letztere gelten nun als eine eigene Sorte Mann: ein Mann, der kein richtiger Mann ist – ein schwuler Mann. Diese Schwulen haben sich das Stigma der Effeminiertheit zu eigen gemacht und erziehen einander gegenseitig dazu, „noch schwuler“ zu sein – in dem Glauben, dass gleichgeschlechtliches Begehren genau das impliziere.

Seit dem Ausbruch der AIDS-Krise haben sich die betont maskulinen Subkulturen der 1970er – etwa jene im Stil von Tom of Finland – nie wieder vollständig von ihrem einstigen Bedeutungsverlust erholt, auch wenn es nostalgische Szenen und neue, mutierte Strömungen maskuliner Homosexualität gibt. Doch die dominierende Schwulenkultur und die politische Repräsentanz der Gay-Community werden heute vor allem von Feministinnen und schrillen, männlichen Frauen geprägt.

Homosexualität anzunehmen bedeutet heute fast zwangsläufig, auch eine gewisse Effeminiertheit zu akzeptieren. Wer das nicht tut, wird rasch der „internalisierten Homophobie“ bezichtigt. In gewissem Sinn hält der schwule Mainstream weiterhin an der Idee fest, homosexuelle Männer seien „Zwitter der Seele“ – ungeachtet ihrer physischen Erscheinung oder ihres Verhaltens. Besonders effeminierte Schwule geniessen es geradezu, ausgesprochen maskuline Homos mit weiblichen Pronomen zu belegen.

Die wahre „internalisierte Homophobie“ besteht aber darin zu glauben, dass man kein richtiger Mann sein könne – nur weil man Männer liebt. Über die Jahrhunderte hinweg war die psychische oder physische Kastration stets das wirksamste Mittel jener, die Homosexualität verabscheuten. Die Institutionalisierung der Vorstellung, dass alle homosexuellen Männer grundsätzlich anders seien als andere Männer – und grundsätzlich weniger männlich –, bedeutet letztlich: Die Homophoben hatten recht.

Vertreter der Schwulenbewegung beklagen oft, sie würden als „Bürger zweiter Klasse“ behandelt. Doch scheinbar haben sie kein Problem damit, auch als Männer zweiter Klasse angesehen zu werden.

Obwohl die moderne Schwulenrechtsbewegung für Männer mit gleichgeschlechtlichen Neigungen eine beachtliche gesellschaftliche Freiheit erkämpft hat, geschah dies um einen hohen Preis: Die Männlichkeit aller homosexuellen Männer wurde geopfert. Anstatt anzuerkennen, dass es unter homosexuellen Männern sowohl maskuline als auch feminine Ausprägungen gibt – und stets gegeben hat –, vereinnahmten die späteren Uranisten sämtliche Männer mit gleichgeschlechtlicher Orientierung unter dem Banner der effeminierten „Regenbogenidentität“.

Anstatt das alte Stigma der Effeminiertheit – das ursprünglich nur jenen galt, die die passive Rolle einnahmen – zu hinterfragen oder zu entkräften, übernahm die moderne Schwulenkultur es bereitwillig. Ja, sie machte es zum gemeinsamen Nenner aller Männer, die mit Männern schlafen.

Indem sie eine eigene, ghettoartige Kultur aufbauten, die von übertriebener und affektierter Weiblichkeit geprägt war – und sich gänzlich darin einrichteten –, zogen homosexuelle Männer eine kulturelle Grenze zwischen sich und anderen Männern. Mit der Selbstbezeichnung als „schwule Männer“ tragen sie selbst dazu bei, den Eindruck zu festigen, sie seien eine andere Art Mann – ein Mann, der seinem Wesen nach weniger männlich sei, ein Mann, der im Vergleich zum Heterosexuellen defizitär sei.

Die schwule Identität ist deshalb so mächtig, weil sie Ausgestossenen – jenen, die als anders galten – ein Zuhause bietet. Sie lud diese Männer ein, ihre Andersartigkeit anzunehmen und als Quelle von Stolz und Selbstwert zu begreifen.

Was ich hier tue, ist, diese Grundannahme infrage zu stellen.

Ich stelle die Frage: Waren sie je wirklich so anders?

Statt homosexuelle Männer von dem uralten Stigma der Effeminiertheit zu befreien, haben Schwule – gemeinsam mit feministischen Kräften, die Männlichkeit ohnehin als Bedrohung wahrnehmen – die Effeminiertheit einfach gesellschaftlich akzeptabler gemacht. Da viele notorisch effeminierte Männer der Männlichkeit ohnehin mit Skepsis begegnen – oder sie gar ablehnen – und weil sie Effeminiertheit selbst für geradezu „fabelhaft" halten, ist leicht verständlich, warum sie mit dieser Entwicklung kein Problem haben. Viele Schwule mögen gerade die Vorstellung, dass sie nicht ganz „normale" Männer seien. Sie glauben, beide Geschlechter in sich zu vereinen – die besten Eigenschaften von Frau und Mann.

Und vielleicht denken sie deshalb: Wer Männlichkeit schätzt und mit dem Stigma der Effeminiertheit hadert, der soll sich doch selbst Gehör verschaffen.

Also tue ich das.

Ich erhebe meine Stimme.

Nicht gegen Homosexualität. Nicht gegen feminine Männer. Sondern gegen eine kulturelle und politische Erzählung, die behauptet, homosexuelle Männer seien per Definition feminin – oder müssten es sein. Gegen die Vorstellung, dass ein Mann, der Männer liebt, sich automatisch von der Gemeinschaft der Männer entfernt, ja entfernen soll.

Ich erhebe meine Stimme, weil ich weiss, dass ich nicht allein bin. Ich bin nicht der einzige Mann, der Männer liebt – und sich dennoch als Mann fühlt. Ich bin nicht der einzige, für den Männlichkeit nicht bloss eine soziale Rolle ist, sondern eine tief empfundene, stolze Identität. Ich bin nicht der einzige, der das maskuline Prinzip als etwas Wertvolles, Edles, Schönes betrachtet – nicht nur in anderen, sondern auch in sich selbst.

Ich fordere kein neues Dogma. Ich fordere Raum. Raum für Männer, die nicht in die stereotype Schwulenrolle passen. Raum für Androphilie ohne

Entmännlichung. Raum für Bewunderung, Leidenschaft, Kameradschaft – unter Männern. Ohne Rollenzuweisung. Ohne weibliche Maskerade. Ohne ideologischen Zwang.

Ich sage nicht: Alle Schwulen müssen männlich sein. Ich sage: Es muss erlaubt sein, es zu sein.

Ich sage nicht: Weiblichkeit sei falsch. Ich sage: Sie darf nicht zur Voraussetzung gemacht werden, um seine Liebe zu Männern leben zu dürfen.

Ich sage: Es gibt nichts „Falsches" daran, ein Mann zu sein. Auch dann nicht, wenn man Männer begehrt.

Wer diese Stimme hören will – sie ist da.

Wer sie nicht hören will – er muss es nicht. Aber er soll nicht behaupten, sie existiere nicht.

Denn ich bin hier. Und ich spreche.

„MANN" – DIE NATÜRLICHE RELIGION DER MÄNNER

Ich habe bereits viel über Männlichkeit gesprochen – darüber, wer sie verachtet, wer sie schätzt, wer als männlich gilt und wer nicht. Doch was ist sie eigentlich? Bis zu einem gewissen Grad ist Männlichkeit ein universell verstandenes Phänomen. Viele reden darüber, als sei sie nebulös oder gar undefinierbar, und in einer Umfrage würde man wohl ein breites Spektrum an Antworten erhalten. Dennoch vermag jeder, der diesen Text liest, mühelos zwischen Männern, die als männlich empfunden werden, und jenen, bei denen dies weniger der Fall ist, zu unterscheiden. Über die konkreten Merkmale von Männlichkeit lässt sich sicherlich streiten – aber sie ist bei Weitem nicht so ungreifbar, wie es häufig dargestellt wird. Ebenso ist sie weit weniger extrem, als manche vermuten. Die ersten Bilder, die einem in den Sinn kommen, mögen Polizisten, Soldaten oder Sportler sein. Doch heute

Morgen ging ich einfach zur nächsten Einkaufsmöglichkeit, und ich sah Männlichkeit sowohl im Bauarbeiter, der entschlossen Werkzeuge aus seinem Lastwagen holte, als auch im Schichtleiter des Ladens – ja, sogar in einem halbwüchsigen Burschen, der vermutlich eben erst die Schule abgeschlossen hatte.

Menschen greifen gerne zu den extremeren Beispielen männlicher Erscheinung, weil Männlichkeit nicht nur eine Eigenschaft ist, die viele Männer teilen, sondern auch ein Ideal, dem Männer kollektiv nacheifern. Männlichkeit gleicht einer Religion – einer Religion, die in der Beschaffenheit des Mannseins tief verwurzelt ist. Ihr Kult vollzieht sich in Sportarenen, bei Actionfilmen, in Abenteuerromanen und Geschichtsbüchern, in Studentenverbindungen und Jagdhütten. Wenn Männer und Frauen im Wesenskern angeblich gleich sind – warum fühlen sich dann so viele Männer ausgerechnet zu diesen Dingen hingezogen? Weshalb empfinden Männer dergleichen als so zutiefst befriedigend?

Steven E. Rhoads erzählt in seinem Werk Taking Sex Differences Seriously eine aufschlussreiche Anekdote: Eine pazifistische Feministin aus Berkeley bemühte sich redlich, ihren ebenso friedliebenden dreijährigen Sohn zu erziehen. Doch ungeachtet aller Bemühungen – keine Waffen im Haus, ausschliesslich pädagogisch wertvolles Fernsehen wie Sesamstrasse – fühlte sich der Knabe geradezu magisch von Waffen angezogen und bastelte sich selbständig welche. Es überraschte mich nicht, als ich später im New York Times Magazine über eine Studie las, die zeigte, dass Männer beim Umgang mit Waffen einen sprunghaften Anstieg des Testosteronspiegels verzeichnen.[1] Eine weitere oft zitierte Untersuchung belegte, dass Sportfans einen Anstieg ihres Testosteronspiegels um 15 bis 20 Prozent erleben, wenn ihr Team gewinnt.[2] Es existieren noch viele weitere Studien, die eine ähnliche Verbindung zwischen klassisch männlichem Verhalten und biochemischen Reaktionen im Körper aufzeigen. Ich bin überzeugt, dass Forscher ähnliche physiologische Reaktionen bei Männern nach einem Ringkampf, einer Schlägerei, beim Heimwerken mit Hammer und Nägeln, beim Gewichtheben oder beim Ausladen eines Lastwagens feststellen würden – bei all jenen Tätigkeiten, die mit Männlichkeit assoziiert sind. Ich sage das, weil ich

persönlich ein bestimmtes männliches Hochgefühl und eine körperliche Befriedigung verspüre, die über rein psychologisches Wohlgefühl hinauszugehen scheint, wenn ich mich solchen Tätigkeiten hingebe.

In diesem ganzen „Mannsein" liegt eine tiefe Wahrheit. Es handelt sich nicht bloss um eine soziale Konstruktion, wie viele Schwule und Feministinnen meinen. Die Vorlieben der Männer, die Verhaltensweisen, mit denen sie in Resonanz treten, sowie ihr männliches Ideal – all das ist zutiefst verwoben mit der biologischen Tatsache des Mannseins. Wo immer die Ideale von Männlichkeit fehlen, neigen Männer dazu, sie – wie Religionen – spontan selbst zu erschaffen. Zwar unterscheiden sich konkrete männliche Ideale von Kultur zu Kultur teils erheblich – doch gibt es eine auffällige interkulturelle Konstanz darin, was als männlich gilt. Sozialkonstruktivisten greifen oft auf exotische Ausnahmen zurück, um solche Muster zu widerlegen – doch ich bin nicht der Typ Mensch, der glaubt, dass seltene Ausnahmen offensichtliche Wahrheiten entkräften. Wie ich bereits sagte: Fast jeder, der diesen Text liest, könnte problemlos aus einer Gruppe von Männern jenen identifizieren, der besonders männlich erscheint. Und ich glaube, dass man dies in jeder Kultur dieser Welt vermag – vorausgesetzt, die betreffende Person hat nicht irgendein für Aussenstehende unsichtbares Tabu der jeweiligen Männlichkeitsnorm gebrochen. Genau deshalb nenne ich Männlichkeit die „natürliche Religion der Männer" – das Konzept des Mannseins entspringt nicht dem Nichts, sondern wächst organisch aus der körperlichen Erfahrung des Mannseins heraus. Was sich von Kultur zu Kultur unterscheidet, ist die Art und Weise, wie Männer diese Religion ausbilden.

PHYSISCHE MÄNNLICHKEIT

Physische Männlichkeit ist einfach – doch keineswegs vollständig durch die Wissenschaft erfasst. In ihrer grundlegendsten Form ist sie Sexus – das körperliche Gegebensein des Mannseins. Sie umfasst sowohl primäre als auch sekundäre Geschlechtsmerkmale: angefangen bei der Geburt mit einem Penis, über die im Durchschnitt grössere körperliche Stärke im

Vergleich zu Frauen, bis hin zu typischen Ausprägungen wie einem anderen Haarwuchs. Doch all das ist nur der Anfang.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Männer hormonell anders konstituiert sind als Frauen; das muss zwangsläufig tiefgreifende Auswirkungen auf Verhalten, Empfindung und Wahrnehmung haben. Es gibt Hinweise darauf, dass das männliche Gehirn strukturell signifikant anders aufgebaut ist – und dass daraus auch unterschiedliche natürliche Begabungen resultieren. Ihre Sinne sind anders, ihre Wahrnehmung der Welt unterscheidet sich. All dies ist Teil des Mannseins. Und selbst wenn Wissenschaftler bei homosexuellen oder bisexuellen Männern gewisse Unterschiede festgestellt haben mögen – meine Position ist klar: Homosexuelle und bisexuelle Männer erleben die Welt auf eine durch und durch männliche Weise, nicht auf eine weibliche.

ESSENTIELLE MÄNNLICHKEIT

Der Körper prägt den Geist. Es ist die leibhaftige Erfahrung des Mannseins, die essentielle Männlichkeit hervorbringt. Männer neigen – eben weil sie in einem männlichen Körper leben – zu natürlicherer Aggression oder Durchsetzungsfähigkeit. Ihre körperlichen Reaktionen auf bestimmte Reize erfolgen in Übereinstimmung mit dieser körperlichen Verfasstheit. Doch diese Reaktionen sind keine vereinzelten Episoden, wie es uns wissenschaftliche Studien vielleicht suggerieren, sondern sie ziehen sich durch das gesamte Leben – sie entfalten kumulative Wirkung und formen die Persönlichkeit auf tiefgreifende Weise.

Von Geburt an lebt der Mann in einem männlichen Körper, und die Art und Weise, wie dieser Körper auf seine Umwelt reagiert, hat mindestens ebenso grossen Einfluss auf die psychische Struktur wie jede Form sozialer Prägung. Der Zustand des Mannseins selbst – zusammen mit Hormonen, Gehirnstruktur und körperlicher Konstitution – bringt eine genuin männliche Identität hervor, die unabhängig von kultureller Indoktrination existiert.

Schon die Tatsache, aus dem Körper einer Frau geboren zu werden, aber ihr doch körperlich fundamental unähnlich zu sein, erzeugt das Empfinden, eine andere Rolle zu spielen. Das Empfinden, Beschützer zu sein, resultiert nicht allein aus gesellschaftlichen Erwartungen, sondern aus der körperlichen Gewissheit, stärker und vielleicht aggressiver zu sein als Mutter oder Schwester. Es entspringt der Identifikation mit den grossen, kraftvollen Männern der Umgebung – und weniger mit den Frauen. Es ist das Wissen, dass man bestimmt ist, ihnen ähnlicher zu werden. Ebenso erwächst die psychische Identität einer Frau aus den offenkundigen Unterschieden zwischen den Geschlechtern in ihrer Umgebung.

Geschlecht ist nicht nur etwas, das gelehrt wird – es ist etwas, das erlebt wird. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden nicht bloss gelernt – sie werden gesehen, gespürt, verinnerlicht. Man kann das nicht einfach durch schulische Indoktrination auflösen. Jedes sehende Kind erkennt: Männer und Frauen sind nicht gleich. Diese sichtbaren Unterschiede erzeugen sichtbar unterschiedliche psychologische Ausprägungen.

Eines dieser männlichen Merkmale ist der Drang, diese Andersartigkeit zu betonen. Ganz basal lässt sich die Frage stellen: „Wenn ich kein Mädchen bin, wenn ich keine Kinder gebären werde wie meine Mutter – was bin ich dann? Welche Rolle kommt mir zu? Was bedeutet es, männlich zu sein?" Wir alle beginnen unser Dasein als weibliche Embryonen und wachsen im Körper einer Frau heran. Männlich zu werden heisst, sich als „anders" zu erfahren – es ist die erste Differenz, die ein Junge wahrnimmt, noch bevor er ethnische Zugehörigkeit oder sozialen Status zu erkennen vermag. Deshalb ist das Erleben des Mannseins so fundamental für das Selbstverständnis eines Mannes. Deshalb wird es so leicht idealisiert: Es beginnt mit dem Erkennen dieser Andersartigkeit – und der Frage, was diese bedeutet.

Wenn wir an Männer denken, die als besonders „männlich" verehrt werden, dann ist ihnen eines gemeinsam: Sie verkörpern am deutlichsten das, was als gegensätzlich zu Weiblichkeit wahrgenommen wird. Sie sind die Grössten, Stärksten, Haarigsten, Aggressivsten, Härtesten, Mächtigsten, am wenigsten Empfindsamen und am wenigsten Fürsorglichen. Männlich zu sein bedeutet,

sich vom Weiblichen zu unterscheiden – es heisst, gegensätzliche Eigenschaften zur Mehrzahl der Frauen zu verkörpern.

Natürlich gibt es Frauen, die bestimmte vermeintlich männliche Eigenschaften aufweisen – manche sind körperlich stark, manche durchsetzungsfähig, manche wenig fürsorglich oder sensibel, manche gar machtbewusst oder behaart. Doch zu behaupten, dies träfe auf die Mehrheit der Frauen zu, wäre offenkundig unwahr. Männlichkeit bedeutet im Wesentlichen, sich von der Mehrheit der Frauen zu unterscheiden.

KULTURELLE MÄNNLICHKEIT

Es ist in diesem Streben nach Differenzierung, in diesem Drang, sich als männlich zu erweisen, dass Männer manche ihrer eindrucksvollsten Leistungen vollbringen. Aggression – und ihr zivilisierter Bruder, die Durchsetzungsfähigkeit – sind wesentliche Elemente der Männlichkeit. Die Natur der Männlichkeit ist aktiv. In nahezu jeder Kultur verlangt das Mannsein, dass Männer „hinausgehen und etwas tun". Es verlangt, dass sie sich im Wettbewerb beweisen, ihre Männlichkeit durch Errungenschaften bestätigen – meist durch das Überwinden anderer Männer, Frauen oder der Natur. Durch solches Handeln stiften Männer ihre Identität, ihr Zugehörigkeitsgefühl unter Männern. Ein Mann zu sein, bedeutet, etwas geleistet zu haben.

Natürlich leisten auch Frauen vieles – heute mehr denn je. Doch es ist nicht erforderlich, um als Frau zu gelten. Attraktive Frauen wissen sehr wohl: Ihre Weiblichkeit wird ihnen in der Regel bereits allein durch ihre Erscheinung zugesprochen – meist durch Männer, aber auch durch Frauen. Ein Mann mag ebenfalls äusserlich anziehend sein und als begehrenswert gelten. Doch wenn er seine Männlichkeit nicht durch Taten beweist und sich allein auf sein Äusseres verlässt, wird er von anderen Männern als impotenter, eitler Geck betrachtet.

Dieser Unterschied im gesellschaftlichen Verständnis von Mann- und Frausein ist in der westlichen Welt leicht zu beobachten. Der Anthropologe

David D. Gilmore macht in Manhood in the Making einen ähnlichen Punkt, nachdem er zahlreiche Kulturen untersucht hat:

„Auch Frauen unterliegen in jeder Gesellschaft teils strengen sexuellen Bewertungsmassstäben. Doch nur selten wird ihr grundlegender Status als Frau infrage gestellt. Wird eine Frau diesen Normen nicht gerecht, mag man sie als unmoralisch oder unweiblich kritisieren – und entsprechende Sanktionen verhängen. Doch ihre Geschlechtsidentität wird nicht auf dieselbe öffentliche, dramatische Weise erschüttert, wie es bei Männern der Fall ist."

Ein Mann mag auf den ersten Blick als männlich erscheinen, wenn er etwa einen Bart trägt – ein sichtbares Zeichen physischer Männlichkeit. Doch in den Augen anderer Männer wird er erst dann wirklich als männlich gelten, wenn er sich auch entsprechend verhält. Ein Mann muss etwas tun, um sich als Mann zu bewähren.

Dieser Drang, sich durch Leistung zu beweisen, manifestiert sich oft in roher Aggression – einem Impuls, der zwar in früheren Zeiten überlebenswichtig war, in einer zivilisierten Gesellschaft jedoch häufig destruktiv wirkt. Gefängnisse sind voller Männer, die ihre Männlichkeit auf destruktive Weise zu behaupten suchten. Mitunter wird diese rohe Aggression jedoch durch ein soldatisches Ethos kanalisiert: Ausbilder locken sie aus ihren Rekruten hervor, und diese Männer dienen dann – wie eh und je – als Soldaten. Auch im Profisport wird sie produktiv gebündelt.

Das sind jedoch Extreme. Viel häufiger zeigt sich der Drang zur männlichen Bewährung in Form von Ehrgeiz. Natürlich gibt es auch ehrgeizige Frauen. Doch Männer sind – statistisch betrachtet – als Gruppe getriebener. Und ich bin überzeugt, dass dieser Antrieb zu einem grossen Teil auf dem tief verankerten Wunsch beruht, sich als Mann zu beweisen, „für etwas gut" zu sein – auf eine Weise, die sich von der weiblichen unterscheidet.

Ehrgeiz ist keineswegs exklusiv männlich – aber er ist ein durch und durch männlicher Impuls, der vielen Männern auf natürliche Weise innewohnt.

Dieser Ehrgeiz, sich selbst Geltung zu verschaffen, hat nicht nur zu Kriegen und Gewalt geführt, sondern auch zur Erforschung der Welt, zur Schöpfung unserer grössten Kunstwerke, zu bahnbrechenden Erfindungen, zu monumentaler Architektur und zu den erfolgreichsten Unternehmen der Geschichte. In diesem Sinne erkenne ich Männlichkeit nicht nur im Holzfäller oder Navy-SEAL, sondern auch in Persönlichkeiten wie Bill Gates oder in Amerikas frühen „Räuberbaronen" und Industriekapitänen.

Es hat seinen Grund, warum Männer häufiger als Frauen dazu neigen, Slogans wie „Go big or go home" oder „GIT-R-DONE" zu wiederholen.[3] Männer beweisen sich vor anderen Männern durch Leistungen, die Opferbereitschaft und harte Arbeit verlangen. Man erwartet von ihnen, dass sie „gross denken" – sei es, indem sie einen mächtigen Truck fahren oder als Erste in ihrem Fachgebiet etwas Aussergewöhnliches leisten.

Dieser Gedankengang führt uns zu jenen Werten, die für die meisten Männer von herausragender Bedeutung sind: Selbstverantwortung und Unabhängigkeit. Ein Mann wird – mindestens – dazu angehalten, „sein eigenes Gewicht zu tragen". Ein männlicher Mann übernimmt Verantwortung, sei es im Haus oder im Beruf. Er verdient sich Respekt, indem er handelt, ohne um Erlaubnis oder Hilfe zu bitten. Dabei fällt einem unweigerlich das altbekannte, wenngleich klischeebehaftete Bild vom Mann ein, der sich weigert, nach dem Weg zu fragen.

Männer lieben ihre Sportmannschaften – doch noch mehr lieben sie die Ausnahmefiguren, die herausragenden Spieler: Sie stilisieren sie zu Helden, zu Verkörperungen gelebter Männlichkeit. Männer idealisieren und wollen selbst der Mann sein, den mein Vater augenzwinkernd „Mr. Make-It-Happen" nennt.[4] Selbstverantwortung und eine durchsetzungsstarke, führende Haltung sind Kernelemente männlicher Identität. Und es ist völlig gleichgültig, ob man über Geschäftsführer, Bauarbeiter, Komponisten oder Angehörige eines abgelegenen Jäger- und Sammlervolks spricht – ein Mann bringt Resultate. Ob das nun ein erlegtes Tier oder ein lukrativer Vertragsabschluss ist, spielt keine Rolle: Der Mann bringt etwas Heim.

Natürlich – Frauen von heute sind gleichermassen imstande, „den Speck nach Hause zu bringen und in der Pfanne zu braten“. Doch all dies wird nicht von ihnen erwartet, nur damit sie als „weiblich“ gelten dürfen. Vielleicht wird sich das eines Tages ändern – aber ich bezweifle es, denn es gibt da diesen unaufhebbaren, nicht bloss konstruierten Unterschied zwischen Männern und Frauen.

Essentielle Männlichkeit ist durchdrungen vom Verlangen. Dieses Verlangen erwächst auf natürliche Weise aus der körperlichen Erfahrung des Mannseins – dem Drang, sich zu behaupten, Kraft auszuüben, unabhängig zu sein, sich vom Weiblichen abzugrenzen und das Ideal des Mannseins zu verklären.

Dieses Verlangen nach Männlichkeit – das Bestreben, sie zu leben, zu zeigen, zu beweisen – ist nicht nur eine soziale Norm, sondern eine innere Bewegung, die Männer in gewisser Weise dazu drängt, sich über Leistung, Mut und Selbstbeherrschung zu definieren. Und das gilt unabhängig davon, in welcher Gesellschaft sie leben.

In diesem Zusammenhang wird häufig angeführt, dass der Mann in der modernen Welt keinen festen Platz mehr habe – dass seine traditionellen Rollen überflüssig geworden seien. Doch was wirklich geschehen ist, ist dies: Die althergebrachten Bahnen, in denen männliches Verhalten akzeptiert und kanalisiert wurde, sind vielerorts zusammengebrochen. Doch das männliche Prinzip selbst – das Bedürfnis, sich zu bewähren, sich durchzusetzen, sich von der weiblichen Welt abzugrenzen – ist nicht verschwunden. Es existiert weiter, auch wenn ihm heute oft die Struktur, die Form, die geistige Heimat fehlt.

Deshalb verhalten sich manche Männer heute orientierungslos, aggressiv oder selbstzerstörerisch. Sie spüren zwar die innere Notwendigkeit, ein Mann zu sein, aber die Umgebung sagt ihnen entweder, dass das nicht mehr nötig sei – oder sie liefert ihnen keine klaren Kriterien mehr, wie Männlichkeit auf ehrenhafte Weise gelebt werden kann.

Deshalb greifen viele Männer zu Ersatzreligionen der Männlichkeit: in Fitnessstudios, in Fraternities, in Kampfsportclubs, beim Militär, in Subkulturen. Dort erleben sie Rituale, Rangordnung, körperliche Herausforderung, Bewährung, Kameradschaft – Elemente, die einer natürlichen Religion des Mannes ähneln. Nicht weil sie „toxisch" seien, wie es oft heisst, sondern weil sie Resonanz erzeugen in einem männlichen Körper, einem männlichen Gehirn, einer männlichen Seele.

Deshalb nenne ich Männlichkeit die natürliche Religion des Mannes. Sie entspringt nicht Ideologie oder Konstruktion, sondern dem Erleben des Mannseins selbst – dem Spüren der eigenen Kraft, des eigenen Körpers, der eigenen Rolle im Spiegel der anderen Männer. Und sie verlangt nach Ausdruck: im Tun, im Leisten, im Beherrschen, im Schützen, im Führen.

Die Formen mögen wechseln, die Symbole sich wandeln – doch der innere Impuls bleibt. Und er verdient nicht nur Beachtung, sondern auch Würde.

Ein zentrales Missverständnis heutiger Diskurse besteht darin, dass man Männlichkeit als rein soziales Konstrukt abzutun versucht – als etwas, das vollständig durch Kultur, Erziehung oder gesellschaftliche Rollenzuweisung bestimmt sei. Doch wer Männlichkeit tatsächlich lebt, fühlt, verkörpert, weiss: Sie ist tiefer verankert. Sie ist keine Rolle, die man spielt – sie ist ein Impuls, der aus dem Innersten aufsteigt.

Der männliche Drang, sich selbst zu übertreffen, sich mit anderen zu messen, Ordnung zu schaffen, Systeme zu bauen, Gefahren zu begegnen, sich durchzusetzen – all das ist keine Laune patriarchaler Systeme, sondern Ausdruck einer uralten, körperlich erfahrbaren Dynamik.

Und ebenso wenig ist Männlichkeit eine feindliche Haltung gegenüber dem Weiblichen. Sie steht nicht im Gegensatz zur Frau – sondern zur Unklarheit über die eigene Form. Der Mann, der sich selbst erkennt, muss nicht dominieren, muss nicht unterdrücken – er muss verwirklichen.

Männlichkeit ist nicht per se gewalttätig. Sie kann es sein – wenn sie gedemütigt, verleugnet, unterdrückt wird. Doch im Kern ist sie gestaltend, ordnend, schaffend.

Deshalb ist das Idealbild des Mannes in jeder Kultur mit der Fähigkeit verknüpft, etwas zu errichten, zu führen, zu verteidigen. In der Antike war es der Held, der König, der Philosoph, der Gesetzgeber. In der Moderne ist es der Unternehmer, der Entdecker, der Baumeister, der visionäre Kopf.

Und obwohl sich diese kulturellen Formen verschieben – das Grundmuster bleibt. Männer suchen nach Wegen, männlich zu sein. Und wo ihnen diese verweigert werden, wo sie keinen Spiegel mehr finden, keine Struktur, kein Ziel, da entstehen entweder Depression oder Zorn.

Was also bedeutet es heute, ein Mann zu sein?

Es bedeutet, ein Fundament in sich selbst zu errichten – unabhängig davon, was die Gesellschaft behauptet, was Medien suggerieren, was Ideologen fordern. Es bedeutet, die eigene Körperlichkeit nicht zu leugnen, sondern zu achten. Die eigene Energie nicht zu zerstreuen, sondern zu bündeln. Es bedeutet, Verantwortung zu übernehmen – nicht nur für sich selbst, sondern für jene, die sich an einem Mann orientieren.

Ein Mann, der sich seiner selbst bewusst ist, wird nicht nach Ausreden suchen. Er wird handeln. Nicht zwanghaft. Nicht um sich zu beweisen. Sondern weil es seinem Wesen entspricht.

Er wird führen, wo Führung gebraucht wird. Er wird kämpfen, wo Gefahr besteht. Er wird sich zügeln, wo seine Kraft zerstörerisch werden könnte.

Er weiss: Männlichkeit ist kein Privileg. Sie ist auch kein Feindbild. Sie ist ein Weg – nicht in Abgrenzung zu anderen, sondern in Übereinstimmung mit dem eigenen inneren Gesetz.

Und dieser Weg verlangt Opfer. Er verlangt Mut. Er verlangt Stille. Er verlangt Beharrlichkeit.

Denn Männlichkeit – wahrhaft gelebte Männlichkeit – ist keine Pose. Sie ist eine Haltung.

Sie ist die stille Entschlossenheit, dem Leben etwas abzuringen. Sie ist die Bereitschaft, Lasten zu tragen, ohne zu klagen. Sie ist der Wille, Spuren zu hinterlassen, die nicht laut sein müssen, aber tief.

In diesem Sinn ist Männlichkeit nicht nur natürlich – sie ist notwendig. Nicht, um andere zu unterwerfen. Sondern um in einer Welt, die sich zunehmend in Auflösung befindet, Halt, Richtung und Form zu geben.

Deshalb ist der Mann, der seine Männlichkeit würdevoll lebt, nicht bloss ein Träger biologischer Merkmale.

Er ist Träger einer inneren Ordnung. Einer Ethik. Einer stillen Kraft. Einer Religion – der natürlichen Religion der Männer.

KULTURELLE MÄNNLICHKEIT

Kulturelle Männlichkeit bezeichnet die unterschiedlichen Weisen, in denen verschiedene Kulturen und soziale Gruppen das Mannsein idealisieren. Alle Kulturen idealisieren das Mannsein auf spontane Weise – deshalb betrachte ich das Bedürfnis, Männlichkeit zu idealisieren, als wesentliches Element des männlichen Erlebens, wie ich bereits oben erläutert habe. Doch Kulturen idealisieren Männlichkeit auf unterschiedliche Weise, je nach ihren jeweiligen Bedürfnissen und Umständen. Kulturelle Männlichkeit ist formbar, doch sobald Gruppen bestimmte Verhaltensweisen oder selbst Kleidungsstücke mit Männlichkeit verknüpfen, erhalten diese eine tiefe symbolische Bedeutung – denn die Identität des „Mannes“ ist für fast jeden Mann zentraler Bestandteil seines Selbstverständnisses.

Viele dieser Zuschreibungen entspringen der essentiellen Männlichkeit, sind aber nicht in sich selbst wesentlich. Ritterlichkeit und der Ehrenkodex der Samurai sind Beispiele hierfür. Andere Dinge – etwa ob man Quiche isst oder sein Steak blutig bevorzugt – mögen völlig überflüssig und lächerlich erscheinen; sie sagen im Grunde nichts über die eigentliche Männlichkeit eines Menschen aus, werden aber dennoch von vielen als Gradmesser für Männlichkeit betrachtet.

Kulturelle Männlichkeit ist für die meisten Männer von grossem Einfluss und tiefer Bedeutung. Es ist jener Aspekt der Männlichkeit, der sie einer Religion am nächsten bringt – oder vielmehr einer organisierten Religion. Essentielle Männlichkeit ist etwas Geistiges, eine Eigenschaft der Seele; kulturelle Kodizes der Männlichkeit hingegen bilden die Doktrin der männlichen Religion. Weil das Mannsein für Männer so bedeutend ist, erlangen Dinge, die erfolgreich mit Männlichkeit assoziiert werden, einen Teil dieser Bedeutung. Wenn Ideologien mit Männlichkeit verknüpft werden, sind Männer besonders empfänglich für eine spezifisch männliche Form der Manipulation. Männlichkeit trägt Ideologie, wie Fett den Geschmack trägt. Wenn sich ein Glaubenssystem mit der Bedeutung von Männlichkeit verflechtet, kann das zu katastrophalen, aber mitunter auch inspirierenden Ergebnissen führen. Religionen, Rassismus und Formen des Nationalismus sind hier besonders explosiv. Wenn Männlichkeit mit der Zugehörigkeit zu einer Gruppe gleichgesetzt wird, kann diese Gruppe die Vorstellung von Männlichkeit im Sinne ihrer eigenen Agenda umformen. Der Zweite Weltkrieg ist das offensichtlichste Beispiel: Jeder Mann – ob Kommunist, Nazi, Faschist oder Verfechter von Demokratie und Freiheit – glaubte, in irgendeiner Weise seiner männlichen Pflicht nachzukommen, indem er für seine Überzeugungen kämpfte. Jeder war in den Augen seiner eigenen Sache ein Held und empfand Stolz in dieser Rolle. Die Nationalsozialisten verstanden es besonders wirkungsvoll, den Nationalsozialismus mit Männlichkeit zu verknüpfen – von ihren Jugendprogrammen bis hin zur betont männlichen Selbstdarstellung. Für eine Sache zu kämpfen, die Männlichkeit verspricht, eröffnet Männern die Gelegenheit, ihre Männlichkeit zu beweisen. Doch oftmals genügt schon die Unterstützung einer solchen Sache – etwa wie bei Sportmannschaften –, um ein fertiges, kollektives

Männlichkeitsgefühl zu erleben. Viele Männer „beweisen“ ihre Männlichkeit allein dadurch, dass sie einer Gruppe angehören oder sie unterstützen. Sie sind Männer, weil Männer die Sache unterstützen. Männer haben traditionell Uniformen geliebt und wurden in ihnen bewundert, weil Uniformen Zugehörigkeit signalisieren – jene kulturelle Verbindung zu einer vermännlichten Gemeinschaft. Ob man das im Nachhinein für gut oder schlecht hält, hängt letztlich davon ab, wie man zur betreffenden Sache steht. Das gilt auch für Religionen, von denen viele das Bedürfnis der Männer, sich zu bewähren, gezielt für sich nutzen; ein gängiger christlich-fundamentalistischer Aufkleber verkündet: „Echte Männer lieben Jesus.“ Zeitgenössische islamofaschistische Gruppen bedienen sich gezielt der Verschmelzung von Islam und Männlichkeit in ihren Kulturen, um Männer zu terroristischen oder gar selbstmörderischen Taten anzustacheln, durch die sie ihre Männlichkeit beweisen sollen.

Gleichwohl gelingt es Gesellschaften und Religionen auch, essentielle Männlichkeit auf konstruktive Weise zu lenken – zum Wohl des Einzelnen, der Gemeinschaft oder beider zugleich. Verantwortung, Mut, Ehre, Fürsorge – zu „schützen und zu dienen“ – sind allesamt Konzepte, die in kulturelle Vorstellungen von Männlichkeit eingebettet wurden und der Menschheit gedient haben. Kulturen formen essentielle Männlichkeit so, dass sie gesellschaftliche und individuelle Bedürfnisse erfüllt, um das Beste im Mann hervorzubringen. Kodizes der Männlichkeit formen aus Jungen nicht nur Männer, sondern produktive und erfolgreiche Männer, die wiederum die Gesellschaft mitgestalten. Wertesysteme können sich im Lauf der Zeit wandeln, doch wenn sie ignoriert werden oder destruktive Werte an Attraktivität gewinnen, laufen Männer aus dem Ruder. Urbane Gangs und unkontrollierte Jugendgruppen zeigen deutlich, wie hastig junge Männer sich eine kollektive Vorstellung von Männlichkeit zusammenzimmern, wenn bestehende Ideale und Vorbilder entweder fehlen oder als kraftlos empfunden werden. Leider sind solche aus jugendlicher Rebellion heraus geborenen Ideale meist kurzsichtig und destruktiv.

Gilmore hat das bislang prägnanteste und tiefgründigste Verständnis dafür geliefert, weshalb Kulturen männliche Ideale ausbilden – und warum sie

diese Religion des Mannseins erschaffen. Er versteht männliche Ideale als Schutzmechanismen gegen das „Jungenhafte" im Manne, als Ideale, die Männer davor bewahren sollen, in regressives Verhalten zurückzufallen – also in Formen des kindlichen, unproduktiven Lustgewinns:

Regression ist nicht nur für das Individuum, sondern auch für die Gesellschaft als funktionierende Einheit inakzeptabel, denn die meisten Gesellschaften verlangen die Abkehr von eskapistischen Wünschen zugunsten einer teilhabenden, beitragenden Erwachsenenrolle. […] Zusammenfassend lässt sich das Bild von Männlichkeit aus postfreudianischer Perspektive als Abwehrmechanismus gegen das ewige Kind im Inneren deuten – gegen Kindlichkeit, gegen das, was man gelegentlich das Peter-Pan-Syndrom nennt.

Die Schwulenszene erlaubt es ihren männlichen Mitgliedern, Kind zu bleiben – gerade weil sie sämtliche kulturellen Männlichkeitsideale ablehnt, anstatt sich nur gegen jene zu richten, die homosexuelle Ausdrucksformen unterdrücken. Viele schwule Männer wachsen nie über den Fokus auf unmittelbare Lust und unbekümmerte, hedonistische Sinnlichkeit hinaus. Die Schwulenkultur fördert Nichtverurteilung und Relativismus und verlangt von ihren Männern lediglich, dass sie ihre schwule Identität akzeptieren und ihr Glück darin finden, das zu tun, was sich im jeweiligen Moment gut anfühlt. Sie feiert Oberflächliches – Mode, gutes Aussehen – und bietet kaum Vorbilder, die sich durch substanzielle Leistungen hervortun, es sei denn, sie sind politische Aktivisten im Dienst der Szene. Indem sie schwule Männer von anderen Männern absondert und in einer abgeschlossenen Schwulenkultur isoliert, raubt sie ihnen produktive männliche Vorbilder. Sie bemuttert ihre Jungen im Sinne eines fehlgeleiteten feministischen Verständnisses von Männlichkeit, ohne ihnen väterliche Figuren an die Seite zu stellen, die sie fordern, herausfordern, zu mehr anspornen und ihnen eine höhere Messlatte – ein männliches Ideal – setzen.

Ein grundlegendes Problem vieler Feministinnen und Schwuler besteht darin, dass sie alles tun, ausser dem männlichen Bedürfnis gerecht zu werden, Mann zu sein. Das Ziel vieler Feministinnen ist es, die „weibliche Seite" im

Mann zu fördern – ihn frauenähnlicher zu machen. Sie wollen die Männlichkeit neutralisieren und „sicherer" machen. Doch genau das wollen Männer instinktiv nicht – und sie brauchen es auch nicht. Sie wollen nicht mehr wie Frauen sein. Sie sind Männer, und sie wollen mehr wie Männer sein. In gewissem Sinne lässt sich der gegenwärtige Aufschwung des Konservatismus als Reaktion auf den liberalen, feministisch geprägten „Vormundschaftsstil" gegenüber Männern deuten. Ich habe sogar von den halbherzigen Versuchen gelesen, feministische Gesprächsgruppen in Schulen einzurichten, in denen Jungen über Männlichkeit reden sollen – zumeist unter dem Vorwand der Vergewaltigungsprävention. Doch Männer suchen keine Hühnerhofgespräche über ihre Gefühle zur Männlichkeit. Diejenigen, die sich dafür interessieren würden, sind vermutlich nicht jene, vor denen man sich fürchtet. Männer holen sich keine Ratschläge bei Frauen oder effeminierten Schwulen, wenn es darum geht, wie man ein Mann ist. Sie wenden sich an andere Männer – und wenn diese Männer nicht viril oder männlich genug erscheinen, wenn sie den Frauen nicht deutlich genug entgegengesetzt sind, dann suchen sie sich andere Männer als Vorbilder, um ihren eigenen männlichen Ehrenkodex zu formen. Die überwältigende Mehrheit aller Männer wird sich immer an solchen Männern orientieren, die männlich sind – Männern, die sich klar von Frauen unterscheiden und ihnen helfen, sich selbst als Männer zu erkennen.

Wenn der „sensitive Mann" wirklich im Trend liegt, sehe ich davon nichts. Ich sehe den Aufstieg des Ultimate Fighting als Antwort meiner Generation auf das klassische Boxen. Ich sehe die urbane Hip-Hop-Kultur, die Strassengewalt, Kriminalität, schnellen Reichtum, protzige Statussymbole und verantwortungslosen Sex verherrlicht – und die in ihrer Popularität andere Subkulturen längst überholt hat. Jungen wollen heute nicht mehr Polizisten, Feuerwehrmänner, Astronauten oder Soldaten werden. Sie benehmen sich zunehmend, als wollten sie Zuhälter sein – gefängniserprobte, eiskalte „Playaz", die die „Sex, Drugs & Rock'n'Roll"-Generation wie harmlose Weicheier aussehen lassen. Ich sehe immer brutalere Filme und Videospiele. Ich sehe SpikeTV und endlose Sportsender. Männliche Aggression verschwindet nicht. Auch wenn Männer heute von

institutionalisiertem Feminismus und linker Übermutterung bedrängt werden, suchen sie sich dennoch Vaterfiguren unter besonders männlichen Männern.

Solche Vaterfiguren und männlichen Vorbilder – Helden – bilden ein Pantheon von Göttern für Männer. Männer sind natürliche Heldenverehrer. Diese Helden sind nicht nur klassische Heldenfiguren, sondern auch Männer verschiedenster Art, die Männlichkeit auf unterschiedliche Weise verkörpern. Nicht nur Krieger und John-Wayne-Typen, sondern auch Paten, Rockstars, Sportler, Bösewichte, historische Persönlichkeiten – Männer, die erreicht haben, was andere Männer sich ersehnen. Die natürlichen Götter des Mannes sind andere Männer, mythisch oder real, die in den Augen der Männer das Mannsein verkörpern. Helden prägen kulturelle Konzepte von Männlichkeit; sie verleihen der Männlichkeit Charakter und Persönlichkeit. In Ermangelung gemeinschaftlicher Initiationsriten und ohne fest definierte gesellschaftliche Männlichkeitskodizes nehmen Helden heute eine noch zentralere Rolle bei der männlichen Reifung ein als früher. Männer verehren das Konzept des „Mannes", indem sie andere Männer bewundern und nachahmen. Sie integrieren den Ehrenkodex ihrer Helden in ihren eigenen; die Stile männlichen Ausdrucks ihrer Vorbilder fliessen in die Weise ein, wie jeder seine essentielle Männlichkeit lebt. Männer sind einzigartige Komposite ihrer verschiedenen Helden – ihrer Götter der Männlichkeit.

„Der Mann" ist eine Religion, die beinahe alle Männer miteinander teilen. Männlichkeit ist grundlegend für das, was Männer sind; die Art, wie sie Männlichkeit begreifen, prägt ihre tiefste Identität. Diese Religion kanalisiert und ritualisiert durch ihre Kultur die essentielle und körperliche Männlichkeit. Ihr Verständnis davon, was es bedeutet, ein Mann zu sein, leitet ihr Verhalten und bildet ihren persönlichen Ehrenkodex. Was ein Mann tut oder lässt, hängt meist davon ab, was er persönlich für „männlich" hält. Männlichkeit im religiösen Sinne kann problematisch sein – aber sie ist kein Problem. Sie ist eine Lösung. Sie geleitet Jungen ins Mannsein, berücksichtigt die Unterschiede der Geschlechter und nutzt das natürliche männliche Verlangen, dem Mannsein einen Sinn zu geben. Die meisten Männer werden dieses Verlangen immer verspüren. Sie werden sich immer als männlich empfinden wollen. Wer das belächelt, Männlichkeit entwerten oder sie zu

einem Abklatsch von Weiblichkeit machen will, handelt auf eigene Gefahr – denn Männer werden sich ihre Männlichkeit anderweitig holen.

Damit eine Gesellschaft das Beste aus ihren Männern herausholt, muss sie ihre Männlichkeit auf produktive Weise bejahen – nicht sie einfach negieren. Ihre männlichen Vorbilder – ihre männlichen Götter – müssen sowohl produktiv als auch männlich sein. Sie muss einen kulturellen Männlichkeitskodex bieten, der produktives Verhalten begünstigt. Aber sie muss ihnen auch erlauben, Männer zu sein. Sie muss ihnen zeigen, wie man ein Mann ist – sonst bleiben sie lediglich männlich. Und männliche Wesen, die ohne ein konstruktives Verständnis von Mannsein umherirren, können sowohl für sich selbst als auch für die Gesellschaft enorm destruktiv sein.

AUF EIN MÄNNLICHES IDEAL HIN

Homosexuelle Männer sind Männer ohne Halt.
Das mangelnde Maß an allgemeiner gesellschaftlicher Akzeptanz für Homosexualität ist nicht – wie oft behauptet – die Wurzel allen Übels unter homosexuellen Männern. Eine universelle Akzeptanz der Homosexualität ist ohnehin unerreichbar. Doch selbst wenn sie plötzlich Realität würde – wenn Eltern weltweit sich plötzlich wünschten, ihre Söhne würden homosexuell – bliebe ein Grossteil jener Probleme ungelöst, die man sich davon zu beheben erhofft.

Homosexuelle Männer sind Männer, denen ein männliches Ideal geraubt wurde. Die meisten sind verlorene Jungen, denen das Gespür dafür fehlt, was es heisst, ein Mann zu sein – Peter Pans, die niemals erwachsen werden und niemals das Niemandsland des schwulen Partylebens verlassen.
Sie werden nicht zu Männern, weil niemand es von ihnen erwartet, weil sie sich selbst nicht als „echte" Männer wahrnehmen; sie sehen heterosexuelle Männer als MÄNNER – und sich selbst als etwas Anderes. Weil ihnen Weiblichkeit als Stigma angehängt wurde, spielen sie die Rolle der Frau – doch sie sind keine Frauen. Statt sich mit starken Männern zu identifizieren, wählen sie weibliche Vorbilder – häufig mächtige, aber tragisch zerstörerische Figuren wie Diven – und versuchen, sich mit ihnen zu

identifizieren. Doch sie werden niemals wirklich wie diese Frauen sein. Homosexuelle Männer bleiben im Wesen Männer. Und weil sie Männer sind, zeigen sie auch typisch männliche Tendenzen.
Glücklicherweise – vielleicht weil man von ihnen erwartet, sich weiblich zu geben und sich mit „mädchenhaften" Dingen zu befassen – gehören sie im Allgemeinen nicht zu den gewalttätigen Gruppen. Doch all diese innewohnende Männlichkeit – jene aggressive, unruhige Energie – sucht sich stattdessen ein Ventil in sexueller Promiskuität, Drogenkonsum, Alkoholmissbrauch und insgesamt unreifem Verhalten. Über letzteres möge der Leser milde urteilen. Aber fest steht: Diese Probleme sind bei Lesben weit weniger ausgeprägt – sie haben andere Herausforderungen. Die spezifischen Probleme homosexueller Männer sind Symptome ungezügelter Männlichkeit.

Es ist im Westen ein relativ neues Phänomen, offen homosexuell leben zu können, ohne Strafverfolgung oder körperliche Repression befürchten zu müssen – weitgehend geduldet von der Gesellschaft.
Da homosexuelle Männer traditionell jenseits der Grenzen konventioneller Moral standen, gibt es keine verbindlichen moralischen Kodizes, die sie als Gruppe lenken würden. Es fehlt ihnen an Idealen, an Vorbildern, an Orientierung. Produktive männliche Rollenbilder sind kaum vorhanden. Ihre Ikonen sind fast durchweg gequälte, selbstzerstörerische Künstler – und meist Frauen.

Wenn homosexuelle Männer sich weniger selbstzerstörerisch und produktiver entwickeln sollen, dann brauchen sie positive männliche Vorbilder. Sie brauchen eine Art Ehrenkodex, gemeinsame Werte, ein Verhalten, an dem sie sich orientieren können – ein Modell, das mit ihrer essenziell männlichen Natur in Einklang steht.

Ich weiss: Viele homosexuelle Männer sind desillusioniert, wenn es um Moralvorstellungen und soziale Ideale geht. Viele empfinden jede Form von Ideal oder Norm als repressiv – und haben den Bereich der Moral längst jenen überlassen, die Homosexualität ablehnen, insbesondere religiösen Kräften. Jeder Versuch, homosexuelles Verhalten durch Ideale zu rahmen,

wird von vielen als homophob oder heteronormativ zurückgewiesen. (Dabei haben viele dieser Kritiker durchaus klare Vorstellungen davon, wie sich Heteros verhalten sollten.)

Die stereotypische Coming-out-Erzählung handelt immer vom netten Jungen, der verzweifelt versuchte, den Erwartungen seiner Familie oder seines sozialen Umfeldes zu genügen, scheiterte, seine Homosexualität akzeptierte und sich schliesslich befreit über den Regenbogen davonmachte – hinein in ein neues, freies, schwules Leben mit dem unwahrscheinlichen Jungen seiner Träume. Eine hübsche Märchenfantasie – wenn man darauf steht.
Doch niemand erklärt wirklich, warum so viele dieser netten Jungs, die sich erfolgreich vom Joch sozialer Normen befreiten, am Ende drogenabhängig werden oder an Geschlechtskrankheiten leiden.
Ich glaube, das liegt zum Teil daran, dass das schwule Niemandsland ein wildes, propagandistisch verklärt dargestelltes Paradies ist – voller exotischer Gefahren und unsichtbarer Abgründe. Es gibt keinen Wegweiser, keine Karte, keinen Führer. Das mag für ein paar blitzgescheite, unabhängig denkende Abenteurer reizvoll sein – aber die meisten würden mit einem gewissen Maß an Orientierung deutlich besser fahren.

Ich selbst bin kein „moralischer" Mensch im klassischen Sinne.
Mich interessieren weder jüdisch-christliche Sexualmoral noch starre, willkürliche Konzepte von „richtig" und „falsch".
Ich glaube, was dem Individuum gut tut, nützt häufig auch der Gesellschaft.
Ich suche nach Lösungen, die für homosexuelle Männer Sinn ergeben – Lösungen, die sie herausfordern und zu ihrem Besten fordern, statt – wie es die schwule Kultur häufig tut – ihre unproduktivsten Tendenzen zu fördern.

Mein Ziel ist es, die Männlichkeit für Androphile zurückzuerobern – die Männlichkeit, diese natürliche Religion des Mannes – und sie mit ihrer Veranlagung in Einklang zu bringen.
Das Verbot der männlichen Homosexualität und das Stigma der Effeminiertheit verlieren an Kraft – beides sind kulturell geprägte, veränderliche Aspekte der Männlichkeit.

Was heute noch im Wege steht, ist nicht das Wesen homosexueller Männer – sondern die künstlich geschaffene Identität des „Schwulen".
Indem sie sich als Männer begreifen, ihre Sexualität als reine Präferenz ansehen und den Ballast der schwulen Identität ablegen, könnten sie sich an allen Männern – heterosexuellen wie homosexuellen – orientieren und produktive, mit ihrer eigenen Männlichkeit vereinbare Ideale entwickeln.
Sie könnten zu grossen Männern aufblicken – zu echten Kerlen – und sich an deren Vorbild ein eigenes Bild des Mannseins formen, wie es andere Männer auch tun.

Viele homosexuelle Männer wollen sich als maskulin begreifen und bewundern männliche Ideale. Doch sie werden der schwulen Szene zugerechnet – einer Szene, die das Gegenteil signalisiert: sich effeminiert zu verhalten und sowohl Männlichkeit als auch männliches Verhalten abzulehnen.
Wenn männliche Homosexuelle sich dem anschliessen, lehnen sie einen Teil ihres wahren Wesens ab.

Wenn sie die Männlichkeit neu bewerten und sich fragen, was es heisst, ein Mann zu sein, könnten sie einen vernachlässigten Teil ihrer Identität wiederentdecken. Sie könnten Erfüllung, Orientierung und Sinn finden – in Ideen und Tätigkeiten, die für viele Männer bedeutungsvoll und fruchtbar sind.
Indem sie sich mit dem Mannsein befassen und Männlichkeit anstreben, könnten sie mit anderen Männern Verwandtschaft empfinden – und deren Respekt gewinnen.
Sie könnten sich als Teil einer Geschichte erleben, die ihnen plötzlich näher ist als gedacht.
Sie könnten sich unter Heterosexuellen wohler fühlen – und mehr mit ihnen teilen, als sie jemals geglaubt hätten.
Sie könnten entdecken, dass andere Männer ihnen mehr über sich selbst lehren können als Frauen je dazu imstande wären.
Sie könnten erfahren, dass es produktiver ist, Männlichkeit zu umarmen, als sie abzulehnen.

Ein Mann zu sein ist kein Naturzustand – es ist ein Ideal, das errungen werden will.
Und womöglich entdecken sie auf diesem Weg etwas, das grösser ist als ihre Sexualität – etwas, worauf sie wahrhaft stolz sein können.
Indem sie die Männlichkeit zurückerobern, könnten sie letztlich sich selbst wiederfinden. So ist es mir ergangen.

Und so ging es vielen anderen Männern, die Männer begehren, aber sich nicht auf ihre Sexualität reduzieren lassen.
Ich habe viele homosexuelle Männer kennengelernt, die sich in erster Linie als Männer begreifen – die sich mit anderen Männern auf Augenhöhe verbunden fühlen, sich männlich verhalten, männliche Kultur schätzen und ihre Vorbilder unter grossen Männern finden.
Diese Androphilen leben selbstbestimmt und unabhängig, fordern nichts von anderen – doch sie sind, weil sie ausserhalb der gängigen Normen stehen, nach wie vor Männer ohne Kodex.
Viele haben sich persönliche Ehrenkodizes geschaffen, abgeleitet von männlichen Vorbildern wie Vätern, Brüdern oder Mentoren. Das ist im Grunde genau das, was ich hier vorschlage.

Ich denke jedoch, es wäre hilfreich, gewisse Grundwerte zu formulieren – gemeinsame Bezugspunkte für diese Männer.
Nicht, um gesellschaftlich besser akzeptiert zu werden, sondern als Wegweiser – um bessere Männer zu werden, im eigenen Interesse.

Es gibt kulturenübergreifende, männlich geprägte Werte, die sich besonders bewährt haben, um das Beste aus Männern hervorzubringen.
Diese Werte verlangen ein hohes Mass an Verhalten – sie machen das Mannsein zu etwas, das sich lohnt, anzustreben. Sie machen Männlichkeit zu einer Qualität, auf die man mit Recht stolz sein kann.

Ich bin überzeugt: Männer blühen nicht auf, wenn man sie bemitleidet oder verhätschelt – sondern wenn man sie herausfordert.
Wer mehr von Männern erwartet, bekommt auch mehr.

Und wer mehr von sich selbst erwartet, wird produktiver und weniger destruktiv.
Die natürlichen männlichen Antriebe lassen sich dann in konstruktive Bahnen lenken.

Männliche Ehrenkodizes gelten bei vielen Schwulen und Frauen als unterdrückend – und das können sie sein, wenn sie ins Absurde gesteigert werden.
Doch gerade im Streben nach einem Ideal, im Bemühen, jener Mann zu werden, den andere Männer bewundern – genau darin liegt oft der tiefste Sinn des Lebens als Mann.

In diesem Sinne möchte ich einige Werte vorschlagen – männliche Werte –, die ich für besonders fruchtbare Ziele für Androphile halte.

Selbstvertrauen, Unabhängigkeit und persönliche Verantwortung

Wenn jemand sagt: „Sei ein Mann", dann fordert er damit in der Regel einen männlichen Menschen auf, selbstständig zu sein, unabhängig zu handeln oder Verantwortung für sein Tun zu übernehmen. Es herrscht beinahe ein universelles Verständnis dafür, dass ein erwachsener Mann selbständig sein sollte – dass er in der Lage sein sollte, seine Angelegenheiten selbst zu regeln und seinen Lebensweg ohne fremde Hilfe zu gehen. Es ist nichts Verwerfliches daran, gelegentlich um Hilfe zu bitten – sofern erkennbar ist, dass man zuvor sein Bestes versucht hat. Die meisten Männer helfen gern anderen Männern, wenn diese gezeigt haben, dass sie sich in der Regel selbst zu helfen wissen.

Selbstständigkeit ist letztlich das, was Jungen von Männern unterscheidet – und für viele Männer ist sie von zentraler Bedeutung; sie ist ein fundamentaler Bestandteil ihres Selbstwertgefühls.

Wenn innerhalb der sogenannten „schwulen Community" über Selbstwert und Selbstbild gesprochen wird, wirkt dies meist wie eine therapeutisch übersteigerte Form von Selbstaffirmation – in einem wehleidigen, beinahe

kläglichen Sinne, wie man ihn mit der Karikatur einer Figur wie Stuart Smalley verbindet. Es ist das Wundenlecken derer, die sich zurückgewiesen und geschlagen fühlen. Es ist eine Form der Selbstermutigung, die nur noch auf das bloße Durchhalten zielt. Ein tieferes, würdigeres Selbstwertgefühl erwächst hingegen aus dem Wissen, dass man auf eigenen Beinen stand und Schwierigkeiten überwunden hat, ohne bei jedem Kratzer aus der rauen oder gleichgültigen Welt nach Mitleid oder Hilfe zu rufen. Die beliebte Hymne der Schwulenszene lautet seit jeher: „I Will Survive". Wenn Androphile eine eigene Hymne bräuchten, würde ich „My Way" vorschlagen. Dieses Lied formuliert in musikalischer Form den Kodex eines selbstbestimmten, unbeugsamen Mannes.

Selbstständigkeit ist für androphile Männer in besonderer Weise angemessen, da viele von ihnen ihr Leben wahrscheinlich ohne die Unterstützung einer eng verbundenen Familie führen werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass viele von ihnen einen erheblichen Teil ihres Lebens alleinstehend verbringen. Daher ist es essenziell, dass Androphile Stolz darauf entwickeln, sich um sich selbst zu kümmern und ihren eigenen Weg zu gehen – schlicht deshalb, weil sie es oft müssen. Sie mögen enge Freundschaften aufbauen, aber unter Männern gilt die Erwartung, dass jeder seine Last selbst trägt – und das mit gutem Grund. Wer als Freund auf Dauer zur Last wird, wird rasch zu einer entfernten Bekanntschaft.

Ich habe bereits scharf kritisiert, wie sehr sich schwule Aktivisten darin gefallen, unter homosexuellen Männern eine Kultur der Opferhaltung zu fördern – und wie sie für jedes Problem reflexhaft die Gesellschaft verantwortlich machen. Doch das ist kein tauglicher Weg, um den Respekt anderer Männer zu gewinnen – geschweige denn deren Achtung zu verdienen. Teil eines selbstverantwortlichen Männerbildes ist es, sich den eigenen Problemen zu stellen, statt sie anderen anzulasten. Jeder Mensch erlebt im Laufe seines Lebens Rückschläge oder wird auf die eine oder andere Weise vom Schicksal überfahren. Es mag sein, dass Menschen für das eigene Leiden Mitgefühl empfinden und erkennen, dass die Welt auch hätte gnädiger sein können – aber Respekt verdient man sich nur, wenn man sich aufrichtet und über seine Lage hinauswächst. Es mag tröstlich sein, zu

glauben, dass gesellschaftliche Umstände zur eigenen Misere beigetragen haben – womöglich ist das sogar teilweise zutreffend –, doch die Schuld auf die Gesellschaft zu schieben, ist fast immer ein Ausweichen vor der eigenen Verantwortung.

Es ist nicht die Schuld der Gesellschaft, wenn homosexuelle Männer sexuell übertragbare Krankheiten bekommen oder in Drogensucht abrutschen. Es ist ihre eigene. Und das wird sich nicht ändern, solange sie weiterhin ungeschützten Sex mit Fremden haben und keinerlei Interesse an ihrer eigenen Gesundheit zeigen. Männer müssen Verantwortung für ihr Handeln übernehmen – aber sie werden es nur tun, wenn wir es auch von ihnen erwarten. Es muss Teil eines persönlichen Kodexes werden, der mit dem eigenen Selbstwertgefühl verbunden ist. Es ist keine Frage von Moral – sondern eine Frage von Selbstachtung. Ich habe keinerlei moralische Einwände gegen unverbindlichen Sex unter Männern. Jungen bleiben Jungen. Männer erleben Sexualität anders – und da Sex zwischen Männern nicht zur Zeugung führt, gibt es keinen zwingenden Grund, von ihnen zu verlangen, das heterosexuelle Ideal lebenslanger monogamer Bindung zu übernehmen.

Wenn diese Jungen als Männer gelten wollen, müssen sie begreifen, dass ihr Handeln Konsequenzen hat – und sie müssen bereit sein, dafür einzustehen. Es wäre heilsam, wenn unter diesen Männern ein Dialog entstünde – mit dem Ziel, sich zumindest auf einige lose Richtlinien zu verständigen, die zu persönlicher Verantwortung, Selbstachtung und dem Erhalt der eigenen Gesundheit beitragen.

Solange Homosexualität gesetzlich verboten war, war es verständlich, dass Männer anonym Sex in öffentlichen Toiletten, Badehäusern oder dunklen Gassen suchten. Doch die schwule Community klammert sich bis heute an das Ideal des anonymen, promiskuitiven Sexlebens und pflegt eine Kultur des Nichtwertens – sie verlangt lediglich, dass dieser Sex „safe" ist. Wer andeutet, dass Rückzugsräume wie Darkrooms, Badehäuser oder sogenannte Glory Holes destruktive Verhaltensweisen fördern könnten, wird sofort der Homophobie oder Prüderie bezichtigt.

Doch anonymer, promiskuitiver Sex – so „sicher" er auch sei – erhöht zwangsläufig das persönliche Risiko. Wer häufig anonymen Sex praktiziert, insbesondere unter dem Einfluss von Alkohol oder Drogen, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit irgendwann die Vorsichtsregeln missachten oder sich selbst in gefährliche Situationen bringen. Die Männer, die ich kannte und die regelmäßig Sexclubs besuchten oder anonymen Sex suchten, befanden sich oft in einer Spirale der Selbstzerstörung. Sie versuchten, eine innere Leere zu füllen, indem sie alle anderen Öffnungen füllten. So pervers es klingt: Manche der vehementesten Verfechter solcher Orte sind HIV-positiv. Viele von ihnen haben weiterhin dort Sex, doch die schwule Community weigert sich, darüber zu urteilen oder dieses Verhalten zu hinterfragen – im Gegenteil: Man erklärt solche Orte zu Informationszentren für „safer sex".

Ich selbst schätze die düstere, erotische Ästhetik jener alten homosexuellen Subkultur, wie sie etwa von Rechy oder Genet beschrieben wurde. Doch Sex zwischen Männern ist heute nicht mehr illegal. Er muss nicht mehr heimlich in Parks, Gassen oder dunklen Hinterzimmern stattfinden. Dieses Verhalten weiterhin zu fördern, ist destruktiv und rückwärtsgewandt. Die schwule Community, die aus einer Umarmung alternativer Sexualität hervorgegangen ist, hat ein ungesundes, ja geradezu besessenes Verhältnis zur Sexualität entwickelt. Sie drängt Männer dazu, sich nicht nur über das „Wen", sondern auch über das „Wie" ihres Sexualverhaltens zu definieren – und man feiert in Paraden all jene, die „Stolz" auf ihre sexuellen Vorlieben reklamieren – im Namen der Vielfalt.

Sexualität wird in dieser Kultur nicht als ein Teil des Lebens betrachtet, sondern als dessen zentrales Prinzip.

Doch wahre sexuelle Freiheit bedarf keiner ständigen Zurschaustellung. Es ist durchaus möglich, die eigene Sexualität selbstbewusst zu leben und Sex mit wem und wie man möchte zu haben, ohne zu einem selbstzerstörerischen Hedonisten zu werden, dessen Dasein sich um nichts anderes mehr dreht. Die schwule Community wirbt für „safer sex". Ich plädiere für klugen Sex. Kluger Sex ist nicht „heteronormativ". Wer als Mann Männer liebt, muss

nicht zwangsläufig anonymen, promiskuitiven Sex haben. Homosexuelle müssen sich nicht mehr verstecken – und es wird Zeit, dass sie auch aufhören, genau das ständig unter Beweis stellen zu wollen. Es ist Zeit für ein gesünderes sexuelles Ideal, das Sexualität in Relation setzt und verantwortungsvolle Entscheidungen fördert.

Das Sexualverhalten heterosexueller Männer wird durch Frauen reguliert. Da männliche Homosexualität nicht durch Frauen moderiert wird, müssen homosexuelle Männer selbst Verantwortung übernehmen – oder, wie Camille Paglia es nannte, die „Verwaltung ihres eigenen Körpers“ übernehmen. Sie müssen für ihre eigene Gesundheit und ihr Wohlbefinden sorgen. Sie müssen sich selbst Grenzen setzen.

Die Kultur des Alles-ist-erlaubt und des Nichtwertens funktioniert nicht. Homosexuelle Männer als Gruppe benötigen einen Maßstab, der produktive statt destruktive Sexualität fördert – und sie müssen aufhören, sich davor zu fürchten, zwischen beiden zu unterscheiden.

Androphile sollten mehr von sich selbst und voneinander erwarten. Männer, die verantwortungsvolle sexuelle Entscheidungen treffen und Verantwortung für ihr eigenes Wohlergehen übernehmen, sollten höher geschätzt werden. Das sollte das Ideal sein. Wer dieses Ideal propagiert, wird andere ermutigen, danach zu streben.

LEISTUNG

Leistung wird in der schwulen Gemeinschaft sträflich unterbewertet. Diese Gemeinschaft ist von Äusserlichkeiten besessen, und sozialer Status wird dort oft über genetisches Glückspiel „erreicht“ – über Kleidung, Frisur, den besuchten Personal Trainer oder die Frequenz im Solarium. Als Androphiler weiss ich einen gut aussehenden Kerl durchaus zu schätzen. Und es ist auch nichts Verwerfliches daran, gut aussehen zu wollen. Doch die Bedeutung, die Äusserlichkeiten im gegenseitigen Urteil einnehmen, ist unverhältnismässig – sie verziehen das Wertesystem weg von substanziellem männlichen Maßstab. Männer werden untereinander nicht aufgrund ihres Aussehens geachtet.

Männer messen sich an Fähigkeiten – was sie können – und an Leistungen – was sie vollbracht haben. Wer konkrete Leistung hoch bewertet, wird zur Leistung motiviert. Wer hingegen nur sein Aussehen oder sein Stilgefühl kultiviert, wird eher zur Selbstzerstörung getrieben. Wie Bob Hoskins in The Long Good Friday sagte:

„Du weisst ja, wie zickig Schwule werden, wenn sie anfangen zu verfallen."

Männer, die Wert auf Leistung legen, sind produktiver – und sie werden im Laufe der Zeit meist erfolgreicher. Wer seinen Selbstwert ausschliesslich aus jugendlicher Schönheit und modischem Auftreten schöpft, wird zwangsläufig in eine Abwärtsspirale geraten. Die Fixierung auf Jugend und Schönheit lässt nur einen Weg offen: bergab. Sie bietet keinen Raum für Reifung, nur für den Abstieg zur klischeehaften „verbitterten alten Tunte". Zwar beklagen sich besorgte Stimmen innerhalb der Community regelmässig darüber, dass „alles nur um Äusserlichkeiten" gehe – doch selten geben sie eine Antwort auf die Frage, worauf man sich stattdessen fokussieren solle. Mein Vorschlag lautet: auf das Tun – auf irgendeine Form von produktivem Handeln, statt darauf, mit aller Gewalt wie ein 21-jähriges Modemännchen auszusehen.

Die Bärenszene hat dieses Ideal des 21-jährigen Körpers immerhin zurückgewiesen. Auch wenn sie bald wieder begann, sich anhand des Grades an „Bärenhaftigkeit" untereinander zu hierarchisieren, blieb ein Fortschritt bestehen: Bären wurden in fast jedem Alter als attraktiv wahrgenommen. Das war ein Schritt in die richtige Richtung. Und es ist wohltuend zu sehen, wie Männer sich auch mit fünfzig noch als begehrenswert empfinden. Da viele homosexuelle Männer im Laufe ihres Lebens immer wieder Singlephasen erleben, wäre es nur logisch, ein Attraktivitätsideal zu fördern, das die verschiedenen Lebensabschnitte eines Mannes umfasst. Doch der Fokus bleibt weiterhin darauf gerichtet, begehrt zu werden. Ich wäre weit beeindruckter von der Bärenszene, wenn sie ihre Schönheitswettbewerbe aufgäbe – und stattdessen durch herausragende Fähigkeiten im Holzfällen oder Blockhüttenbauen bekannt würde.

Attraktiv sein zu wollen ist natürlich – besonders für Männer, die andere Männer lieben. Und dies wird immer Teil ihres Selbstwertgefühls bleiben. Aber Männer müssen sich auf mehr als das konzentrieren, wenn sie gedeihen und ein erfülltes, erfolgreiches Leben führen wollen. Vielleicht genügt es oberflächlichen Geistern, auf ihr Leben zurückzublicken und zu sagen: „Ich war echt scharf." Doch die meisten Menschen sind keine perfekten Zehner. Und im Leben gibt es bedeutend mehr zu tun, als nur schön zu sein.

Viele Heterosexuelle können immerhin auf die Kinder blicken, die sie grossgezogen haben, und daraus ein Gefühl der Zufriedenheit schöpfen – aus dem, was ihre Kinder erreicht haben. Die meisten Homosexuellen werden keine Familie gründen. Und das synthetische Opiat namens „Gay Pride" kann niemals jenes tief verwurzelte Gefühl von Stolz ersetzen, das aus tatsächlicher Leistung erwächst – aus dem Bewusstsein, etwas getan zu haben, über das reine Schwulsein hinaus.

Wenn Androphile eine Kultur der persönlichen Leistung fördern, können sie daraus ein nachhaltiges Gefühl von Sinn und Zufriedenheit schöpfen. Wenn man von ihnen dasselbe erwartet wie von anderen Männern – nämlich, dass sie mehr leisten, als nur hübsch auszusehen –, werden sie bessere, produktivere Männer. Und vermutlich auch glücklichere.

Einer der Hauptgründe, warum ich dieses Manifest geschrieben habe – vielleicht sogar der Hauptgrund – ist mein Eindruck vom massiven ungenutzten Potenzial homosexueller Männer. Ich sehe so viele intelligente, talentierte, fähige Homosexuelle und Bisexuelle, die undiszipliniert, unmotiviert und verfangen in den oberflächlichen Ablenkungen jener Kultur sind, die das Schwulsein zelebriert. Androphilen steht eine aussergewöhnliche Gelegenheit zur persönlichen Entfaltung offen. Auch wenn ich für ein starkes Verantwortungsbewusstsein unter ihnen plädiere, so ist klar: Im Vergleich zu heterosexuellen Männern mit Familie haben sie oft weniger Verpflichtungen. Sie sind seltener durch finanzielle und familiäre Lasten gebunden, freier, ihren Wohnort zu wählen oder zu reisen.

Homosexuellen Männern fällt es leichter, Zeit, Mittel und Energie ihren Zielen zu widmen. Ob es darum geht, an entfernten Konferenzen teilzunehmen, zu forschen, ein Unternehmen zu führen, eine Organisation aufzubauen, eine neue Fähigkeit zu erlernen, für einen besseren Job umzuziehen, Kampagnen zu leiten, zu üben, zu konkurrieren oder ein Buch zu schreiben – Männer ohne familiäre Bindungen haben schlicht mehr Zeit, ihrer Leidenschaft nachzugehen, was auch immer sie sein mag. Während andere Männer sich abrackern, um den Kühlschrank zu füllen oder neue Schuhe für den Sohn zu besorgen, können Androphile ihr Einkommen in eigene Projekte investieren. Das ist ein realer Vorteil. Androphile könnten mit Leichtigkeit zu führenden Persönlichkeiten in nahezu jedem Bereich werden.

Wenn sie persönliche Leistung hoch schätzen, könnten Androphile mehr als bloss Männer sein – sie könnten grosse Männer werden.

INTEGRITÄT

Heutzutage kommt man mit vielem durch. Die wenigsten von uns leben noch in kleinen Gemeinschaften, in denen man mit seinem Ruf lebt und stirbt. Es ist ein Leichtes, sich herauszuwinden, und viele Menschen nehmen es einem nicht übel, wenn man ein bisschen flunkert, ein Versprechen bricht oder seinen Pflichten nicht nachkommt – solange sie selbst dabei kein Geld verlieren. Doch es ist verdammt erfrischend, wenn ich auf einen wirklichen „Mann von Wort" treffe – jemand, der tut, was er sagt, und nichts sagt, was er nicht meint. Und wenn er einmal etwas nicht einhalten kann, dann hat er einen triftigen Grund – etwas Besseres als „Ich hatte einfach keinen Bock" – und entschuldigt sich aufrichtig. Solche Männer will ich in meinem Umfeld wissen, zu meinen Freunden zählen.

Ich will nicht verschweigen, dass Lügen viele Menschen im Leben voranbringen und dass es manchmal leichter ist, ein Versprechen zu brechen, als es zu halten. Aber so funktioniere ich nicht. Ich halte ein solches Verhalten nicht für einem erwachsenen Mann würdig. Ein Mann ist jemand, auf den man sich verlassen kann – der ist, was er sagt, dass er ist.

Von schwulen Männern wird nicht viel erwartet. Man hält sie für tuntig, flatterhaft, emotional und unbeständig. Und meiner Erfahrung nach trifft das auch oft zu. Es wirft ein schlechtes Licht auf jene Homosexuellen, die sich so verhalten. Es ist un-männlicher als ein Kleid zu tragen. Wenn Androphile wirklich ein Gefühl von Männlichkeit zurückgewinnen wollen, müssen sie Integrität bei sich selbst und bei anderen schätzen lernen. Sie müssen rechenschaftspflichtig und aufrichtig sein – persönliche Integrität und Verantwortungsbewusstsein gehen Hand in Hand. Wenn du dich selbst einen Mann nennst, dann solltest du auch ein „Mann von Wort" sein.

RESPEKT

Tiefer Respekt wird durch Leistung, Selbstständigkeit, Eigenverantwortung und Integrität verdient – unter anderem. Ich habe bereits kurz über Selbstachtung gesprochen, die mit diesen Werten eng verwandt ist – oder es zumindest sein sollte, gerade bei Männern. Wer seinen Selbstwert auf diese Grundlagen stützt, behandelt sich selbst weniger schlecht und bringt sich seltener unnötig in Gefahr – einfach weil er unabhängig bleiben, sich selbst treu sein und seine wichtigsten Ziele weiterverfolgen will.

Was ich hier ansprechen will, ist ein grundlegender Respekt unter Männern. Wenn Androphile wirklich wieder Teil der männlichen Gemeinschaft werden wollen, dann ist es unerlässlich, dass sie anderen Männern denselben Respekt entgegenbringen, den sie für sich selbst erwarten würden. Das ist allerdings keine Freikarte für Arschlöcher. Aber wenn Androphile von anderen Männern respektiert werden wollen, müssen sie auch bereit sein, diesen Respekt zurückzugeben – insbesondere, was die Sexualität anderer Männer betrifft.

Ich sprach kürzlich mit einem jungen, recht attraktiven Hetero, der mir gestand, dass ich der erste Schwule sei, in dessen Gegenwart er sich wirklich wohlfühle – weil er nicht das Gefühl hatte, dass ich gleich versuchen würde, ihn anzubaggern oder ihn mit zweideutigen Anspielungen bombardierte. Ein anderer erzählte mir von einem Schwulen, den er kannte, der ständig mit Heteros auf Kriegsfuß stand, ihnen offen feindselig begegnete und ihnen

seine Überheblichkeit kaum verbergen konnte. Beide Geschichten überraschten mich nicht. Ich habe oft erlebt, wie Schwule mit Heteros umgingen, und nicht selten dabei offenen Hass oder übergriffige sexuelle Anspielungen beobachtet – in Situationen, in denen die Heteros keinerlei Anlass dazu gegeben hatten.

In diesem Manifest habe ich immer wieder dafür plädiert, dass homosexuelle Männer ihre Sexualität als bloße Präferenz begreifen sollten – als ein Unterschied, der sie nicht ausschliessen oder von anderen Männern trennen muss. Doch all das bleibt bedeutungslos, wenn Schwule nicht auch lernen, die sexuellen Präferenzen anderer Männer zu respektieren.

Schwule Männer sind ständig mit anderen Schwulen befreundet, die „nicht verfügbar" sind – aus den unterschiedlichsten Gründen: weil sie in einer Beziehung sind, kein Interesse haben oder einfach keinen Sex wollen. Diese Grenzen werden problemlos anerkannt. Und doch überschreiten viele dieselben Grenzen gegenüber Heteros, die sie kaum kennen. Einen guten Freund necken und sich gegenseitig aufziehen – das ist das eine. Doch einen Mann anzustarren, zu reizen oder seine Sexualität zu provozieren und dann noch Respekt für die eigene „besondere" Orientierung zu fordern – das geht nicht zusammen. Die Schwulen, die gut mit Heteros auskommen, sind jene, die deren Grenzen und Präferenzen achten – anstatt einfach nur Respekt für sich selbst zu verlangen.

Ein Vorteil der Androphilie ist der Zugang zur privaten Welt der Männer. Duschen, Saunen, Umkleiden, Toiletten – wir sind stille Beobachter, sehen Männer so, wie Heteros gerne Frauen sehen würden. Wenn Androphile wie normale Männer behandelt werden wollen, dann ist in solchen Situationen Diskretion unerlässlich. Private Männerzonen müssen respektiert werden. Sie dürfen nicht zu unseren Stripclubs verkommen, in denen Schwule mit dem Handy Fotos machen, Kommentare abgeben oder andere Männer lüstern anstarren. Wer die Grenzen anderer Männer nicht respektiert, vertieft nur unnötig den Graben zwischen Homo und Hetero. Wer nicht wie ein lüsterner Perversling wirken will, sollte sich auch nicht so verhalten.

Einen anderen Mann in seinen Grenzen zu achten, heisst, seine Männlichkeit zu achten. Und wer als Androphiler als Mann respektiert werden will, muss die Männlichkeit anderer Männer ebenfalls respektieren – nicht nur bei Heteros, sondern auch untereinander. Männer wollen in ihrer Männlichkeit bestätigt werden – gerade weil sie ihnen etwas bedeutet. Deshalb sprechen sie einander mit „Mann" an – als Ausdruck der Anerkennung. Wer einem anderen Mann wie ein Mann begegnet, wird in der Regel auch selbst so behandelt.

Es gibt Dinge, die gehören nur unter Männern. Als Mann weiss man, wie man über sich gesprochen werden will und welche Informationen man lieber unter Verschluss hält. Was Männer unter sich besprechen oder miteinander erleben, gehört dort hin – es sei denn, es wurde ausdrücklich etwas anderes vereinbart.

Wir leben in einer Kultur des Geschwätzes. Frauen sind seit jeher dafür bekannt, über Dinge zu sprechen, die eigentlich privat bleiben sollten. Die Freunde mancher Frauen, die ich kannte, hätten sich wohl sofort von ihnen getrennt, wenn sie wüssten, was diese mir erzählt haben – und oft jedem, der in Hörweite war. Es gibt Ausnahmen, gewiss. Aber die meisten Frauen reden. Und sie reden zu viel. Auch Männer neigen heute mehr zum Klatsch – Sportnachrichten sind voller Tratsch, das Privatleben von Prominenten wird überall breitgetreten. Das ist menschlich. Ich habe mich selbst auch schon schuldig gemacht. Doch viele Schwule scheinen überhaupt keine Grenzen zu kennen. Viele der bekanntesten Figuren der Szene sind wahre Klatschköniginnen. Bösartiger Klatsch ist ein Grundpfeiler schwuler Kultur. Manchmal ist das harmlos, ja sogar amüsant. Oft aber ist es gehässig oder einfach nur das Weitertratschen privater Informationen, um etwas Interessantes zu erzählen zu haben.

Es wäre wohltuend, wenn Androphile wieder lernen würden, was es heisst, Dinge „unter Männern" zu belassen. Wenn ein Mann einem anderen etwas sehr Persönliches anvertraut – oder mit ihm Sex hat –, dann sollten die Details unter vier Augen bleiben. Sie sollten nicht am nächsten Tag Gesprächsthema sein – und schon gar nicht in boshafter Absicht öffentlich

gemacht werden, wenn es zu einem Streit oder einer Trennung kommt. Das ist verdammt stillos – und unmännlich obendrein. Natürlich ist die Versuchung gross, doch das ist eine niederträchtige, passiv-aggressive Form von Rache. Und wo das zur Norm wird, darf man sich über ebenso wenig Respekt nicht wundern. Wäre es nicht besser, wenn alle Beteiligten wüssten, dass Privates auch vertraulich bleibt?

Ich bin überzeugt, dass Androphile sich von der Masse der Klischeeschwulen abheben können – indem sie einander ehrenhaft und mit Respekt begegnen.

MÄNNLICHE EHRE

Es gab im Lauf der Geschichte viele verschiedene Ehrenkodizes der Männlichkeit. Einige waren berufsbezogen – ein Krieger hat andere Verpflichtungen als ein Zivilist. Doch was diese Kodizes so wirkmächtig macht, ist, dass sie sich leicht mit der männlichen Identität verbinden lassen. Sie werden Teil dessen, was es heisst, ein Mann zu sein. Sie greifen das natürliche Bedürfnis vieler Männer auf, in ihrer Männlichkeit Sinn zu finden. Am wirksamsten sind sie, wenn sie mit den grundlegenden Eigenschaften der Männlichkeit in Resonanz treten und dem männlichen Wesen Richtung geben. Sie bieten Männern ein Ideal, dem sie nacheifern können – im Einklang mit ihrer Natur.

Männer gehen oft sehr weit, um zu beweisen, dass sie den Titel „Mann“ verdienen – so wie er im jeweiligen Kodex definiert ist. Das kann produktiv sein – in Form von Mut, Ritterlichkeit, Aufrichtigkeit. Es kann aber auch zerstörerisch sein – je nach Auslegung des Kodex.

Ich fordere hier nicht, dass Androphile bereit sein sollten, wie ein Samurai rituellen Selbstmord zu begehen, um eine romantische Vorstellung von Ehre zu verteidigen. Yukio Mishimas autobiografisches Werk Sonne und Stahl ist ein faszinierendes Beispiel für einen Androphilen, der Männlichkeit und einen kulturell spezifischen Ehrenkodex wiederentdeckt – aber seine großartige Selbsttötung ist kein Vorbild, das ich anderen nahelegen würde.

Doch derzeit haben Männer, die Männer lieben, keinen Ehrenkodex. Keine Erwartung, der sie gerecht werden wollen. Männer ohne solche Leitlinien neigen dazu, auszuufern – ihre männliche Energie wird nirgendwohin kanalisiert und entlädt sich in destruktiven Mustern, die weder ihnen noch der Gesellschaft guttun. Schwule Männer waren lange Zeit ohne Kodex – ausgenommen einzelne Subkulturen wie die frühen Leder- oder Biker-Gruppen, die eigene Regeln entwickelten, weil sie von anderen Ehrenkodizes ausgeschlossen waren.

Die Schwulenbewegung war in vielem von feministischen Ideen der „Befreiung" von jeglichem Kodex geprägt – doch viele dieser „befreiten" Männer sind Paradebeispiele für Männer ohne Maß und Mitte. Ohne einen Begriff von männlicher Ehre, ohne ein klares Bild davon, was ein Mann ist, tun Männer einfach, was sie wollen. Das endlose Drogen- und Sexgelage der 1970er Jahre in der schwulen Szene ist genau das Resultat: „befreite Männer" ohne Kodex, die sich hemmungslos austobten. Es war selbstzerstörerisch, für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft, und es verbreitete Krankheiten wie ein Lauffeuer. Gebremst wurde das nicht durch Einsicht, sondern durch Angst – vor Krankheit und Tod. Heute ist diese Angst weniger spürbar – und dieselben Tendenzen tauchen erneut auf, etwa in der wachsenden Beliebtheit von ungeschütztem Sex. Auch der Drogenkonsum hat nie wirklich aufgehört.

Die Idee der Befreiung von Regeln klingt schön, und es gibt beeindruckend selbstbestimmte Männer mit eigenen funktionierenden Prinzipien. Aber ich bin überzeugt: Als Gruppe würden schwule Männer enorm davon profitieren, wenn es wieder Erwartungen gäbe – ein männliches Ideal, an dem man sich messen kann.

Was ich hier vorgeschlagen habe, ist ein lockerer Kodex männlicher Ehre – basierend auf Werten wie Selbstständigkeit, Eigenverantwortung, Integrität, Selbstachtung und dem Respekt unter Männern. Diese Werte finden sich durch alle Zeiten in männlichen Ehrenkodizes wieder. Sie haben zahllose Männer dazu inspiriert, bessere Männer zu werden. Es sind produktive Werte – für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft.

Mann zu sein muss etwas bedeuten – sonst bleibt es bei einer leeren Geste namens „Genderausdruck“. Und für die meisten Männer bedeutet es auch etwas. Jenseits aller Klischees und hohlen Mackerposen, die Schwule und Feministinnen so gern aufs Korn nehmen, gibt es etwas Tieferes, das das Verhalten von Männern prägt – ein Identitätsgefühl, das sich durch die Treue zu männlichen Werten erwirbt. Wer ein hohes Ideal der Männlichkeit lebt, wer einen männlichen Kodex verinnerlicht, wer sich den Titel „Mann“ verdient, anstatt ihn nur einzufordern – der gewinnt Ehre. Und einen Stolz auf seine Männlichkeit, der Bestand hat.

Mann zu sein ist kein einmaliger Beweis – es ist ein Lebensweg. Darin liegt die Ehre: im immer wieder verdienten Selbstverständnis, ein Mann zu sein. Ein Stolz, der vom Heranwachsenden bis zum Greis trägt. Deshalb öffnen alte Männer noch immer alten Damen die Tür: Weil Mannsein für sie etwas bedeutet. Sie leben nach einem männlichen Ehrenkodex, der mit der Zeit nicht verblasst. Dieser Kodex wirkt mit dem, was Männer von Natur aus sind – und lenkt ihr Handeln auf viele gute Weisen.

Dieses Manifest will Männlichkeit nicht nur theoretisch zurückfordern – sondern praktisch. Es lädt dazu ein, neu darüber nachzudenken, was es heisst, ein Mann zu sein – und das konkret zu leben. Nicht als Schelte für Schwule, sondern als Ruf an die Androphilen: Holt euch eure Männlichkeit zurück. Übernehmt einen männlichen Ehrenkodex, ein Ideal, eine Disziplin, die euch als Männer gedeihen lässt. Es geht nicht nur darum, sich als Männer zu begreifen – es geht darum, bessere Männer zu werden.

CHARAKTER, NICHT KARIKATUR

Man wird mir wohl unausweichlich unterstellen, ich wolle einfach, dass Homos sich „männlicher geben“. In gewissem Sinne – ja, da habt ihr mich erwischt. Das wäre in der Tat eine willkommene Abwechslung. Aber das bedeutet für mich etwas ganz anderes als für viele Schwule. Es gibt bereits Subkulturen homosexueller Männer, die sich „vermännlicht“ haben: Sie lassen sich Bärte stehen, stählen ihre Körper, tragen Uniformen und kaufen

sich Motorräder. All das ist für einen Androphilen ästhetisch sicherlich angenehmer, doch ehrlich gesagt zählt es keinen Deut, wenn darunter nichts steckt – kein echter männlicher Charakter, der das Ganze trägt.

Ein Mann zu sein bedeutet nicht, sich in tuntige Schönheitswettbewerbe zu stellen, um herauszufinden, wer am männlichsten aussieht. Ich hätte fast mein Mittagessen verloren, als ich „Bears on Bears" las – das Buch wirkte, von ein paar Lichtblicken abgesehen, wie die Bibel für pelzige Feministinnen. Die Lederszene ist kaum besser. So anziehend ich diesen düsteren, abgründigen Biker-Look auch finde – hinter all dem finsteren Posing entpuppen sich viele dieser Männer recht schnell als sanftmütige Kuscheltypen in aufgesetztem Zornmodus.

Das ist typisch für die schwule Kultur: Schwule nehmen Männlichkeit oft nur als Pose an – als vulgäre Karikatur des Mannes, ähnlich wie Dragqueens eine vulgäre Karikatur der Frau darstellen.

Das Konzept der Geschlechterpolarität neigt zur Übertreibung. Männlichkeit wird dem Weiblichen oder – im Falle von Männern – dem Effeminierten entgegengesetzt. So wie man bei weiblicher Erscheinung vielleicht an eine kurvige, zarte Frau mit großer Oberweite, langen Haaren und sanftem, unterwürfigem Wesen denkt, ist es naheliegend, dass man bei Männlichkeit gleich das extreme Gegenteil imaginiert. Wir greifen instinktiv zur Karikatur – einem Muskelberg, übertrieben aggressiv und fast schon wahnsinnig vor Testosteron.

Professionelle Wrestler sind perfekte Beispiele für extreme Männlichkeit. Ihre Körper werden auf Comic-Dimensionen aufgepumpt und stolz zur Schau gestellt – zur Einschüchterung und Bewunderung. Ihre gewölbten Brustmuskeln sind Rüstungen, ihre Arme keine Arme, sondern Waffen. Sie sind Superhelden männlicher Aggression – Berserker, die in Knurren und Gebrüll machoide Kampfansagen hinausposaunen, mit hervortretenden Adern und zusammengebissenen Zähnen. Wenn die Kameras angehen, wirken sie wie lebende Sprengsätze.

Und wenn sie explodieren, dann nicht in Form einer „edlen Kampfkunst" mit gezielten Griffen, präzisen Schlägen oder taktischen Würfen. Nein, ihre Kämpfe sind überlebensgroß, theatralisch, gewaltig. Sie schlagen keine Gegner nieder – sie zerschmettern sie mit Stühlen oder schleudern sie kopfüber ins Publikum. Ihre Tritte sind Flugattacken, ihre Griffe Body Slams. Ihre Gegner werden nicht einfach besiegt – sie werden vernichtet. Kein Handschlag am Ende, sondern ein demonstratives Aufstampfen auf der Brust des Gegners, gefolgt von einem selbstzufriedenen Gorilla-Posieren.

Professionelle Wrestler sind die Schauspieler des Testosterons – ihre Männlichkeit ist Theater. Wären alle Männer wirklich so, wie diese Figuren, sie wären entweder schwer medikamentös eingestellt oder sässen längst im Gefängnis. Und doch – Männer lieben diese hypermaskulinen Monster. Sie geniessen sie. Ich selbst auch. Wrestler, Actionhelden, Fernsehpolizisten, Gladiatoren, Sportikonen und mythische Männergestalten sind konzentrierte Destillate jener rohen, essenziellen Männlichkeit, die in jedem Mann steckt. Wenn die meisten von uns Bier sind – dann sind sie hochprozentiger Schnaps. Hypermaskuline Männer berühren etwas Urmännliches, Wildes in uns – und Männer bewundern sie dafür. Als ein Mann, der Männer liebt, sage ich: Diese Typen sind verdammt großartig.

Aber ein Mann zu sein bedeutet nicht, so zu werden wie sie. Wäre das so, lebten wir alle in einer endlosen Schlägerei voller entfesselter Männlichkeit. Zwar imitieren Männer diese Typen zum Spass oder lassen sich gelegentlich von ihnen inspirieren, aber sie wollen in der Regel nicht zu durchgedrehten Androgenbestien werden. Diese Macho-Idole sind männliche Vorbilder – aber eben nicht die einzigen. Sie sind keine realen Männer, sondern surreale. Es fehlt ihnen an Tiefe, Subtilität, Feingefühl – es sind erfundene Figuren ohne echten Charakter. Männer hingegen sind weit vielfältiger, und es gibt viele Formen und Modelle von Männlichkeit. Diese Vielfalt geht verloren, wenn man Männlichkeit ausschliesslich über ihre extremsten Ausprägungen definiert.

Schwule greifen nach diesen Extremen oft noch stärker als andere. Wenn sie über Männlichkeit und Männer sprechen – besonders in effeminierten Kreisen – dann klingt es oft so, als sei Männlichkeit einzig verkörpert durch Bauarbeiter, Hinterwäldler, dumpfe Sportstudenten und Macho-Schlägertypen – also gerade jene hypermaskulinen Männer, die dazu neigen, Effeminate zu ächten. Schwule ziehen gerne über hypermaskuline Männer her und stellen sie als hoffnungslose Schwachköpfe dar – ein passiv-aggressiver Reflex, der zu den prägendsten Zügen schwuler Kultur gehört. Da sie machtlos waren gegenüber den Sportlern und Proleten, die sie einst auf dem Pausenhof zur Seite stiessen, flüchteten sich viele Schwule in das, was David Harris das „ästhetische Ausweichen des Missangepassten" nannte, und halluzinierten sich – ungeachtet ihrer Herkunft – in eine „Geheimgesellschaft aristokratischer Ästheten".[1]

Die Vorstellung, dass heterosexuelle Männer kulturell oder intellektuell unfähig seien, bildet das Fundament der verquälten Königinnenillusion von eigener Genügsamkeit. Die schwule Sensibilität lässt nicht zu, dass man anerkennt, wie viel kulturelle Leistung von heterosexuellen Männern stammt. Es zählt nicht, dass sie oft Jahrgangsbeste, zertifizierte Genies, feinsinnige Historiker, Schriftsteller, Komponisten oder gefeierte Künstler sind. Ein heterosexueller Mann, der zugleich Krieger, Gelehrter und Kenner ist, ist für viele Schwule schlicht unvorstellbar. Würden sie aus ihrem schwulen Traum erwachen, könnten sie vielleicht erkennen, wie kultiviert, wissend, kompetent und geistreich viele ausgesprochen männliche Heteromänner geworden sind – während die Homos damit beschäftigt waren, die besten Salons und angesagtesten Restaurants ausfindig zu machen.

Schmerzhaft wäre wohl auch die Erkenntnis, dass die gefeierten Köche jener hippen Restaurants fast durchweg schnellfahrende, sportbegeisterte Weiberhelden sind, die obendrein mehr über exotisches Essen und edlen Wein wissen als der durchschnittliche Schwule.

Vielleicht aber wollen schwule Männer ihre Heteromänner auch deshalb lieber „gross und dumm" – aus erotischen Gründen. Denn seit jeher neigen homosexuelle Männer dazu, ihre heterosexuellen Unterdrücker zu

erotisieren, zu fetischisieren, ja regelrecht zu vergöttlichen. In der Jugend, wenn sich die Sexualität ausbildet und Bilder sich unauslöschlich in die erotische Fantasie einbrennen, entwickeln viele gemobbte Homos eine Art „Bully-Fetisch" – eine ambivalente Obsession für jene jähzornigen Kerle, die sie herumgeschubst haben. Heterosexuelle Männer werden zu karikierten Schlägern, exotischen Monstern primitiver Männlichkeit.

Diese sexuelle Fixierung auf den schönen, brutalen Hetero findet literarisch bei Genet Ausdruck und filmisch in den Arbeiten von Kenneth Anger. In Fireworks (1947) begegnet ein junger Anger einem durchtrainierten Matrosen, der von seinem eigenen Körper und seiner brutalen Männlichkeit besessen ist. Als Anger ihm eine Zigarette anbietet, wird er niedergeschlagen – und fällt in einem Zustand offensichtlicher Ekstase zu Boden. Was folgt, ist im Grunde eine schwule Prügelfantasie, die in einen Kampf unter Matrosen übergeht – sehr zur Freude des Regisseurs. Am Ende kehrt der ursprüngliche Matrose zurück, „rettet" Anger und verwandelt sich vom Schläger in einen erotisierten Helden.

Dieses Thema wiederholt sich in dem bekannteren Scorpio Rising (1963), das den Biker-Delinquenten als rebellischen Gott verherrlicht. Auch dort gibt es eine homoerotische Prügelszene, bei der die Figur des Scorpio als eine Art Inkarnation von Hitler, Christus, dem Teufel und dem Tod zugleich inszeniert wird. In Gods and Monsters (1998) überlagert der gealterte James Whale schließlich Frankenstein's Monster mit seinen eigenen makabren Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg – und erschafft in einem jungen Ex-Marine ein erotisches Zwitterwesen aus Trauma und Begehren.

Die übersteigerte, erotisierte Männlichkeit des potenziellen Schlägers spiegelt sich in den drei maskulinen Archetypen wider, die in der Schwulenszene am häufigsten gefeiert werden: dem Ledermann, dem Bären und dem Sportler. Kenneth Anger und Tom of Finland trugen beide zur Fetischisierung des rebellischen Bikers als Ledermann bei. Die Bären lassen sich leicht auf Trucker, Bau- oder Fabrikarbeiter zurückführen – als pelzige Helden der Arbeiterklasse und zugleich als potenzielle Bedrohung. Der Sportler-/Collegeboy-Typus ist so allgegenwärtig, dass er die gängige

schwule Erotikästhetik geradezu definiert. Die glattrasierten Jungathleten aus den Katalogen von Abercrombie & Fitch wirken gleichzeitig wie schöne Schläger und kalte, unnahbare Götzen.

Schwule mögen ihre Kreditkarten in Designerläden überziehen und sich in modischen Szenerien gegenseitig beeindrucken wollen – aber wenn es ums Eingemachte geht, kleiden sie sich lieber wie Sportler. Jocks und ihre schwulen Nachahmer bedienen sich seit Jahren an denselben Kleiderstangen. Sie imitieren sich gegenseitig – und es wird zunehmend schwer, sie voneinander zu unterscheiden.

Zumindest, bis die Schwulen den Mund aufmachen.

Viele dieser Poser „gehen wie Tarzan und reden wie Jane".[2] Ihre Männlichkeit ist ein hypermaskulines Posen – bewusst inszeniert und eindimensional. Sie werden zu Karikaturen des Mannes. Ihre Vorstellung davon, was es heisst, ein Mann zu sein, speist sich aus extremen Stereotypen, nicht aus einer essenziellen Männlichkeit. Schwule Männlichkeit ist oft eine fetischistische, masturbatorische Projektion von Männlichkeit – stumm wie eine Seite aus einem Pornoheft oder einem Bodybuilding-Magazin. Schwule halten an äusseren Imitationen und körperlicher Nachbildung fest oder spielen mit bestimmten hypermaskulinen Attitüden, die sie aus verschwommenen pornografischen Erinnerungsarchiven hervorkramen.

Die sogenannte „Männlichkeit" in der Schwulenszene ist meist nichts anderes als eine Form von Drag – oberflächlich, affektiert, lächerlich – wie ein Halloweenkostüm, entworfen von den Village People. Viele schwule Männer wollen zwar wie Männer aussehen, aber sie sind nicht bereit, wirklich Männer zu werden – oder es interessiert sie schlicht nicht. Sie entwickeln keine Persönlichkeit, keine Tiefe, keinen echten Charakter. Es ist nichts Falsches daran, einen bestimmten hypermaskulinen Archetyp zu schätzen – aber wahre Männlichkeit geht weit darüber hinaus.

Das gilt nicht für alle Männer innerhalb der schwulen Fetischsubkulturen. Einige besitzen tatsächlich ein differenziertes, androphiles Verständnis von Männlichkeit. Viele jüngere Homos heute verspüren keine extreme „Bully-Fixierung" mehr, weil sie nie wirklich gemobbt oder gewaltsam ausgegrenzt wurden. Sie bewegen sich in aller Selbstverständlichkeit unter heterosexuellen Freunden – und erkennen den Unterschied zwischen realen Männern und den Figuren, die in den pornografischen Fantasien der Ausgeschlossenen herumgeistern.

Ich schätze Männer zu sehr, um sie allesamt auf karikierte, brusttrommelnde Affen zu reduzieren. Ja – brusttrommelnde Affen sind eindrucksvoll, sogar erotisch – aber die meisten Männer sind mehr als das. Und Männlichkeit ist mehr als das. Wahre Männlichkeit ist weit vielfältiger. Es gibt unzählige Ausdrucksformen von Männlichkeit, die in ein paar schwulen Wichsfantasien nicht eingefangen werden können.

Im Kern ist Männlichkeit eine Charaktereigenschaft – unverkennbar und spürbar männlich. Sie ist eine selbstbewusste Synthese aus körperlicher, essenzieller und kultureller Männlichkeit.

Ein Mann kann in seinem Wesen zutiefst männlich sein, ohne hypermaskulin zu wirken. Beispiele dafür finden sich überall im Alltag – aber das Kino bietet eine allgemein verständliche Referenz.

Robert De Niro ist eine männliche Ikone, die von vielen Männern geschätzt wird. Als Michael Vronsky in The Deer Hunter (1978) verkörpert er Männlichkeit in Verhalten, Aussehen und Ausstrahlung – aber auf eine Weise, die weder übertrieben noch extrem ist. Vronsky ist ein Arbeiter aus einer Kleinstadt, aber kein dumpfer Hinterwäldler. Er ist ruhig, aber nicht scheu; reserviert, aber warmherzig und sympathisch. Vronsky ist homosozial – er verbringt seine Zeit lieber mit seinen Kumpels als mit Frauen, auch wenn er ein Auge auf Meryl Streeps Figur geworfen hat. Doch da sie jemand anderem gehört, respektiert er das und hält sich zurück.

Er und einige Freunde haben sich für die Armee gemeldet. Nach einer Hochzeit und zu viel Alkohol laufen sie nachts nackt durch die Nachbarschaft – aus einer Mischung aus Übermut und aufgestauter Angst vor dem bevorstehenden Kriegseinsatz in Vietnam. De Niros Körper ist ganz und gar männlich – aber er sieht nicht aus wie ein aufgepumpter Actionheld oder ein durchtrainierter Hollywooddarsteller. Er sieht aus wie ein ganz normaler Typ, der körperlich arbeitet.

Am nächsten Morgen brechen er und seine verkaterten Freunde zu einer letzten gemeinsamen Jagd auf. Vronsky ist stolz auf das Jagen – er schätzt Präzision und Tradition. Er verachtet jene, die das Jagen für ein betrunkenes Herumballern im Wald halten. Was er tut, tut er mit Würde und Ehre – und das macht ihn zum Mann.

Der Film verlagert sich nach Vietnam: Vronsky und seine Freunde geraten in Kriegsgefangenschaft und werden gezwungen, sich zur Belustigung der Feinde beim Russisch Roulette gegenseitig an den Rand des Todes zu treiben. Vronsky übernimmt die Führung – nicht weil er sich aufspielt, sondern weil es jemand tun muss. Mit beträchtlichem, aber niemals zur Schau gestelltem Mut gelingt es ihm, die Situation zu bewältigen und seine Kameraden zu retten.

Der Rest des Films befasst sich mit den Nachwirkungen dieser Erfahrung – und da ich den Film wärmstens empfehle, möchte ich hier nicht zu viel verraten.

An Vronsky ist nichts, was irgendwie effeminiert oder verweiblicht wäre. Er ist ganz und gar männlich – aber nicht hypermaskulin. Er ist männlich, ohne ein aufgesetzter „He-Man" zu sein. Kein brillanter Intellektueller, aber ein Mann mit Tiefe, Würde und einer gewissen emotionalen Komplexität.

Wenn ich an Hypermaskulinität denke, an männliche Karikaturen, kommen mir professionelle Wrestler in den Sinn – und jene, die sich ähnlich verhalten. Wenn ich aber an Männlichkeit denke, dann denke ich an Männer wie

Vronsky. Seine Männlichkeit ist kompromisslos – aber echt. Er ist ein wirklicher Mann.

Zwar ist Vronsky eine heterosexuelle Figur, doch lässt er sich ebenso gut als Androphiler denken. Seine Haltung gegenüber Frauen ist ambivalent. Seine heldenhaftesten und ehrenvollsten Taten entspringen seiner Liebe zu seinen männlichen Freunden. Seine Welt ist androzentriert; männliche Kameradschaft und maskuline Interessen bedeuten ihm am meisten. Er ist genau jener Typ Mann, den sich viele Androphile als männliches Vorbild wählen könnten – ganz unabhängig von Körperbau oder persönlichen Neigungen.

Echte Männlichkeit ist oft gar nicht so auffällig. Sie ist keine Pose, keine Attitüde – sie ist Charakter. Ein echter, greifbarer, unverfälschter männlicher Charakter, der aus dem Wesen eines Mannes erwächst, nicht nur aus seinem Äusseren oder seiner Art zu sprechen. Wenn manche gleichgeschlechtlich orientierte Männer wirklich als männlich wahrgenommen werden wollen, müssen sie diesen natürlichen männlichen Charakter in sich finden – und ihn ausbilden. Sie müssen ihr Sein in Einklang bringen mit ihrem Schein.

Androphile müssen die oberflächlichen Signale der Hypermaskulinität ins rechte Licht rücken. Die meisten Männer haben Spass an hypermaskulinen Bildern und machohaftem Verhalten – aber meist ist das ironisch gemeint. Diese Dinge definieren sie nicht als Männer. Die meisten Männer sind spürbar männlich – doch diese Männlichkeit ist natürlicher, weniger affektiert. Sie sind echte Männer. Ihre Männlichkeit ist Teil ihres Wesens – kein Kostüm.

Wenn Androphile selbst Männer sein und auch als solche wahrgenommen werden wollen, müssen sie über die banale Karikatur der Hypermaskulinität hinauswachsen – und zu Männern mit wahrem männlichem Charakter heranreifen.

Männlicher Charakter gründet sich auf ein sicheres Wissen: Ich bin ein Mann – und ich gehöre unter Männer.

Wahre Initiationsriten sind in der modernen Welt selten. Juden haben ihre Bar Mizwa; Studentenverbindungen und manche Berufe bieten rudimentäre Initiationen, die Männer miteinander verbinden – oft ungeachtet ihrer Herkunft, sozialen Rolle oder Persönlichkeit. Solche Rituale beschleunigen den Eintritt in die Welt der Männer. Nach dem Bestehen einer erschütternden Prüfung mit stoischer Männlichkeit – oder dem erfolgreichen Vollbringen einer schwierigen Aufgabe, wie dem Erlegen eines ausgewachsenen Antilopenbocks – wird der junge Mann entweder in die Männerwelt aufgenommen und „eingeweiht" oder vollständig ausgeschlossen.

In der Moderne sind solche Einführungen in die Männlichkeit selten eindeutig. Die Initiation wird abgelöst durch schrittweise Sozialisation. Der heutige Weg ins Mannsein ist nicht kurz und linear, sondern lang und verschlungen. Es gibt Unterbrechungen, Neuanfänge und nahezu unendlich viele Wege, um ein stabiles männliches Selbstbild und einen echten männlichen Charakter zu entwickeln.

Männer initiieren sich gegenseitig in die Religion des Mannes. Sie führen einander – Stück für Stück – in die Welt der Männer ein, durch Begegnung, Wettbewerb, Anerkennung, Zurückweisung und den Austausch von Wissen. Schwule neigen dazu, heterosexuelle Männer als eindimensionale Masse darzustellen – doch Männergruppen in der modernen Gesellschaft sind in Wirklichkeit extrem vielfältig.

Jeder Mann findet heraus, wo er sich wohlfühlt – je nachdem, welche Männlichkeitsideale und Verhaltensweisen ihn ansprechen und welche Interessen er mit anderen Männern oder Männergruppen teilt. Er erkennt, was seine Stärken sind – und wie diese von anderen Männern bewertet werden. Männer fordern und prüfen einander. Jeder Mann entscheidet, was für ein Mann er ist – und was für ein Mann er sein will – basierend auf den Erkenntnissen, die er in dieser fortlaufenden kulturellen Einprägung sammelt. Er sucht sich jene Ausdrucksformen, in denen er seine ureigene Männlichkeit am zufriedenstellendsten leben kann – und formt daraus eine männliche

Identität, einen echten männlichen Charakter: eine individuelle Synthese aus physischer, wesentlicher und kultureller Männlichkeit.

Homosexuelle Männer blieben über Jahrhunderte hinweg meist verborgen oder lebten als Bisexuelle – und wurden somit immer noch von anderen Männern sozialisiert. Sie kannten die Welt der Männer, selbst wenn sie zugleich Teil einer geheimen homosexuellen Subkultur waren. Aufgrund des Stigmas der Effeminiertheit mochten Männer mit gleichgeschlechtlicher Anziehung ihre eigene Männlichkeit privat in Frage gestellt haben, doch sofern sie nicht Aristokraten waren, mussten sie sich trotzdem in der Männerwelt behaupten.

Mit dem Aufstieg der Schwulenrechtsbewegung im 20. Jahrhundert wurde Homosexualität jedoch erstmals zu einem Lebensstil. Gleichgeschlechtlich orientierte Männer wurden dazu ermutigt, ihre verborgene Welt zu ihrer ganzen Welt zu machen. Nach dem „Coming-out" drängten viele Homosexuelle in sogenannte „gay ghettos" und umgaben sich fast ausschliesslich mit anderen Schwulen und „Fag Hags" (heterosexuellen Frauen, die sich mit Schwulen umgeben). Selten war die Isolation homosexueller Männer so stark – es sei denn, sie sassen im Gefängnis.

In der schwulen Welt wurden sie zu Klonen – tatsächlich ein gängiger Begriff für Mainstream-Schwule der 1970er. Und obwohl die schwule Welt heute durch zunehmende gesellschaftliche Assimilation langsam aufbricht, existiert weiterhin eine erstaunlich homogene schwule Kultur, wie man sie in jeder etablierten Schwulenbar in den USA – oder vermutlich der gesamten westlichen Welt – beobachten kann.

In gewisser Hinsicht ist die Welt schwuler Männer nur eine weitere männliche Subgruppe. Doch anstatt einfach nur anders zu sein als andere Gruppen, steht sie ihnen in vielem sogar entgegen. Die meisten Männergruppen bieten kulturelle Variationen von Männlichkeit – sie sind Sekten innerhalb der männlichen Religion: mitunter so unterschiedlich wie Mennoniten und Mormonen – aber alle vereint durch eine gemeinsame Ehrfurcht vor der wesentlichen Männlichkeit und dem Begriff des Mannseins.

Homosexuelle Männer hingegen wurden stets als Ketzer betrachtet – und aus der Religion des Mannes exkommuniziert. Die schwule Kultur hat das Stigma der Effeminiertheit übernommen – und daraus einen stolzen Unglauben gemacht: Gays als ungläubige Außenseiter, deren Beziehung zur Männlichkeit so fern und entfremdet ist wie die eines atheistischen Kurators, der in einem Museum fremde religiöse Artefakte ausstellt.

Effeminiertheit und Männlichkeit stehen einander gegenüber wie Himmel und Hölle, Nord und Süd – es sind sich gegenseitig ausschliessende Verhaltenspole mit einer seltsam symbiotischen Beziehung. Männlichkeit und Effeminiertheit sind zwei Pfade, die sich voneinander weg bewegen – aber sie definieren sich in gewisser Weise auch durch einander.

Entscheidet sich ein Mann für den Pfad der Männlichkeit, so wird sein angeborenes Mannsein genährt; er entwickelt einen männlichen Charakter. Wählt er aber den schwulen Pfad, so wird er selten zu einem vollwertigen Mann. Oft bleibt er ein androgynes Peter-Pan-Wesen – selbst wenn er sich ein halbwegs männliches Äusseres zugelegt hat.

Harvey C. Mansfield hat es treffend formuliert, als er schrieb: „Männlichkeit ist ein Ausschluss der Frauen, aber ein Vorwurf an die Männer – an die unmännlichen Männer."[3]
In diesem Sinne, so meine ich, ist die schwule Kultur ein Vorwurf an männliche Männer. Sie kritisiert, dämpft und relativiert Männlichkeit. Sie ermutigt zu effeminierten Allüren und effeminierten Interessen.

Die meisten heterosexuellen Männer unternehmen zugegebenermassen keine grosse Suche nach dem Mannsein. Sie werden durch alltägliche Interaktionen in die Welt der Männer sozialisiert – und entwickeln dabei ihren männlichen Charakter. Dasselbe geschieht meines Erachtens auch innerhalb der schwulen Gemeinschaft.

Je mehr ein homosexueller Mann mit anderen Schwulen verkehrt, desto mehr wird er zwangsläufig schwulen Interessen und Aspekten der schwulen

Kultur ausgesetzt sein. Er wird – ähnlich wie ein Jugendlicher, der sich einer bestimmten Clique anschliesst – entsprechende Verhaltensweisen übernehmen und deren Jargon sprechen. Je mehr „gay“ ein Mann wird, je mehr Gewicht die schwule Welt in seinem Leben erhält, desto stärker entfernt er sich vom Kontakt zu Heteromännern. Die Welt der Männer wird ihm zunehmend fremd.

Und wenn all dies geschieht, während er noch sehr jung ist – wie es bei vielen der Fall ist, die beim Coming-out geradezu in die Szene „hineinexplodieren“ –, dann kommt es womöglich nie dazu, dass er sich jemals unter anderen Männern zugehörig fühlt.

Ich habe es selbst erlebt, wie Schwule andere Homos zurechtweisen, wenn diese sich lieber mit Heteromännern umgeben. Sie versichern einander, dass sie von „den anderen“ nie wirklich akzeptiert würden, dass Heteros sie irgendwann „verraten“ würden. Wir seien die wahre Familie.
Wie eine Art schwule Identitäts-Gestapo verunglimpfen schwule Männer mit tiefem emotionalem Investment in die Szene andere, männlich orientierte Homos als „straight acting“, als selbsthassende Faker und Verräter. Denn die schwule Kultur versteht sich als Reaktion auf die Männlichkeit – ja als Rache an ihr. Und so gelingt es ihr schliesslich, Homosexuelle in ihr eigenes Bild zu formen – selbst wenn sie anfangs gar nicht so waren.

Das beginnt sich heute leicht zu verändern. Junge Heteromänner sind toleranter gegenüber jungen Schwulen, und Schwule sind weniger stark durch die Szene isoliert. Ihr Erfahrungsradius ist breiter – sie bewegen sich freier zwischen hetero- und homosexuellen sozialen Gruppen.

Doch das Stigma der Effeminiertheit ist noch immer fest verankert. Männliche Ideale bleiben mehrheitlich den Heteros vorbehalten und werden von Schwulen gemieden. Männliche Interessen gelten weiterhin als Domäne der Heterowelt – und es gibt innerhalb der Schwulenszene kaum tragfähige kulturelle Strukturen, die – in Abwesenheit heterosexueller Freundschaften – ein dauerhaftes männliches Interesse fördern und erhalten könnten.

Früher oder später werden die meisten heterosexuellen Paare Kinder haben. Ihre Interessen und ihr Lebensrhythmus verändern sich – sie werden weniger Zeit haben. Mit hoher Wahrscheinlichkeit bleiben den meisten Schwulen dann nur noch andere Schwule.

Für homosexuelle Männer gibt es bislang keinen etablierten, tragfähigen Pfad zur Männlichkeit. Alles in der schwulen Gemeinschaft weist in die entgegengesetzte Richtung. Gewiss – es gibt einige maskuline Subkulturen, aber wie ich bereits erwähnte, sind diese in erster Linie Fetischkulturen, die nur selten aktive Männlichkeit fördern. Sie verlangen von einem Mann nicht, etwas zu tun – sondern lediglich, eine bestimmte Erscheinung zu haben.

Die maskulinen Subkulturen innerhalb der Schwulenszene fördern keinen männlichen Charakter – sie fördern eine ästhetisch ansprechende Karikatur von Männlichkeit. Trotz ihres visuellen Pomp und Pathos betrachten viele Mitglieder dieser sogenannten maskulinen Schwulen-Subkulturen echtes männliches Verhalten als „heteronormativ". Aber männliches Verhalten ist kein „heteronormatives" Verhalten – es ist männliches Verhalten.

Androphilie ist ein Versuch, eine neue, auf Männer ausgerichtete Subkultur zu inspirieren – eine Bewegung weg von der Schwulenkultur hin zu dem, was ich für das natürliche männliche Potenzial homosexueller Männer halte. Ein Potenzial, das die Schwulenkultur entweder ignoriert oder aktiv unterdrückt.

Das Stigma der Effeminiertheit ist uralt – aber die Zeit ist reif, es herauszufordern. Die kulturellen Erwartungen an Männer sind im Umbruch – seit Frauen begannen, den Männern im Arbeitsleben die Stirn zu bieten. Männer wissen nicht mehr genau, welche Regeln noch gelten. Doch ein neuer Maskulinismus kündigt sich an. Solange Männer ihre Macht mit Frauen teilen müssen, werden sie grosse Kompromisse eingehen müssen – Kompromisse, die Androphile womöglich nicht in gleichem Masse eingehen müssen.

Doch Männer werden nicht auf Dauer hinnehmen, dass Frauen ihnen vorschreiben, was Männlichkeit zu bedeuten habe. Wenn Androphile künftig zu den Männern zählen wollen, müssen sie jetzt ihren Anspruch geltend machen – solange die Geschlechterrollen noch in Bewegung sind.

Das wird eine Bewegung erfordern – aber keine politische. Die sinnentleerten Märsche, Kerzenlichter-Demos und die weinerliche Medienmanipulation, die von schwulen Aktivisten bevorzugt wird, verstärken nur das Stigma der Effeminiertheit. Diese passiv-aggressiven Gesten zeigen der Öffentlichkeit nur, dass homosexuelle Männer tatsächlich Muttersöhnchen seien, die ihr Leben nicht im Griff haben – und die sich erst dann zusammenreissen, wenn alle anderen ihre Lebensweise bestätigen und gutheissen.

Das Stigma der Effeminiertheit zu überwinden, erfordert eine Bewegung, die auf der persönlichen Ebene beginnt.
Androphile müssen das Stigma nicht durch Bitten um Anerkennung entkräften, sondern durch ein anderes Leben.

Männlichkeit ist keine Pose – sie ist eine Lebensweise.
Jetzt ist die Zeit für Androphile, diese Lebensweise zu leben.
Jetzt ist die Zeit, andere zu zwingen, ihre Sichtweise auf homosexuelle Männer zu überdenken – nicht durch Petitionen, sondern durch den Bruch mit ihren Erwartungen.

Wenn es homosexuelle Männer gibt, die genau das wollen – die es leid sind, als defizitäre Männer wahrgenommen zu werden, einzig aufgrund ihrer sexuellen Neigung –
wenn sie es leid sind, dass liberale, feministische Schwule ihnen Meinung und Agenda diktieren –
wenn sie genug haben von all dem, was der „gay lifestyle" zu bieten hat –

Dann ist jetzt die Zeit, das Heft in die Hand zu nehmen.

Als Strafe für homosexuelle Handlungen wurden Männer in der Geschichte physisch und psychisch kastriert. Sie wurden aus der Welt der Männer verbannt, ausgestossen und dazu erzogen, sich selbst als mangelhaft, minderwertig und im Innersten unmännlich zu begreifen.

Über Jahrhunderte hinweg wurde homosexuellen Männern im Westen ihre Männlichkeit genommen – ihr männliches Erbe, ihr Platz in der Welt der Männer.

Ich sage: Es ist Zeit, uns alles zurückzuholen.

Anmerkungen des Autors:

[1] Harris, Daniel. The Rise and Fall of Gay Culture. Kapitel: „The Death of Camp".

[2] Zitat aus dem Film Mysterious Skin von Gregg Araki.

[3] Mansfield, Harvey C. Manliness. – Mansfield unterscheidet zwischen „manliness" und „masculinity". Ich jedoch verwende beide Begriffe hier synonym, so wie sie auch im allgemeinen Sprachgebrauch weitgehend austauschbar verwendet werden.

DIE RÜCKEROBERUNG DER MÄNNLICHKEIT

Was weisst du – wirklich – über Homosexualität, über Männlichkeit und über dich selbst?

Hast du vielleicht Nachlässigkeit walten lassen und anderen erlaubt, dich einzuengen und zu definieren – selbst während du dich „geoutet" und deine „Freiheit" verkündet hast?

Hast du in dem Versuch, dein „wahres Ich" zu akzeptieren, womöglich einen Teil von dir selbst unterdrückt – etwas Echtes, etwas Ursprüngliches, etwas unverkennbar Männliches?

Ist es möglich, dass du verinnerlichte Schmähungen und Beschimpfungen als unbestreitbare Wahrheit akzeptiert hast – dass du der weit verbreiteten Überzeugung aufgesessen bist, wir seien als Männer, die Männer begehren, irgendwie defizitär – halbe Männer, nicht ganz Männer, irgendetwas anderes?

SIND WIR KEINE MÄNNER?

Viele von euch, die diesen Text lesen, haben die Vorstellung bereits verworfen, homosexuelles Verlangen sei ein Zeichen mangelnder Männlichkeit. Ihr habt euch im Männerkosmos euren Platz geschaffen und euch den Respekt anderer Männer verdient. Wenn andere Männer von eurer sexuellen Orientierung erfahren, verändert und erweitert das für immer ihre Vorstellung davon, wer ein homosexueller Mann sein kann. Ich habe viele solcher Männer kennengelernt.

Doch viele andere stehen noch mit einem Fuss in der schwulen Welt. Zieh diesen Fuss heraus – und geh ein Stück. Sieh, wie die andere Hälfte lebt, sozusagen.

NENN ES EINE HERAUSFORDERUNG.

Viele homosexuelle Männer gleiten in die schwule Lebenswelt hinein – und blicken nie mehr zurück. Sie begeben sich in eine Komfortzone, die sie nie wirklich herausfordert. Schwul zu sein mag als Teenager hart sein, doch als erwachsener Schwuler ist das Leben einfach – besonders, wenn man halbwegs gut aussieht. Es ist ein Sofort-Lebensstil: Sofortiger Sex. Sofortige Freunde. Sofortige Kultur. Einfach Wodka dazugeben.

Die meisten Jungen wachsen mit gemeinsamen Erfahrungen und Interessen auf. Das Coming-out ist ein Scheideweg – schwule Männer biegen auf den

schwulen Pfad ab und entfernen sich zunehmend von diesem gemeinsamen Boden. Ihre Identität verschmilzt mit der schwulen Identität. Sie umgeben sich mit Schwulen und Frauen, die mit der Zeit ihre Interessen und ihr Selbstbild prägen.

Viele Menschen behindern ihre persönliche Entwicklung, indem sie sich selbst Grenzen setzen – basierend auf Vorlieben oder Abneigungen aus der Kindheit. Doch wer du als Kind oder Jugendlicher warst, muss nicht dein wahres Ich sein – und erst recht nicht das, was du sein könntest. Wenn du eine schlechte Erfahrung gemacht hast oder in etwas hineingezwungen wurdest, das du nicht wolltest – könnte es nicht sein, dass es einfach zur damaligen Zeit nicht zu dir passte? Ich habe als Erwachsener echte Freude an Dingen gefunden, die ich als Kind gehasst oder als Jugendlicher belächelt habe.

Ich fordere Schwule nicht auf, sich selbst zu unterdrücken. Meine These – zum Teil aus eigener Erfahrung gespeist – ist, dass viele Männer das ohnehin schon jahrelang tun. Ich bin überzeugt, dass sie mehr sein können als das, wozu die schwule Gemeinschaft sie ermutigt hat. Ich glaube, sie verpassen eine ganze Welt möglicher Erfahrungen, die erfüllend sein könnten – die ihnen jedoch als „nicht für Leute wie uns" ausgeredet wurden. Ich glaube, dass sie törichterweise männliche Ideale ablehnen, die Männer seit jeher zu einem vitaleren, produktiveren und befriedigenderen Leben inspiriert haben.

Vor einigen Jahren begann ich, die Welt der Männer zu erkunden. Anstatt die Männlichkeit bloss in anderen zu bewundern, entdeckte ich meine eigene, schlummernde Männlichkeit. Für mich wurde Androphilie mehr als nur sexuelle Anziehung zu maskulinen Männern – sie dehnte sich aus zu einer Leidenschaft für die Welt der Männer, für ihre Tätigkeiten, für das Mannsein selbst, für ein Leben in Männlichkeit.

Dieses Manifest ist eine Herausforderung. Es ist kein Appell an Schwule, sich „wie Männer zu benehmen". Es ist kein Casting-Aufruf; ich interessiere mich nicht fürs „Schauspielern". Es ist ein Aufruf an Männer, die Männer lieben, wirklich Männer zu werden – ihr innewohnendes, maskulines Wesen zu

wecken und zu entfalten. Es ist ein Aufruf an Androphile, das schwule Leben hinter sich zu lassen, zu den gemeinsamen Erfahrungen der Knabenzeit zurückzukehren und einen Pfad zu schlagen, der in eine Richtung jenseits des Schwulseins führt – ohne sich für ihre sexuelle Präferenz zu entschuldigen. Erst wenn dieser Weg breit getreten ist – wenn viele Androphile durch ihr Vorbild zeigen, dass sie nicht von Natur aus verweichlicht sind, keine „Hermaphroditen der Seele" –, erst dann wird die Befreiung von Männern mit homosexuellen oder bisexuellen Neigungen wirklich vollendet sein.

Viele irregeleitete Schwule und Feministinnen wollen Menschen von den „sozialen Konstrukten" des Geschlechts befreien, indem sie natürliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern leugnen und Männer umerziehen, damit sie Frauen ähneln. Sie wollen Frauen und Verweiblichte befreien – indem sie Männlichkeit zerstören.

Ich aber will die Männlichkeit nicht zerstören. Ich will sie für mich – und für andere Androphile – beanspruchen. Ich glaube, Männlichkeit hat Wert – für den einzelnen Mann wie für Männergemeinschaften. Männlichkeit sollte gefeiert und geehrt werden – nicht untergraben.

WENN DU BEREIT BIST, DIR DIE MÄNNLICHKEIT ZURÜCKZUEROBERN

Wenn du diese Herausforderung annehmen willst, findest du nachfolgend einige Vorschläge, wie du diesen Prozess beginnen oder bewusst vertiefen kannst. Es handelt sich nicht um ein vollständiges Programm, kein Zwölf-Schritte-System. Männer mögen sich im Groben ähneln wie Eier, doch sie führen bemerkenswert unterschiedliche Leben. Dieses Manifest ist kein Trainingsplan für angehende Holzfäller. Männer gibt es in allen Formen, Grössen und Temperamenten. Sie haben unterschiedliche Talente, Interessen und ästhetische Vorlieben. Jeder Androphile beginnt an einem anderen Punkt und wird an ein anderes Ziel gelangen. Die folgenden Vorschläge sind lediglich einige grundlegende Prinzipien und Impulse zur Selbstentdeckung, die ich persönlich als wirksam, inspirierend und transformierend erlebt habe.

NUTZE SPRACHE ALS WERKZEUG, UM WAHRNEHMUNG ZU VERÄNDERN

Sprache ist wichtig. Wörter bedeuten etwas; sie sind mehr als bloss Buchstabenkombinationen. Das Wort schwul (im Englischen: gay) trägt zahlreiche verweichlichte Konnotationen in sich. Es bindet dich ausserdem an Menschen, die der Idee einer Rückeroberung der Männlichkeit offen feindlich gegenüberstehen – sowie an eine Vielzahl von Begriffen und Konzepten, die mit Homosexualität gar nichts zu tun haben. Mach dein Gepäck leichter und meide das Wort schwul, wann immer möglich. Steige innerlich um auf andro, und verwende diesen Begriff in Situationen, in denen dein Gegenüber versteht, was du meinst.

Androphilie ist nur ein Wort – aber es eröffnet ein anderes Paradigma zum Verständnis der eigenen Sexualität. Es trennt sexuelles Verlangen von sexueller Identität und beschreibt lediglich das Begehren. Anstatt dich als eine andere Art von Mann oder als Mitglied einer ethnischen Minderheit zu definieren, erlaubt es dir, dich als einen Mann wahrzunehmen – im Wesentlichen wie jeder andere –, der lediglich eine andere, begehrensbasierte Präferenz hat. Der genaue Ursprung homosexuellen Verlangens ist Gegenstand laufender Debatten, und endgültige Antworten scheinen nicht in greifbarer Nähe. Was im Alltag zählt, ist deine persönliche Erfahrung dieses Verlangens – und die Frage, ob du dich dafür entscheidest, es zu leben.

LEGE AFFEKTIERTE SCHWULE VERHALTENSWEISEN AB

Stereotyp schwules Verhalten ist überzeichnete Verweichlichung. Wenn du glaubst, dass Homosexualität und Effeminiertheit nicht dasselbe sind, ist es kein Ausdruck von Selbsthass, wenn du schwule Affektiertheit ablegst. Dieses Verhalten ist erlernt – es gehört zum Sozialisationsprozess innerhalb der schwulen Szene. Junge Homos übernehmen dieses Verhalten, um

Zugehörigkeit in der schwulen Subkultur zu signalisieren, doch gleichzeitig schliesst es sie von anderen sozialen Gruppen aus. Für viele – auch für mich – sind diese Übertreibungen ein Zeichen für verzweifelte Aufmerksamkeitssuche, selbst wenn sie negativ ausfällt. Ich spreche konkret von übertrieben theatralischen Gesten, Lispeln und typischem Prinzessinnen-Gehabe. Aber auch viele kleinere schwule Verhaltensmuster verbreiten sich wie Viren – Menschen übernehmen sie einfach, weil sie viel Zeit mit Schwulen und ihren sogenannten Fag Hags verbringen.

Beurteile ehrlich deine eigenen Gesten, deine Sprechweise und dein Verhalten. Du musst dir keine neue, affektierte Macho-Attitüde zulegen und keine lächerlich männliche Pose einstudieren. Es genügt, die Schichten erlernten schwulen Verhaltens abzustreifen – zu entspannen, schlicht zu sprechen, mit deiner natürlichen männlichen Stimme.

VERÄNDERE DEINE ALLTÄGLICHEN EINFLÜSSE UND ENTDECKE DIE MÄNNERKULTUR

Man sagt, die Farbe eines Raumes könne die Stimmung eines Menschen verändern. Im November beginnen Einkaufszentren Weihnachtsmusik zu spielen, um die Leute in festliche Stimmung – und zum Geldausgeben – zu bringen. Wenn man aus einem fesselnden Film kommt, trägt man oft noch stundenlang etwas von dessen Atmosphäre mit sich. Es ist kaum zu überschätzen, wie stark der Alltag und die Dinge, denen man sich regelmässig aussetzt, die eigene Psyche beeinflussen.

Die Musiksammlungen vieler schwuler Männer bestehen fast ausschliesslich aus weiblichen Stimmen – und ich bin überzeugt, dass dies langfristig einen tiefgreifenden Einfluss auf die Psyche hat. Sie haben buchstäblich Frauenstimmen in ihrem Kopf. Schaffe ein Gegengewicht, indem du dir auch Männerstimmen in deine Sammlung holst – erwache für die Stimmen anderer Männer.

Tauche ein in die Männerkultur. Entdecke neue oder klassische Filme, die unter Männern beliebt sind. Finde ein Thema, das Männer anspricht und dich interessiert, und beschäftige dich eingehender damit – oder lies Abenteuerromane, wenn du lieber Belletristik magst. Suche dir eine Sportart, die dich zumindest ein wenig fasziniert – lerne sie kennen und verfolge sie. Nimm ein männerorientiertes Hobby auf. Bring dich in Männersituationen, die dich vielleicht zunächst etwas unsicher oder fehl am Platz fühlen lassen.

Was bei mir als Experiment begann – der Wunsch, ein paar neue Dinge auszuprobieren – entwickelte sich überraschend schnell zur Leidenschaft. Vieles, das ich als Jugendlicher noch als „langweilig“ abgetan hatte, empfand ich als Erwachsener als sonderbar erfüllend. Jede Entdeckung weckte Neugier auf den nächsten Schritt. Es war wirklich, als entdeckte ich eine neue Welt. Je stärker sich meine Interessen in eine männlichere Richtung entwickelten, desto leichter fiel es mir, mich mit anderen Männern zu identifizieren. Ich erkannte mehr und mehr von ihnen in mir selbst.

Wenn Menschen sich selbst beschreiben, geschieht dies oft teilweise über ihre Interessen. Eine Entwicklung der eigenen Interessen hat spürbaren Einfluss darauf, wie man sich selbst sieht, wie man sich gibt – und wie man wahrgenommen wird.

ADOPTIERE EIN MÄNNLICHES IDEAL

Zuvor habe ich einige produktive männliche Werte skizziert, die ich für grundlegend halte – gerade auch für das Leben von Androphilen. Nimm diesen allgemeinen Ehrenkodex als Ausgangspunkt, und erweitere ihn im Einklang mit deinem eigenen männlichen Ideal – mit deiner persönlichen Vision dessen, welcher Mann du sein willst.

Baue dir ein Pantheon produktiver Vorbilder. Beginne mit zehn Männern, die für dich Männlichkeit verkörpern – sei es durch ihr Verhalten, ihren Ehrenkodex oder ihre Leistungen. Wähle eine Mischung aus historischen Persönlichkeiten, fiktionalen Figuren aus Literatur oder Film, lebenden Männern und solchen, die du persönlich kennst oder gekannt hast. Da es bei

dieser Übung auch darum geht, deine Verbindung zu anderen Männern und dein Zugehörigkeitsgefühl zu ihnen zurückzuerobern, sollten mindestens neun dieser Vorbilder heterosexuelle Männer sein – gib dich nicht damit zufrieden, dich ausschliesslich mit anderen Homosexuellen zu identifizieren. Mach dir bewusst, was dich an diesen Männern fasziniert, ahme ihre Qualitäten nach, und suche in ihnen deine Inspiration.

UMGIB DICH MIT MÄNNERN

Die meisten Homosexuellen – selbst viele recht maskuline – haben einen überproportional grossen Anteil weiblicher Freunde, die sie behandeln, als wären sie „eine der Mädchen". Ein Bekannter gestand mir kürzlich, dass er keinen einzigen heterosexuellen männlichen Freund habe – und das ist unter schwulen Männern über 25 leider keine Seltenheit. Im Lauf der Zeit werden diese Männer kulturell so isoliert und von anderen Männern entfremdet, dass es ihnen schwerfällt, gesunde, tragfähige Männerfreundschaften ausserhalb der schwulen Welt zu entwickeln.

Früher schrieb ich: „Männlicher Charakter wurzelt im festen Bewusstsein, dass man ein Mann ist – und unter Männern zu Hause." Wenn du nicht in der Lage bist, Freundschaften und tragfähige Verbindungen mit Männern aufzubauen, die nicht durch die schwule Kultur geprägt wurden, wirst du dich nie wirklich als Teil der Männergemeinschaft empfinden können.

Distanzier dich für eine Zeit von femininen Einflüssen. Du musst alte Freundschaften nicht abbrechen, aber bemühe dich bewusst darum, auch heterosexuelle Männer zu deinen Freunden zu zählen. Wenn du männlichere Interessen entwickelt und schwule Affektiertheiten abgelegt hast, wird dir das nicht allzu schwerfallen. Begegne diesen Männern als Ebenbürtigen – nicht als potenzielle Sexualpartner oder Angehörige eines exotischen Stammes. Wenn du ihre Grenzen respektierst, einige Interessen teilst und unkompliziert im Umgang bist, werden die meisten erwachsenen Heteromänner sich nicht im Geringsten für dein Liebesleben interessieren. Eine gesunde Kameradschaft mit anderen Männern wird sich letztlich als

äusserst lohnend erweisen – sie wird deine Sicht auf Homosexualität und Männlichkeit verändern, und auch dein Bild von dir selbst.

Wenn du daraus ein persönliches Projekt machst – wenn du dich über ein Jahr hinweg bewusst diesen Dingen widmest –, dann ist das Schlimmste, was dir geschehen kann, dass du ein etwas interessanterer, vielschichtiger Mensch wirst. Doch ich bin überzeugt: Viele Androphile, die sich bisher nicht ernsthaft dieser Herausforderung gestellt haben, werden verborgene Anteile ihres Körpers und Geistes entdecken, die nach Entfaltung verlangen. Durch kulturelle und soziale Stimulation wird eine ausgehungerte, wesentliche Männlichkeit erwachen – eine Männlichkeit, die nach mehr dürstet. Sie werden sich allmählich vom Stigma der Verweichlichung lösen, sie werden mehr sein als halbe Männer – mehr als schwule Männer – und zu lebendigen, selbstbewussten, vollständigen Männern werden, mit denen zu rechnen ist.

Wenn du möchtest, kann ich dir diesen übersetzten Gesamttext als professionell formatiertes PDF oder als druckreife Ausgabe zusammenstellen – oder möchtest du zuerst einen stilistischen Feinschliff bzw. eine typografische Formatierung (z. B. mit Hervorhebungen, Blockzitaten, Initialen etc.)?

ANDRO-KULTUR – EINE BRUDERSCHAFT IN DER BRUDERSCHAFT

Es kam mir immer wie ein zutiefst ironischer kosmischer Witz vor, dass die Kultur der Männer, die Männer lieben, eine Kultur ist, die Frauen vergöttert und das Feminine feiert. Wäre es nicht logischer, wenn die Kultur von Männern, die sich sexuell von Männern angezogen fühlen, tatsächlich Männer idolisiert und die Männlichkeit feiert?

Der Kern des androphilen Begehrens besteht doch gerade darin, dass man anerkennt: Man ist ein Mann, der Männer liebt. Als Mann, der dieses Begehren verspürt, sich selbst als weiblicher zu begreifen, ist eine Ausflucht –

ein Kompromiss, der homosexuelles Verlangen in eine vertrautere Mars/ Venus-Polarität einordnet. Im Grunde ist das heteronormativ. Die Gesellschaft erwartet, dass Männer, die Sex mit anderen Männern bevorzugen, von Natur aus effeminiert sind – und die schwule Kultur fügt sich diesen Erwartungen.

Eine Bewegung homosexueller und bisexueller Männer, die sich diesen Erwartungen verweigert, die sich weigert, ihre Männlichkeit aufzugeben, die kompromisslos das Faktum zelebriert, dass sie Männer sind, die Männer lieben, und die diese Mars/Mars-Dynamik sexueller Anziehung mit Stolz lebt – das wäre wahrhaft revolutionär. Eine Gruppe von Androphilen, die männliche Ideale verkörpern und verteidigen, die hinausgehen und sich den Respekt anderer Männer auf deren eigenem Terrain verdienen, die das Stigma der Effeminiertheit nicht durch Argumente, sondern durch gelebte Vorbildlichkeit widerlegen – das würde die kulturellen Normen wahrhaft erschüttern.

Die Kultur der Androphilen sollte mit Fug und Recht eine unverwässerte, unverhohlen männliche Kultur sein. Androphile, die ausschließlich Sex mit Männern bevorzugen, haben die Freiheit, nahezu ausschliesslich homosozial zu leben, sich mit Männern zu umgeben und in die Welt der Männer einzutauchen – auf eine Weise, die den meisten anderen Männern verschlossen bleibt. Mit Ausnahme einiger überzeugter Junggesellen spielen Frauen im Leben heterosexueller Männer stets eine bedeutsame und mäßigende Rolle. Während diese Männer dauernd Mars/Venus-Kompromisse aushandeln, können Androphile vollständig männlich ausgerichtete Räume schaffen und bewohnen – frei von weiblichem Einfluss.

In seinem Buch Where Men Hide verzeichnete James B. Twitchell sogenannte Rückzugsorte – Orte, an die Männer sich zurückziehen, um einfach Männer zu sein und Frau und Kinder zu entkommen: Bars, Keller, Barbershops, Garagen, Werkstätten, Logen, Jagdhütten, Wohnräume, Stripclubs, Vereinsheime, Sportveranstaltungen. Androphile müssen sich nicht verstecken – sie können als Männer aufblühen, ein Leben führen, das für viele andere Männer nur ein geheimer Fluchttraum bleibt.

Androphile haben die Möglichkeit, wesentlich mehr Zeit männlichen Tätigkeiten zu widmen – Dingen, die andere Männer nur gelegentlich erleben. Ich stelle mir eine Welt vor, in der Androphile als sachkundige Naturmenschen bewundert werden, als leidenschaftliche Jäger, erfolgreiche Sportler, geschickte Handwerker, kluge Geschäftsleute und anerkannte Führungspersönlichkeiten in ihren Bereichen. Androphile könnten als Kenner männlicher Kultur bekannt werden – als Sammler und Liebhaber der Welt der Männer, von Kriegs- und Sportandenken über Automobile bis hin zu männerzentrierten Büchern, Musiken, Kunstwerken und Filmen.

Während sich die allgemeine Kultur immer weiblicher und familienfreundlicher zeigt, während Männerbünde an Prestige verlieren oder durchmischt werden, während Männlichkeit kontrolliert, verwässert und nach dem Gusto weiblicher Ästhetik umdefiniert wird – während heterosexuelle Männer ihre eigene maskuline Herkunft vergessen –, sehe ich in Androphilen die Rolle maskuliner Puristen: als unwahrscheinliche Träger der alten Fackel des Mars. Männlichkeit ist eine Religion, und ich sehe in Androphilen ihre Priester – Männer, die ihr Leben der Männlichkeit und den Göttern der Männer widmen, wie Geistliche ihr Leben dem Übernatürlichen weihen.

Welcher andere Mann kann zugleich den Geist des Mannseins verkörpern und ihn mit solch vollkommener Hingabe verehren? Mag dies auch kühn klingen – ist es wirklich so abwegig? Und wenn ja – warum?

Vergiss die schwule Kultur und alles, was du mit männlicher Homosexualität assoziierst. Reduziere es auf das rohe Wesen: das sexuelle Begehren eines Mannes nach Männern. Und denke neu darüber nach, was das für das Schicksal dieses Mannes bedeuten kann. Denke neu darüber nach, was ein auf Männlichkeit gerichtetes Begehren auslösen, was es inspirieren und zu welchen Männern es seine Träger formen kann.

Der Androphile ist kein grundsätzlich anderer Typ Mann. Er teilt mit anderen Männern die gleiche essentielle Männlichkeit, die gleiche Erfahrung des Mannseins. Selbst wenn sich eines Tages gewisse biologische Unterschiede

nachweisen liessen, bin ich überzeugt: Die Erfahrung des Mannseins ist letztlich tiefer und bestimmender. Sexualität sollte im Leben eines Mannes nur eine Nebenerzählung sein. Seine sexuelle Ausrichtung mag seinen Lebensstil und manche Entscheidungen beeinflussen, doch ihn darüber zu definieren und den Sex zum Hauptmotiv seines Lebens zu machen – das ist oberflächlich und fast immer zerstörerisch, gleich welcher Orientierung. Ein Mann, dessen Leben sich einzig um das Vögeln dreht, ist kein Mann von Rang.

Das Mannsein ist die fundamentale Quelle männlicher Identität – vor jeder Rasse, Klasse oder Konfession – und durchdringt nahezu jeden Aspekt des Lebens. Es prägt unsere Wahrnehmung und Erfahrung der Welt vom ersten bis zum letzten Atemzug. Alle Männer sind zuerst Männer – und das gilt auch für Androphile. Für Androphile sind Männer keine „anderen" – sondern Brüder, die das Erlebnis des Mannseins mit ihnen teilen.

Der einzige wirklich bedeutende Unterschied zwischen Heterosexuellen und Androphilen liegt im Objekt ihres Begehrens – in der Ausrichtung ihrer Sexualität. Doch dieser Unterschied zieht zwangsläufig einen etwas anderen Lebensweg nach sich, denn die meisten Androphilen werden keine Väter. Ich halte das nicht für einen Nachteil. Es droht kein Kindermangel. Der modische Versuch der „Gay Party", künstlich schwule Familien zu erschaffen, folgt einem unrealistischen, kontraproduktiven und zutiefst heteronormativen Modell davon, was ein erfülltes Leben sei – nämlich dem, Kinder zu zeugen und so soziale Anerkennung zu erlangen.

Ich glaube, Androphilie ist eine Berufung zu einem anderen Weg – zu einem Weg, auf dem Glück durch Tun und Vollbringen entsteht, auf dem Erfüllung aus erfolgreichen Beziehungen mit anderen Männern erwächst. Ich begreife Androphilie als Lebensberufung – als Ruf zu einem kompromisslos maskulinen Leben. Ein anderer Weg, gewiss – aber einer mit vielen, kaum je anerkannten oder genutzten Vorzügen.

Androphile sind keine eigene Rasse von Männern, sondern eine Bruderschaft innerhalb der grossen Bruderschaft der Männer – eine Fraternität in der

Fraternität. So wie alle Männer durch das geteilte Erleben des Mannseins verbunden sind, so verbindet die Androphilen das geteilte androphile Begehren und der daraus erwachsende besondere Lebensstil. So wie die allgemeine Bruderschaft der Männer eine lose Verbindung aufgrund einer einzigen Gemeinsamkeit ist, so sollte auch die Bruderschaft der Androphilen eine freie Assoziation unabhängiger Männer sein, die dieses eine teilen: Androphilie.

Um es klar zu sagen: Ich plädiere nicht für eine neue, abgeschottete Gemeinschaft mit Gruppenumarmungen, Wochenendseminaren, Trommelkreisen und Lagerfeuergesprächen über Männlichkeit und Homosexualität. Schwule sind ohnehin schon zu sehr von anderen Männern abgetrennt. Sie brauchen kein neues Ghetto. Sie brauchen keinen vorgefertigten Lebensstil, den die Schwulenszene krampfhaft am Leben zu erhalten sucht.

Worum es mir geht, ist etwas Dynamischeres, Interaktiveres. Androphile benötigen keine eigene Kultur, weil ihre Kultur und Herkunft bereits die der Männer ist. Ich sehe Androphile als loses Netzwerk von Männern, die Männer lieben und es lieben, Männer zu sein – und daraus einige gemeinsame Interessen und Anliegen ableiten. Es ist eine alte Tradition unter Männern, auf gemeinsamen Interessen beruhende Bruderschaften zu bilden, die ihr Leben nicht definieren, sondern bereichern.

Der zentrale Lebensfokus eines Androphilen sollte sein, seine persönlichen Ziele zu erreichen. Er sollte hinausgehen in die Welt und erfüllende Beziehungen zu anderen Männern knüpfen – zu Heteros wie zu Andros. Er sollte die Freiheit nutzen, die ihm sein androphiler Lebensweg bietet, das Leben mit beiden Händen packen, Neues ausprobieren und dem folgen, was ihn begeistert. Er soll sich nicht an andere Androphile klammern. Die Verbindung zu anderen Androphilen sollte das kraftvolle Leben ergänzen, nicht ersetzen. Androphilie darf nie Lebenssinn sein, kein ganzes Ich – sondern ein freudvoller Teil dessen, was ihn als Mann ausmacht.

Androphile müssen frei sein, ihre eigenen Männer zu sein – mit eigenen Überzeugungen, politischen und religiösen Ansichten, einem eigenen Weg, ohne nach Bestätigung durch andere Androphile zu suchen. Adolf Brands Zeitschrift – wohl das erste Periodikum speziell für homosexuelle Männer – hiess Der Eigene. Und genau das sollten Androphile sein: Eigene. Selbstbestimmte Männer, deren Sexualität nicht ihr ganzes Weltbild diktiert. Ein Androphiler kann Kommunist oder Kapitalist sein, Christ oder Atheist, Nationalist oder Anarchist.

Wenn Androphile gemeinsame Anliegen verfolgen, dann sollten sie sich ausschliesslich auf jene beschränken, die direkt aus ihrer Sexualität resultieren.

Die heutige Gay Community umfasst viel zu viele Menschen mit völlig unterschiedlichen Interessen. Die einstige Bedrohung durch physische Unterdrückung, die Lesben, Transmenschen, Queens und maskuline Homosexuelle zusammenschweisste, ist im Westen keine akute Gefahr mehr. Es gibt keinen Grund mehr für die „Alle-für-einen"-Solidarität dieser so unterschiedlichen Gruppen. Es braucht kein bunt zusammengewürfeltes Ersatz-Familienkonstrukt mehr, das nur eine einzige Gemeinsamkeit kennt: untypische sexuelle Präferenzen und Geschlechtsidentitäten.

Die Welt ist fragmentiert – sie bestand schon immer aus Gruppen mit unterschiedlichen Interessen und Zielen. Und so wird es bleiben, solange Menschen unterschiedlich denken und fühlen.

Es ist Zeit, dass die „Gay Party" sich ebenfalls fragmentiert – damit jede dieser Gruppen ihr eigenes Leben führen und mit ihrer eigenen Stimme sprechen kann.

Ein zentrales Versagen der schwulen Bewegung liegt darin, dass sie Männer dazu ermutigt, sich mit ihrer Homosexualität zu versöhnen und auf sie stolz zu sein – aber sie ermutigt nicht, sich mit ihrem Mannsein zu versöhnen und auf dieses stolz zu sein. Sie kann das nicht – denn das stünde im Widerspruch zu den Werten der Effeminierten und lesbischen Feministinnen.

Wenn homosexuelle Männer, die Männlichkeit als sinnvoll und wertvoll begreifen, sich als Männer behaupten und kompromisslos männlich leben wollen, dann müssen sie sich von jener effeminierten Schwulenkultur distanzieren, die Männlichkeit offen ablehnt und Homosexualität untrennbar mit Weiblichkeit verknüpft. Wenn Queens diese Kultur lieben, dann sollen sie sie behalten.

Die passive Akzeptanz schwuler Identität und der Mitgliedschaft in der Community bedeutet zugleich die passive Akzeptanz all dessen, wofür die Gay Party steht – und damit auch des Stigmas der Effeminiertheit selbst.

Nur durch bewusste Ablehnung dieser Identität und dieser Kultur können maskuline Schwule sich wirklich befreien, um Männer zu sein. Indem sie wahrhaft Männer sind – indem sie ihre Männlichkeit zurückfordern, die männliche Kultur und ihr Erbe als ihr Geburtsrecht beanspruchen, als Männer mit Charakter leben, nach einem männlichen Ideal streben und den Respekt anderer Männer gewinnen –, können Androphile aktiv verändern, was es bedeutet, ein Mann zu sein, der Männer liebt.

VEREINBARUNGEN UNTER MÄNNERN

In den letzten Jahren haben sich Befürworter homosexueller Anliegen, deren Gegner, opportunistische Politiker und sensationslüsterne Medien mit unermüdlichem Eifer bemüht, die gleichgeschlechtliche Ehe als ein dringliches und von entscheidender Bedeutung getragenes Thema zu inszenieren. Sowohl Befürworter als auch Gegner der Homo-Ehe greifen die Debatte bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf. Im endlosen Kampf um kulturelle Deutungshoheit scheint die gleichgeschlechtliche Ehe beinahe ebenso brisant und polarisierend wie die Themen Abtreibung oder Evolutionstheorie.

Frank Sinatra sang einst, dass „Liebe und Ehe zusammengehören wie Pferd und Wagen" – und dass man „das eine nicht ohne das andere haben kann". Für viele erscheint es daher logisch, dass auch Liebe zwischen Männern

zwangsläufig mit einer Form von Ehe einhergehen müsse. Die kulturelle Verbindung zwischen Liebe und Ehe ist derart tief verankert, dass selbst Menschen, die Homosexualität nicht aus moralischen Gründen ablehnen, schlicht davon ausgehen, dass zwei Männer, die einander zugetan sind, selbstverständlich heiraten wollen – „wie alle anderen auch". Viele aufgeschlossene Heterosexuelle, die der Ehe zumindest theoretisch einen gewissen Wert beimessen, betrachten Verbote der gleichgeschlechtlichen Ehe als rückschrittlich und böswillig. Die rührseligen Darstellungen gleichgeschlechtlicher Paare, wie sie von homosexuellen Interessenvertretern in die Medien lanciert werden, nähren den Eindruck, dass nahezu jeder Schwule davon träumt, eines Tages in den Stand der Ehe erhoben zu werden.

Das ist Unsinn – und selbst jene, die dieses Märchen erzählen, wissen es sehr genau. Nur eine Minderheit homosexueller Männer lebt in wirklich verbindlichen, langfristigen und vollständig monogamen Beziehungen, die dem entsprechen, was man gemeinhin unter „Ehe" versteht. Viele dieser Männer empfinden die im schwulen Milieu weit verbreitete Promiskuität und die Normalisierung sogenannter „offener Beziehungen" als moralisch abstoßend. Sie sehen in der Ehe ein disziplinierendes Mittel, mit dem sich die Lebensweise ihrer Mitmenschen zügeln und die Homosexualität vor konservativen Freunden und Verwandten salonfähig machen lasse. Doch da die Unterstützung der Homo-Ehe mittlerweile zur politisch korrekten Haltung innerhalb der schwulen Gemeinschaft avanciert ist, bekennen sich viele ihrer Fürsprecher zu ihr, obwohl sie nicht einmal einen festen Partner haben. Für die meisten ist die romantische Idee der Ehe weit wertvoller als deren tatsächliche Praxis.

Die heutige Solidarität der Schwulen in dieser Frage ist insofern irreführend, ja fast reaktionär. Viele homosexuelle Männer, die keinerlei Absicht hegen, je im herkömmlichen Sinn zu heiraten, die entweder die Institution Ehe für gescheitert halten oder sie schlicht als persönlich unattraktiv empfinden, glauben dennoch, sie müssten das „Recht" auf gleichgeschlechtliche Ehe unterstützen – als sei es ihre Pflicht. Kaum einer wagt, aus dieser geschlossenen Front auszuscheren, und dieses scheinbare Einvernehmen ist

wohl eher eine instinktive Trotzreaktion auf die verletzende Rhetorik der Gegner als Ausdruck eines echten Wunsches oder eines dringenden Bedürfnisses. Der reflexhafte Beistand zur Homo-Ehe hat auch damit zu tun, wie deren Befürworter das Thema inszenieren.

Die Ablehnung gleichgeschlechtlicher Ehe wurde als Angriff auf das Prinzip der „Gleichheit“ gebrandmarkt. Selbst besonnene homosexuelle Männer wurden zu der Überzeugung verführt, ihnen werde ein „Recht“ verweigert, ihre „Freiheit“ eingeschränkt. Ob sie tatsächlich heiraten wollen oder nicht, spielt dabei keine Rolle – empört sind sie so oder so, weil sie sich als „Bürger zweiter Klasse“ behandelt fühlen.

Der breiteste Rückhalt für die Homo-Ehe unter Homosexuellen speist sich aus dem Bedürfnis nach Anerkennung – eine Art stiller Beweis, dass sie „so gut sind wie ihr“. Die Forderung nach Ehe ist weniger ein Ausdruck des Wunsches nach der Institution selbst als vielmehr nach Bestätigung. Schwule wollen öffentlich als ebenso wertvoll anerkannt werden wie Heterosexuelle und deren Ehen.

Viele scheinen zudem an einer Art kollektiver Ausgrenzungs-Paranoia zu leiden. Wer über lange Zeit soziale Zurückweisung erfahren hat, neigt dazu, sich gegen jede neue Form von Ausschluss mit aller Kraft zu wehren – selbst dann, wenn er gar kein echtes Interesse an der betreffenden Sache hat. Wie Feministinnen einst forderten, in Männerclubs oder -institutionen aufgenommen zu werden, verlangen auch Schwule heute Zugang – nicht weil sie zwingend teilnehmen wollen, sondern weil ihnen einst signalisiert wurde, dass sie ausgeschlossen sind. Es ist mehr ein Prinzipienkampf als eine praktische Notwendigkeit. Vermutlich erscheint die Ehe gerade deshalb so begehrenswert, weil sie so lange verwehrt blieb. Doch wird sie immer noch als so begehrenswert gelten, wenn der Reiz des Neuen verflogen ist?

Viele Befürworter der gleichgeschlechtlichen Ehe vertreten die Auffassung, dass es im besten Interesse aller homosexuellen Menschen sei, ihre Beziehungen auf genau dieselbe Weise legitimieren zu können, wie es durch die Institution der Ehe für Heterosexuelle möglich ist. Ich betone „genau“,

denn für viele ist gerade der Begriff „Ehe“ unverzichtbar. Immer wieder bemühen sie unbeholfene, oft fragwürdige Parallelen zu den Bürgerrechtsbewegungen Schwarzer Amerikaner und sehen in jeder noch so kleinen begrifflichen Unterscheidung – etwa zwischen „eingetragener Partnerschaft“ und „Ehe“ – eine Variante des berüchtigten „Separate but equal“. Das Pathos solcher Anleihen an die Geschichte des Rassismus dient nicht zuletzt dazu, Schuldgefühle unter weißen Heterosexuellen zu aktivieren – und selbst die vernünftigsten Gegner der Homo-Ehe wie bigotte Rassisten aussehen zu lassen.

Zwar verweisen Befürworter der gleichgeschlechtlichen Ehe häufig auf die rechtlichen Vorteile, die mit der Ehe verbunden sind, doch diese Argumente dienen meist nur der rhetorischen Untermauerung eines höheren Ziels: der Integration Homosexueller in die bestehende Eheordnung – und damit der gesellschaftlichen Aufwertung ihrer Beziehungen. Anliegen wie das Besuchsrecht im Krankenhaus während einer medizinischen Notlage wirken zwar auf den ersten Blick nachvollziehbar und empathisch, doch werden sie oft lediglich als emotionale Druckmittel ins Feld geführt. Die wenigen menschlichen Tragödien, die in rührseligen Kampagnen ausgeschlachtet werden, liessen sich leichter durch Reformen im Gesundheitswesen lösen – sie stehen dem eigentlichen Kernargument der Homo-Ehe eher randständig zur Seite.

Selten hört man hingegen pragmatische Gegenargumente gegen die pauschale Übertragung aller „Rechte, Pflichten und Vorteile“ der Ehe auf homosexuelle Paare. Dabei spricht einiges dagegen. Die heutige Ehe hat unter Heterosexuellen selbst keine besonders gute Erfolgsbilanz. Auf jedes „glücklich bis ans Lebensende“ kommt mindestens ein Scheitern – und Scheidungsverfahren bringen nicht selten mehr emotionalen und finanziellen Schaden mit sich als eine schlichte Trennung ohne juristischen Beistand. Die gleichgeschlechtliche Ehe mag ein Fest für Scheidungsanwälte werden – für Homosexuelle jedoch könnte sie sich als Bürde erweisen, die mehr Leid verursacht als das Fehlen dieses Rechts je getan hätte. Und selbst wenn eine Ehe zwischen zwei Männern dauerhaft Bestand hätte, wären nicht alle „Vorteile“ der Ehe für jedes Paar tatsächlich vorteilhaft – vieles hängt von der

finanziellen Ausgangslage ab. Solche Überlegungen werden von den Idealisten der Homo-Ehe als „defätistische Haltung“ abgetan. Für sie zählen weder Details noch reale Folgen – allein das Prinzip soll triumphieren.

Doch auch mein Einwand gegen die Ehe zwischen Männern ist ein prinzipieller. Die juristischen Vor- oder Nachteile einer Zivilehe sind für mich nicht entscheidend. Was mich stört, ist der Versuch, das kulturelle Modell der Ehe auf eine Beziehung zwischen zwei Männern zu übertragen.

Beziehungen zwischen Männern können zweifellos ebenso bedeutsam, ebenso liebevoll und ebenso erfüllend sein wie Beziehungen zwischen Mann und Frau. In vielerlei Hinsicht – so zumindest meine Erfahrung – können sie diesen sogar überlegen sein. Aber sie sind nicht identisch, denn Männer und Frauen sind nicht identisch. Sexualität ist kein analoges Pendant zu „Rasse“. Ein schwarzer Mann und eine weisse Frau bleiben ein Mann und eine Frau – ihre Verbindung führt mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Kindern, weshalb es im gesellschaftlichen Interesse liegt, sie zu binden und zu stützen. Dies trifft auf zwei Männer schlicht nicht zu.

Ob ich einen Mann heiraten darf oder nicht, ist für mich keine Frage der Gleichheit. Ich kümmere mich nicht um kleinliche Kränkungen des Gleichbehandlungsprinzips. Ich verlange nicht, wie alle anderen behandelt zu werden. Ich wünsche mir keine Verbindung, die mich „gleichwertig“ fühlen lässt. Ich will etwas Besseres. Etwas, das für Männer Sinn ergibt. Ich glaube nicht, dass homosexuelle Männer als Gruppe davon profitieren, wenn man ihnen die ganze symbolische Last einer Institution aufbürdet, die nie für die Eigenart ihrer Beziehungen geschaffen wurde. Ich bin überzeugt, dass sie besser beraten sind, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln – durch private, frei gestaltete Vereinbarungen. Und wenn sie eine Tradition übernehmen wollen, dann sollte es eine sein, die dem besonderen Wesen männlicher Verbindungen gerecht wird.

Die Ehe ist kein „Freiheitsrecht“, sie ist kein „Menschenrecht“. Sie ist ein institutionalisierter sozialer Ordnungsmechanismus. Sie stellt eine

kulturübergreifende Antwort auf das grundlegende Problem der sexuellen Anziehung zwischen den Geschlechtern dar und zielt darauf ab, das stabilste Umfeld für das Aufziehen jener Kinder zu schaffen, die aus dieser Verbindung mit hoher Wahrscheinlichkeit hervorgehen. Dass manche verheiratete Paare keine Kinder haben oder keine bekommen können, ist ein Randphänomen und ändert nichts am eigentlichen Zweck der Ehe. Die Ehe war historisch gesehen ein Mittel, um Männer – die statistisch gesehen weit eher als Frauen ihre Nachkommen im Stich lassen – zur Verantwortung zu zwingen. Zugleich war sie, da Frauen bis vor Kurzem keine ökonomische Eigenständigkeit hatten, eine Absicherung für jene Frauen, die ausserhalb des Elternhauses versorgt werden mussten. Die Ehe entstand vor allem, um für Frauen und Kinder zu sorgen.

Heute übernimmt der Staat zunehmend die Rolle des Versorgers, gerade für alleinerziehende Mütter, und Frauen brauchen Männer nicht mehr, um wirtschaftlich zu überleben. Dies sind zwei entscheidende Gründe dafür, warum viele Ehen heute scheitern. Andere Mechanismen übernehmen jene Aufgaben, die einst ausschliesslich der Ehe oblagen – und die Verpflichtungen, die früher den Männern auferlegt waren, sind heute deutlich gleichmässiger verteilt oder lassen sich einfacher delegieren. Männer wissen, dass Frauen auch allein zurechtkommen. Und wenn beide Eltern ihre Kinder verlassen, wird sich eine staatliche oder soziale Institution ihrer annehmen.

Im Kern ist die Ehe also weder ein Recht noch eine Freiheit – sondern ein soziales und rechtliches Konstrukt zur Lösung eines Problems, das zwischen zwei Männern schlicht nicht existiert.

Für Befürworter der gleichgeschlechtlichen Ehe geht es dabei in erster Linie um Liebe. Doch eine Ehe, die ausschliesslich aus Liebe geschlossen wird, ist ein relativ junges Konzept. Verlässliche Empfängnisverhütung ist ebenfalls eine Erfindung der Moderne. Zwar heiraten viele heterosexuelle Paare heute aus Liebe – für die meisten bleibt die Ehe aber dennoch der erste Schritt zur Familiengründung. Daher ergibt es auch weiterhin in gewissem Rahmen Sinn, dass sich die Gesellschaft für eine stabile, langfristige und rechtlich

bindende Verbindung zweier Menschen engagiert, aus der Kinder entstehen könnten – gewollt oder ungeplant.

Da zwei Männer jedoch keine Kinder zeugen können, entfällt dieser gesellschaftliche Grund. Die Einmischung der Gemeinschaft in die intime Beziehung zweier Männer zur Förderung von Monogamie oder Stabilität – „zu ihrem eigenen Wohl" – riecht stark nach bevormundender Nanny-Staat-Mentalität. Sexuelle Beziehungen sind Privatsache. Es gibt keinen vernünftigen Grund, warum sich die Gesellschaft oder gar die Familien in eine Beziehung zwischen zwei Männern einmischen sollten. Zwei wirtschaftlich unabhängige Männer sollten für ihr eigenes Glück verantwortlich sein und ihre Lebensgestaltung selbst regeln.

Für manche Aktivisten ist die gesetzliche Verankerung der Homo-Ehe nichts anderes als der Versuch, ein moralisches Ideal, das ihnen wichtig erscheint, allen anderen aufzuzwingen – mit der Ehe als Krönung einer Hierarchie homosexueller Beziehungen. Meist handelt es sich dabei um religiös geprägte Schwule, die nach einem spirituellen Abbild der heiligen Verbindung streben, oder um romantische Idealisten, die zu viele Kitschfilme gesehen haben. (Oft sind sie beides.) Mit ihnen ist kaum zu diskutieren, denn für sie ist Ehe ein sakrales, verklärt inszeniertes Ideal, das über allem steht. Für sie ist Ehe die höchste Vollendung der Liebe. Jede andere Form von Verbindung gilt – bei aller betonten Toleranz – als unvollständig.

Doch worauf sie hinarbeiten, ist letztlich eine Imitation. Eine Imitation von etwas, das auf Jahrtausende alte Traditionen zurückblickt, das in Kunst, Literatur, Theater und – ja – in unzähligen Hollywood-Filmen gefeiert wurde. Auch wenn sie behaupten, ihre Partnerschaft sei „genauso gut wie" eine Ehe: Ihre Ehe wird nie ganz dasselbe sein.

Männer und Frauen sind verschieden. Wären sie es nicht, gäbe es keine ganzen Bücherregale voller Ratgeber à la Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus, und unzählige Eheberaterinnen und Talkshow-Moderatoren wären arbeitslos. Ich war über die Jahre Vertrauter sowohl heterosexueller Männer als auch Frauen – und fast immer waren die psychologischen Unterschiede

zwischen den Geschlechtern derart ausgeprägt, dass ich mich ernsthaft fragte, wie sie es überhaupt schaffen, miteinander klarzukommen.

Männer und Frauen haben unterschiedliche Bedürfnisse, unterschiedliche Wünsche, und sie verarbeiten und interpretieren Informationen auf ganz verschiedene Weise – besonders, wenn es um romantische Beziehungen geht. Nur in einer postfeministischen Welt ist es überhaupt notwendig, so etwas auszusprechen. Einst galt das als gesunder Menschenverstand. Und in der Alltagswelt tut es das noch immer. Wir lachen schliesslich ständig über die offensichtlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern – wenn sie in Filmen oder Serien komödiantisch dargestellt werden. Doch sobald es um geschriebene Texte geht, verfallen viele in eine übervorsichtige Political Correctness. Die meisten Autoren scheuen die Wut feministischer Kritikerinnen, indem sie Geschlechterunterschiede verharmlosen oder leugnen – ausser, sie sind Therapeutinnen, die dafür bezahlt werden, genau diese Unterschiede zu benennen.

Da homosexuelle Beziehungen zwischen Männern jahrhundertelang ins Verborgene gedrängt wurden, existieren kaum kulturelle Vorbilder für langfristige gleichgeschlechtliche Bindungen. Die kulturelle Bildwelt der Liebe zwischen Mann und Frau hingegen ist endlos: Gedichte, Lieder, Mythen, Gemälde, Theaterstücke und Filme behandeln unzählige denkbare Liebesszenarien zwischen Mann und Frau. In derselben Gesellschaft sozialisiert, orientieren sich homosexuelle Männer fast zwangsläufig an diesen Vorbildern. Sie tauschen schlicht die Frau gegen einen Mann aus, passen ein paar Details an – und machen weiter.

Doch das gesamte Konzept von Romantik und Werbung – also das, was wir heute als „romantisch" bezeichnen – ist Ausdruck einer spezifischen emotionalen Dynamik zwischen Männern und Frauen.

Was man gemeinhin „romantisch" nennt, ist oft nichts anderes als die kultische Verneigung des Mannes vor dem Altar der Vagina. Romantik ist eine Ausweitung der Werbung: Männer tun Dinge, die sie normalerweise nicht tun würden, um Frauen das Gefühl zu geben, besonders und

begehrenswert zu sein. Die wenigsten Männer haben von sich aus das Bedürfnis, Blumen zu kaufen, Pralinen zu verschenken, ein „gemeinsames Lied“ auszuwählen, Jahrestage zu zelebrieren oder Candle-Light-Dinner zu veranstalten – all jene Dinge also, die man mit kinogerechter „Valentinstagsromantik“ verbindet. Männer tun diese Dinge, weil Frauen sie erwarten – und weil sie sich davon Sex erhoffen.

Was ist Romantik anderes als ein elaborierter Tanz mit dem Ziel, mit einer Frau ins Bett zu kommen? (Oder ein fortwährend inszeniertes Spiel, das der Frau versichern soll, sie sei noch immer begehrenswert?) Die meisten Frauen haben völlig andere Bedürfnisse, andere Interessen und ein ganz anderes ästhetisches Empfinden. Romantik richtet sich nach dieser weiblichen Ästhetik. Sie bestätigt die weibliche Identität, erhebt die Frau zur sinnlichen Göttin und Hüterin der Sexualität.

Wenn ich schwule Männer sehnsüchtig über Romantik reden höre, verstehe ich das schlicht nicht. Ich bin ein Mann. Ich brauche keine Bestätigung meiner Weiblichkeit. Natürlich möchte jeder geschätzt werden – aber Männer zeigen einander ihre Wertschätzung auf andere Weise. Ich will nicht verführt werden. Ich will nicht, dass mir jemand Blumen mitbringt. Ich muss nicht das Gefühl haben, „besonders“ oder „hübsch“ zu sein. Ganz im Gegenteil – nach ein paar solcher Gesten würde ich mich wahrscheinlich beleidigt und entmännlicht fühlen. So wie es auch viele heterosexuelle Männer tun würden, wenn ihre Freundin anfinge, sie wie eine Prinzessin zu behandeln.

Wenn du mich attraktiv findest – fang mit mir etwas an. Wenn du mich liebst – mach mir ein Sandwich, wenn du dir selbst eins machst. Mach irgendein persönliches Opfer für mich. Aber ich brauche kein Getue, kein Angeschmachtetwerden, keine Glorifizierung. Wenn du einem Mann das Gefühl geben willst, dass er dir wichtig ist, dann behandle ihn nicht wie etwas Zartes und Schönes – gib ihm das Gefühl, stark, fähig und selbstgenügsam zu sein. Männer wollen sich wie Helden fühlen. Wie Eroberer. Vielleicht sogar wie Schurken – aber nie wie hilflose Jungfrauen in Nöten.

Queens lieben es, sich als solche Jungfrauen zu inszenieren – weil sie sich als weiblich empfinden und Frauen zu ihren Vorbildern machen. Für Männer jedoch, die nicht dieses Klischee bedienen, sind selbst subtilere Formen des Ausgeliefertseins, der Hilflosigkeit oder Ohnmacht bestenfalls unangenehm.

Ich habe unzählige schwule Filme gesehen, die heterosexuelle romantische Szenarien bis ins letzte Detail nachahmen – homosexuelle Männer werden darin dargestellt wie schlichte Mauerblümchen, die sehnsüchtig hoffen, dass der Quarterback des Footballteams sie zum Abschlussball einlädt. Das ist nicht mein Traum. Das hat nichts mit meinem Leben zu tun. Um ehrlich zu sein: Das ist einfach schwul – im schlechtesten Sinne.

Schwule Romantik ist ein geliehener Traum. Die gleichgeschlechtliche Ehe ist ein geliehener Traum. Es ist ein Täuschungsmanöver. Wir alle sollen uns nach diesem romantischen Ideal von „Ehemann und Ehefrau" sehnen, das die Gesellschaft glorifiziert. Also ersetzt man die Frau durch einen Mann – und tut so, als sei damit alles erfüllt, ohne je zu hinterfragen, was diese Ersetzung eigentlich bedeutet, was sie verändert. Statt die andere Dynamik zwischen zwei Männern anzuerkennen und daraus ein eigenes Ideal zu entwickeln, sollen wir brav mitmarschieren, als wüssten wir es nicht besser.

Zwei Männer aufzufordern, ein männlich-weibliches Romantikmodell zu übernehmen, ist nichts anderes, als von ihnen zu verlangen, etwas zu sein, das sie nicht sind. Es läuft darauf hinaus, ihnen zu sagen: Eure Verbindung ist nur dann „gleichwertig", wenn sie eine schlechte Kopie der heterosexuellen Norm ist. Diese Erwartung ist nicht nur realitätsfern, sie ist auch einengend und potenziell zerstörerisch. Und ehrlich gesagt: Sie ist auch gedankenlos – und phantasielos.

Beziehungen zwischen Männern haben ihren ganz eigenen Charakter. Sie ähneln viel eher anderen Männerbünden als der Romantik zwischen Mann und Frau. Liebe zwischen Männern ist weniger Romeo und Julia, mehr Joey und Chandler. Oder Bert und Ernie. Selbst wenn sie sexueller Natur ist – es

liegt eine durch und durch brüderliche Qualität in der emotionalen Dynamik zweier Männer über die Zeit. Männer verstehen einander besser; sie folgen demselben inneren Kodex. Dieses permanente Ziehen und Zerren zwischen Mars und Venus entfällt. Romantik und Geschlechterkampf weichen einer intensiveren Version jenes Mars/Mars-Kameradentums, wie es Brüder und engste Freunde erleben.

Es braucht keine aufwändigen Balzrituale. Es braucht keine fordernde Vaginal-Göttin, die mit Opfern männlicher Energie besänftigt werden muss. Männer haben in der Regel öfter Lust auf Sex, und maskuline Männer benötigen nicht dieselben ständigen Liebesbeweise wie Frauen – weder davor noch danach. Sie können Sex leichter von anderen Gefühlen trennen. Und da Männer von Natur aus weniger emotional (oder zumindest weniger emotional instabil) sind, können sie Konflikte häufiger sachlich und direkt klären.

Warum also die Liebe zwischen Männern ständig als mindere Kopie der hetero-romantischen Mythenwelt präsentieren? Warum nicht den brüderlichen Wesenskern der männlich-männlichen Verbindung anerkennen – und daraus Inspiration für eine eigene Tradition schöpfen?

Die Torheit der gleichgeschlechtlichen Ehe lässt sich kaum besser symbolisieren als durch das vertraute Bild: zwei Bräutigame auf einer Hochzeitstorte. Die Ehe ist ein massives, mehrschichtiges, weiss glasiertes kulturelles Gebilde – und Schwule eignen es sich kurzerhand an, indem sie die Braut entfernen und durch einen zweiten Bräutigam ersetzen. Dabei ignorieren sie das eigentliche Fundament dieser Torte – die Schichten historischer Bedeutung, die kulturelle Tiefe, den ursprünglichen Zweck der Ehe – und ersetzen all das durch ein flüchtiges Symbolspiel.

Die gleichgeschlechtliche Ehe ist das Graffiti am Parthenon. Sie ist Andy Warhol. Eine hohle, popkulturelle Aneignung. Eine Fetischisierung und Zweckentfremdung dessen, was viele – oft völlig unreflektiert – verehren.

Warum ist die Torte weiss? Warum gibt es überhaupt eine Torte? Warum gibt es eine Zeremonie? Warum wird die Braut „übergeben"? Wer ist die Braut? Warum der Schleier? Warum das Strumpfband? Warum die Ringe? Wessen Familie soll die Rechnung zahlen? Wer wirft den Brautstrauss? Warum gibt es Geschenke – und warum kümmert es irgendwen genug, um welche zu machen? Was bedeuten die Gelübde? Warum sind sie so formuliert, wie sie formuliert sind?

Nahezu jede Tradition, jede Geste, jede Symbolik innerhalb der klassischen Hochzeitszeremonie – und jede Erwartung an die daraus entstehende Verbindung – wurzelt in Jahrhunderte alten Vorstellungen, die mit zwei Männern oder zwei Frauen nichts zu tun haben. Zu behaupten, dass Ehe „einfach nur Liebe" bedeute, ist eine groteske Simplifizierung. Die Ehe ist ein ritualisiertes Konstrukt, das in nahezu jedem Aspekt für die Verbindung zwischen Mann und Frau entworfen wurde.

Nur in einer relativistischen Welt, in der Geschlecht keine Rolle spielt – in der Bedeutung an sich bedeutungslos wird – kann die Idee einer gleichgeschlechtlichen Hochzeitszeremonie als etwas anderes erscheinen als als reine Absurdität.

Die Tradition der Ehe ist sowohl ästhetisch als auch emotional auf ein weibliches Element hin ausgerichtet – ein Element, das in der Beziehung zwischen zwei Männern fehlt.

Die Ehe bedient die Bedürfnisse von Frauen. Die Braut steht im Zentrum. Fast immer sind es die Bräute – oft in erschreckendem Ausmass –, die Planung und Inszenierung der Hochzeit dominieren. Daher der Begriff „Bridezilla". Hochzeiten sind in der Regel auf Frauen zugeschnitten, voller Blumen und allerlei mädchenhaftem Dekor. Ich habe zwei Schwestern und einige Freundinnen bei der Hochzeitsplanung erlebt – der Bräutigam tritt fast immer in den Hintergrund, er kommentiert nur, wenn ihm etwas wirklich zuwider ist. (Wer das bezweifeln will, möge sich bitte die Auflagenzahlen von Brautmagazinen ansehen – und das völlige Fehlen entsprechender Magazine für Bräutigame.)

Natürlich bedeutet eine Hochzeit auch Männern etwas – nicht selten sind es die Männer, die während der Zeremonie zu Tränen gerührt sind. Aber es ist allgemein anerkannt: Die Hochzeit ist „ihr grosser Tag". Fast jedes kleine Mädchen beginnt schon im Vorschulalter, von ihrer Hochzeit zu träumen. Sogar Puppen werden mit Brautkleidern verkauft. Jungen hingegen wachsen mit der stillschweigenden Annahme auf, dass sie eines Tages heiraten werden – es ist ein Schritt auf dem Weg zum Erwachsensein, vergleichbar mit dem Abitur oder dem Berufseinstieg. Für Frauen hingegen ist die Hochzeit ein Lebenstraum.

Einige Männer – vor allem kreative – beteiligen sich durchaus aktiv an der Planung, sehen darin eine Herausforderung oder ein Projekt. Aber seien wir ehrlich: Hochzeiten sind Frauensache. Und das ist auch in Ordnung. Aber was, bitte schön, ist der Sinn darin, eine Gruppe von Männern dazu zu ermutigen, ein Ritual durchzuspielen, das im Kern eine romantisierte Inszenierung weiblicher Jungfräulichkeit darstellt?

Das mag hart klingen, aber selbst nach fast einem Jahrzehnt an der Seite meines Compagnons erscheint mir die Vorstellung, wir zwei würden einen Mittelgang entlangschreiten und vor versammelter Familie Ehegelübde austauschen, wie eine Szene aus einer schlechten Komödie: zwei Männer, die sich in der falschen Kulisse wiederfinden. Ich liebe diesen Mann mehr als jeden anderen Menschen auf der Welt – und doch kann ich mir kaum vorstellen, eine solche Zeremonie zu überstehen, ohne in schallendes Gelächter auszubrechen.

Und was soll ich dann auf der Feier tun? Mit meinem Vater tanzen? Sollen meine Tanten und Onkel mit ihren Gläsern klimpern, bis wir uns küssen? Hat man das wirklich zu Ende gedacht?

Es geht nicht darum, dass ich mich für meine Androphilie schäme oder mich dafür entschuldigen müsste. Aber da ist etwas zutiefst Komisches – und, ja, Unmännliches – an zwei Männern, die eine Zeremonie abhalten, die aus

einer heterosexuellen Tradition stammt. Komisch auf dieselbe Weise, wie es komisch ist, wenn ein dicker bärtiger Mann ein Brautkleid trägt.

Statt die Unterschiede zwischen Mann und Frau zu übertünchen und so zu tun, als sei die Beziehung zweier Männer deckungsgleich mit der zwischen einem Mann und einer Frau, wäre es doch sinnvoller, gerade das Einzigartige an dieser Beziehung zu würdigen – und daraus eine eigene, sinnvolle Tradition zu entwickeln.

Männerbünde verdienen es nicht, entwertet zu werden, nur weil Ehebünde zwischen Mann und Frau gesellschaftlich glorifiziert werden. In der heutigen, postfeministischen Kultur wird über männliche Freundschaften und Männerrituale gern gespöttelt, manchmal gar verächtlich gemacht. Doch die Geschichte männlicher Bindung ist reich, tief und in ihrer eigenen Weise inspirierend. Männerfreundschaften sind nicht dasselbe wie Ehen – aber deshalb noch lange nicht bedeutungslos. Man denke an jene heterosexuellen Männer, die sich so innig verbunden fühlen, dass sie ohne Zögern eine Kugel füreinander einfangen würden. Ist das etwa trivial?

Unterschiede zu erkennen bedeutet nicht, wie die schrillen Evangelisten der Gleichheit behaupten, Minderwertigkeit zu unterstellen. So viele Schwule sprechen vom „Wert der Vielfalt“, doch in Wahrheit scheint es ihnen mehr um uniformierte Gleichmacherei zu gehen als um echte Unterschiedlichkeit.

Männer, die Männer lieben, haben eine andere Form der Verbindung. Diese Tatsache sollte nicht unterdrückt oder verschämt unter den Teppich gekehrt werden. Männer, die Männer lieben, verdienen eine eigene Tradition – eine, die sich nicht zwanghaft an die Ehe anlehnt, sondern auf der realen Natur ihrer Verbindung aufbaut. Eine, die aus der Mars/Mars-Dynamik erwächst und der tatsächlichen Wesensart männlicher Beziehung entspricht.

Warum also nicht aus den reichen Traditionen brüderlicher Bindung schöpfen, wie sie Männer über Kulturen und Jahrhunderte hinweg gepflegt haben – und daraus etwas entwickeln, das sowohl ästhetisch als auch inhaltlich zur androphilen Realität passt?

Es gibt weltweit überlieferte Bräuche, in denen Männer zu „Blutsbrüdern“ werden. Etwas daran spricht Männer instinktiv an. Schon Jungen, die von diesem Brauch erfahren, wollen sich durch das Vermischen von Blut zu Brüdern machen. Die Liebe zwischen Androphilen fügt der engen Männerfreundschaft lediglich eine sexuelle Dimension hinzu. Die Idee, durch das Blutsbrüderlichwerden eine Art Familie zu gründen, könnte besser zur Natur dieser Verbindung passen als jedes andere Modell. Die Symbolik des Blutteilens hat in rein platonischen Männerbeziehungen über Jahrtausende hinweg eine grosse Bedeutung gehabt. Das Teilen von Blut könnte sinnbildlich heissen: Ich verspreche, deinen Körper zu achten wie meinen eigenen. Und auf einer konzeptionellen Ebene – wenn auch nicht technisch – fliesst in gewissem Sinn dein Blut durch meine Adern. Das ist eine Vereinigung im tiefsten Sinne – aber auf männliche Art.

Natürlich gibt es heutzutage medizinisch berechtigte Bedenken hinsichtlich übertragbarer Krankheiten bei solchen Ritualen. Doch auch die Blutsbruderschaft ist kein Bund, den man leichtfertiger eingehen sollte als eine Ehe. Sollte einer der beiden Partner eine Blutkrankheit haben, gibt es überlieferte Alternativen: etwa das gemeinsame Ausgiessen des vermischten Blutes auf die Erde – damit es dort für immer vereinigt bleibt.

Eine zeitgemässe Variante dieser Idee könnte so einfach sein wie das gleichzeitige Stechen eines gemeinsamen Tattoos – etwas, das Matrosen und Soldaten seit jeher getan haben, um eine brüderliche Verbindung zu besiegeln. Es gibt viele weitere Rituale, mit denen Männer sich im Lauf der Geschichte aneinander gebunden haben – bis hin zu heutigen Initiationsriten von Studentenverbindungen. Diese genuin männlichen Ausdrucksformen von Bindung und Loyalität verdienen es, von Androphilen ernsthaft erwogen zu werden. Männer verfügen bereits über rituelle Mechanismen der Verbundenheit. Es besteht kein Grund, dass zwei Männer jene Rollen nachspielen, die für ein Mann-und-Frau-Szenario konzipiert wurden.

Der Unterschied zwischen den meisten Blutsbrüderschafts-Ritualen und dem Spektakel einer modernen Hochzeit liegt in ihrer Natur: Blutsbruderschaften

sind intime, bedeutungsvolle, organische Akte zwischen zwei Männern. Hochzeiten hingegen sind laute, aufwendige öffentliche Veranstaltungen. Zwei Männer bringen keine genetischen Linien zusammen, sie zeugen keine gemeinsamen Kinder, es gibt keinen natürlichen Grund, warum sich zwei Familien vermählen sollten. Es braucht keine Gemeinde oder Verwandtschaft, um diesen Bund zu besiegeln – denn die Gesellschaft leidet keinen Schaden, wenn sich die beiden Männer wieder trennen.

Von Männern wird erwartet, selbständig zu sein – mit oder ohne Ehe. Warum also sollte sich die Gesellschaft stärker für ihr Privatleben interessieren als für ihre wirtschaftliche Eigenständigkeit? Wird etwas automatisch bedeutsamer, nur weil es öffentlich geschieht? Ist es nicht möglich, dass gewisse Dinge gerade durch ihre Intimität an Bedeutung gewinnen – dass manche Gefühle durch Bühne, Applaus und sozial bestätigenden Blick eher entwertet als gewürdigt werden? Ist Liebe nur dann gültig, wenn sie gesellschaftlich zertifiziert wird?

Als Mann erscheint mir die private Vereinbarung oft bedeutsamer – und in gewissem Sinne würdevoller – als das öffentliche Versprechen. Ein privater Pakt, in dem beide Männer ihre eigenen Bedingungen festlegen, stärkt ihre Männlichkeit, ihre Eigenständigkeit, ihre Souveränität. Mit der Zeit können sie die Bedingungen dieser Übereinkunft neu aushandeln, um sicherzustellen, dass sie für beide weiterhin stimmig und erfüllend bleibt. In einem solchen Kontext entscheiden sich beide Partner ganz bewusst füreinander – nicht aus sozialem Zwang, nicht wegen eines feierlichen Vertrags, sondern weil sie es wollen.

Genau dieser Aspekt der freien, täglichen Wahl ist es, den ich an meiner eigenen Beziehung am meisten schätze. Ich bin mit meinem Compagnon nicht zusammen, weil unsere Familien das wollen, nicht weil die Gesellschaft es von uns erwartet oder weil wir uns vor Zeugen dazu verpflichtet hätten. Wenn wir uns trennen, wird es niemanden wirklich betreffen – und niemand wird uns dafür mehr verurteilen, als er es ohnehin täte. Wir sind zwei Männer mit eigenen Mitteln und eigenen Wegen, die sich jeden Tag aufs Neue füreinander entscheiden.

Wir bleiben zusammen, wir kümmern uns umeinander – weil wir es wollen. Nicht, weil wir es müssen.

Unser Band wird nicht durch ein Gesetz gehalten, sondern durch den freien Willen zweier Männer.

Das ist wahre Freiheit.

Nicht das, was der Staat als Einheitsmodell vorlegt, um festzulegen, wie erwachsene Männer ihr Privatleben zu führen haben. Die Bindung, die mein Compagnon und ich teilen, ist etwas, das uns erfüllt und glücklich macht – im Verborgenen, im Privaten. Und wenn wir uns eines Tages entfremden, wenn sich unsere Wege trennen, dann wäre auch das eine private Angelegenheit. Gerade diese Intimität verleiht unserer Verbindung ihren inneren Wert.

Unsere Übereinkunft gehört nur uns. Sie betrifft niemanden sonst.
Sie ist, ganz schlicht:
eine Vereinbarung unter Männern.

Und ich würde sie gegen nichts in der Welt eintauschen wollen.

DAS LETZTE, WAS HOMOSEXUELLE MÄNNER BRAUCHEN, SIND NOCH MEHR HOMOSEXUELLE MÄNNER

„Wo finde ich andere Androphile? Gibt es eine Gruppe, der ich mich anschliessen kann?"
Das ist wahrscheinlich die am häufigsten gestellte Frage, die mir homosexuelle Männer seit der Veröffentlichung von Androphilia gestellt haben. Manche Männer erkannten sich in dem Buch wieder und begannen zu hoffen, dass es da draussen vielleicht noch andere gibt, die vom kulturellen und politischen Angebot der sogenannten schwulen Community ebenso abgestossen waren wie sie selbst. Einige waren zufrieden und wollten sich mit Gleichgesinnten vernetzen, andere fühlten sich einsam und suchten nach Kameradschaft. Für manche Männer, die tief in der schwulen

Welt verwurzelt waren, war Androphilia ein schmerzhafter Weckruf – und viele dieser Männer fanden sich plötzlich verloren, wütend und im Konflikt mit allem, was ihnen bislang vertraut gewesen war.

In seinem Buch über Ehre schreibt James Bowman: „Ehre beruht auf der Ehren-Gemeinschaft."
Der Verlust dieser Ehren-Gemeinschaft – jener Gruppe von Männern, die einen an einem bestimmten Maßstab messen – ist eines der grössten Probleme für jeden Mann, der heute ein ehrenhaftes Leben führen will. Unsere egalitäre, individualistische Gesellschaft fördert einen Relativismus, der mit hierarchischen, standhaften Vorstellungen von heroischer Männlichkeit und Ehre letztlich unvereinbar ist. Heterosexuelle Männer können immerhin auf die Geschichte zurückgreifen – sie leben gewissermassen in Gesellschaft ehrwürdiger Geister ehrbarer Männer.

Auch homosexuelle Männer können aus dieser reichen Geschichte schöpfen und ihren Vorfahren Ehre erweisen – genau das habe ich in Androphilia gefordert. Aber wenn es um die Frage geht, wie man als offen homosexueller Mann ein ehrenhaftes Leben führt, gibt die Geschichte nur Fragmente her. Den Rest müssen homosexuelle Männer sich selbst erarbeiten. Die schwule Community hat eine mütterliche Tendenz, all ihre verlorenen Jungs aufzunehmen, zu bestätigen und zu umsorgen – ganz gleich, was sie tun.
Deshalb ist es verführerisch leicht für einen Mann, der durch Androphilia aufgewacht ist, der den bleibenden Reiz eines männlichen Ideals erkannt hat, in alte Muster zurückzufallen – in Selbstverliebtheit, Ausreden und kraftloses modernes Herumlavieren. Solange er sich selbst als „schwul" bezeichnet und der Linie treu bleibt, wird die Community ihn umarmen und feiern – ganz gleich, wie zügellos oder zerstörerisch sein Verhalten auch sein mag.
Wenn er scheitert, fällt, stirbt – oder einfach nur ein erbärmlicher, unreifer, jämmerlicher Mensch wird – dann wird man ihm verzeihen, ihn bemitleiden, ihn betrauern. Schuld sei dann natürlich die grausame, unvermeidbare heteronormative Gesellschaft, die ihn nicht akzeptiert habe.
Tatsächlich jedoch liegt das Problem oft eher darin, dass sein Leben zu leicht war – und dass er es sich erlauben konnte, ewig ein Jugendlicher zu bleiben,

frei von jeder strengen, väterlichen Instanz, die ihm den Weg gewiesen hätte.

Ich hätte nach der Veröffentlichung von Androphilia problemlos zum Lebensberater werden können – Homos darin unterrichten, wie man lebt wie ein moderner Ritter, ihnen Nachhilfe in Männlichkeit geben, damit sie endlich in Kontakt mit ihrem „inneren Daddy" kommen. Und ja – ich habe tatsächlich kurz damit gespielt. Gegen Ende von Androphilia, so gestehe ich offen, warnte ich zwar vor dem Aufbau einer neuen „abgeschotteten Gemeinschaft", aber ich liess mich von meiner eigenen Rhetorik mitreissen und begann von einer neuen homosexuellen Ehren-Gemeinschaft zu träumen. Einige Leser sagten mir sogar, ich hätte die Pflicht, eine solche Gruppe zu gründen. Ich habe eine Zeit lang ein Diskussionsforum betrieben – das war in mancher Hinsicht lehrreich.
Aber ich habe Androphilia nicht geschrieben, weil ich mein Leben damit verbringen wollte, mit Homosexuellen über Homosexualität zu sprechen. Und ich habe es schon gar nicht geschrieben, um mich als Idealbild von Männlichkeit darzustellen. Ich halte mich für ziemlich durchschnittlich. Ich schrieb es, weil es geschrieben werden musste, weil ich leidenschaftlich dafür brannte – und weil ich im Gegensatz zu vielen anderen fast nichts zu verlieren hatte.

Aber wozu sollte eine Gruppe von Androphilen – von homosexuellen Männern, die Männer lieben und gern Männer sind – eigentlich existieren?
Die schwule Community ist im Wesentlichen ein loses Bündel aus Aufrisskneipen, Sozialdiensten und linken Aktivistenzirkeln.
Die Bars gibt es, damit Männer, die Sex mit Männern wollen, sich begegnen und vögeln können.
Die Sozialdienste bieten… nun ja, Dienstleistungen – etwa HIV-Tests und Ähnliches.
Die politischen Gruppen haben zumindest Prinzipien, Prioritäten, Ziele – mögen diese auch noch so verfehlt sein.
Sie haben einen Zweck. Sie tun etwas.
Aber was würden Androphile tun? Was wäre ihr Ziel?

Du freust dich also, dass es auch andere homosexuelle Männer gibt, die nicht den ganzen Tag über Promi-Klatsch reden oder versuchen, „fabelhaft" auszusehen.
Gratuliere. Du bist ein Mann. Ein männlicher Mann.
Aber braucht es wirklich einen organisierten Zusammenschluss maskuliner Männer, die Männer bevorzugen?
Wie soll der Verein heissen?
„Männer unter sich – e. V."?

Jede regelmässige Zusammenkunft maskuliner Homosexueller mit dem einzigen Zweck, andere maskuline Homosexuelle zu treffen, wird zwangsläufig entweder zu einer Anbaggerszene oder zu einer Therapierunde – wahrscheinlich beides.
Ein grosser Wichskreis voller Typen mit breiten, behaarten Schultern zum Ausweinen.

Wenn du wirklich ein besserer Mann werden willst, werde ich dich nicht anlügen.

Ich habe kein System, dem du folgen kannst, keine DVD-Reihe, die du kaufen sollst.

Ich bin kein Therapeut, ich will deine Hand nicht halten und dich nicht durch deine Gefühle zu deinem Vater oder zu jenem Typen in der siebten Klasse begleiten, der sich über dich lustig gemacht hat.

Aber eines kann ich dir sagen – eine Sache, die ich wirklich gelernt habe:

Das Letzte, was homosexuelle Männer brauchen, sind noch mehr homosexuelle Männer.

Ich habe nicht viele homosexuelle Männer im engsten Freundeskreis.
Mit einigen meiner Leser bin ich über E-Mail oder soziale Netzwerke in Kontakt. Ich habe ein paar von ihnen persönlich getroffen – viele sind grossartige Typen, und einige haben meinen Respekt verdient.

Aber jeder homosexuelle Mann hat irgendeine Verbindung zu jener schwulen Welt, die ich hinter mir gelassen habe, als ich Androphilia schrieb – und diese geteilte Erfahrung ist allzu verlockend als gemeinsamer Bezugsrahmen, als Quelle von Humor, als Gegenstand zum Lästern.

Und wenn ich über die Schwulenwelt rede, nachdenke, schreibe oder lache – dann lerne ich nichts. Ich war dort. Ich habe das alles durch.
Die Musik, die Moden, die Frisuren ändern sich – aber wann immer ich kurz zurückblicke, finde ich die Szene praktisch genauso vor, wie ich sie verlassen habe. Drei Jahre nach der Veröffentlichung von Androphilia habe ich der schwulen Community kaum noch etwas zu sagen – weil ich immer noch recht habe.

Es gibt ehrenhafte, anständige, männliche Männer, die sich aus verschiedenen Gründen in schwulen Kreisen bewegen oder damit identifizieren.

Aber sie sind diese Männer trotz, nicht wegen der schwulen Community.
Sie bleiben geerdet, weil sie meist eine Verbindung zu einer breiteren Männerrunde behalten haben – zu Vätern, Brüdern, heterosexuellen Freunden oder Kollegen.
Sie kümmern sich nicht nur um das Urteil homosexueller Männer, sondern auch um ihren Ruf unter diesen anderen Männern.

Traditionell maskuline Homosexuelle müssen ihr Verhalten mit dem Bild abgleichen können, das sie bei einer Art Ehren-Gemeinschaft aus heterosexuellen Männern hinterlassen möchten – Männern, die sie respektieren oder bewundern.

Andere homosexuelle Männer – so ehrenhaft sie auf ihre eigene Weise sein mögen – ziehen einen fast magnetisch zurück in einen geistigen Abgrund, der von Verweichlichung, Zügellosigkeit und Ehrlosigkeit geprägt ist.
Es ist fast unmöglich, dieser Schwerkraft zu entkommen, wenn man sich ausschliesslich mit solchen Männern umgibt.
Nicht dass homosexuelle Männer keine guten Freunde sein könnten –

aber wenn du nicht durch deine Sexualität definiert werden willst, kannst du nicht in einer sozialen Welt leben, die fast ausschliesslich aus homosexuellen Männern und den unvermeidlich an ihnen hängenden Frauen besteht.

Homosexuelle Männer wirken vertraut.

Mit ihnen fühlt man sich sicher.

Sie werden dich nicht herausfordern. Sie verlangen keine Erklärung deiner Vorlieben. Sie stellen keine unangenehmen Fragen.
Sie machen es dir leicht, bequem zu bleiben.
Sie verstehen dich vielleicht – und genau dieses Verständnis kann zur Krücke werden.

Sie entschuldigen Schwächen. Sie drücken ein Auge zu. Sie kennen die seelische und psychische Reise.
Und genau deshalb ist diese Welt gefährlich.

Freunde, die Männer lieben, bieten einem homosexuellen Mann einen Ausweg vor dem Urteil anderer Männer – insbesondere dem harschen, hierarchischen Urteil heterosexueller Männer.

Aber wenn du wirklich ein Mann unter Männern sein willst, musst du dich diesem Urteil stellen.

Wer Schutz sucht, wird ausgeschlossen.

Wer Schutz sucht, zeigt Schwäche.

Verletzlichkeit ist kein männlicher Wert.

Kraft ist das bestimmende Bild von Männlichkeit – und jede Kraft entsteht erst im Widerstand.

Die Vorstellung, man könne die Welt so umgestalten, dass Heterosexualität nicht mehr die Norm ist, ist Wahnsinn – genau die Art von Wahn, die in isolierten schwulen Echokammern heranreift.

Wenn du ein Mann bist, der Sex mit Männern bevorzugt, wirst du dich damit abfinden müssen, anders zu sein.

Du wirst lernen müssen, mit Spott umzugehen.

Du wirst akzeptieren müssen, dass manche Männer dich nie ganz verstehen werden.

Du kannst dich in ein Netz aus Gays und Frauen zurückziehen, die dich nie hinterfragen.

Oder du gehst hinaus in die Welt, stellst dich dem Widerstand, prüfst dich – und wirst ein ganzer Mann.

Ein Kreis aus homosexuellen Männern gibt dir Trost und ein begrenztes Zugehörigkeitsgefühl.
Aber weil 95 % der Männer heterosexuell sind, sind es letztlich nur diese Männer, die dir ein tiefes Gefühl deiner Stellung in der Welt der Männer geben können.

Nicht alle Männer sind gleich – aber alle sind fehlbar.

Manche verlangen mehr von dir als andere.

Suche jene Männer, die dich fordern, die dich prüfen, die dir nichts durchgehen lassen, nur weil du Männer liebst.

Nach Androphilia fühlte ich mich verpflichtet, meinen Worten Taten folgen zu lassen.

Ich setzte mich unbequemen Situationen aus.

Ich umgab mich mit Männern, die anders waren, die Klartext redeten, die mir nichts schenkten, die meine Schwächen aufdeckten – und die mich zwangen, mich zu beweisen.

Und ich muss es noch immer. Jeden Tag.

Mich mit solchen Männern auseinanderzusetzen – mit Männern, mit denen ich früher nie ein Wort gewechselt hätte – war eine der lohnendsten Erfahrungen meines Lebens.

Ich habe persönliche Grenzen überschritten, irrationale Ängste überwunden, faule Ausreden über Bord geworfen.

Und ich bin heute so viel sicherer und wohler in meiner Haut als je zuvor.

Dieser Weg ist nie zu Ende – und das ist gut so.

Ein Mann, der sagt, er sei vollständig „angekommen", ist dumm, oberflächlich oder voller Mist.

Im Westen gibt es kaum noch echte Initiationsriten ins Mannsein.
Wir leben in einer Welt voller Sicherheitsnetze.
Wir dürfen ewig Jungen bleiben.

Oder wir wählen den Weg des fahrenden Ritters – und suchen uns unsere eigenen Prüfungen.

Das ist der einzige wahre Pfad zur Ehre.

Er ist endlos, aber er ist lohnend.

Die Befriedigung der Männlichkeit liegt in der Überwindung der Prüfung.

Oder vielleicht ist sie die Prüfung selbst.

Ehre ist öffentlich – und zugleich zutiefst privat.

Aber letztlich steht ein Mann allein mit seiner Ehre.

Ein ehrenhaftes Leben ist seine eigene Belohnung.

„Qui plus fait, mieux vault.“ – Geoffroi de Charny, Buch der Ritterschaft (1350)
Jack Donovan
Portland, Oregon
17. Juni 2010

AUSGEWÄHLTE BIBLIOGRAFIE

Die Gedanken und Überzeugungen, die in Androphilia dargelegt werden, sind aus zahllosen Begegnungen und Gesprächen mit Androphilen, homosexuellen Männern, heterosexuellen Männern und Frauen hervorgegangen – über einen Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt. Diese persönlichen Begegnungen waren meine eigentlichen Primärquellen, neben meinen eigenen Beobachtungen der sogenannten „schwulen Community“ sowie medialer Darstellungen von Homosexualität in Gegenwart und Populärkultur. Die folgenden Bücher, Artikel und Webseiten lieferten ergänzende Einsichten und wertvolle Informationen:

Bücher und Artikel

- Arthur, Gavin. The Circle of Sex. University Books, 1966.
- Burg, B. R. (Hrsg.). Gay Warriors – A Documentary History from the Ancient World to the Present. New York University Press, 2002.
- Cantarella, Eva. Bisexuality in the Ancient World. 2. Auflage, Yale University Press, 1992–2002.
- Carey, Benedict. „In Men, ‘Trigger-Happy’ May Be A Hormonal Impulse.“ New York Times, 9. Mai 2006.
- Crompton, Louis. Homosexuality and Civilization. Belknap Press of Harvard University Press, 2003.

- Fielden, J., C. Lutter und J. Dabbs. „Basking in glory: Testosterone changes in World Cup soccer fans." Psychologisches Institut, Georgia State University, 1994.
- Friedman, David M. A Mind of Its Own: A Cultural History of the Penis. Penguin Putnam, Inc., 2001–2003.
- Fritscher, Jack. Some Dance to Remember. Knights Press, Inc., 1990.
- Genet, Jean. Querelle de Brest. Übers. Gregory Steatham, Anthony Blond Limited, 1966.
- Genet, Jean. Das Tagebuch eines Diebes. Grove Press, 1964.
- Gilmore, David D. Manhood in the Making: Cultural Concepts of Masculinity. Yale University Press, 1990.
- Greenberg, David F. The Construction of Homosexuality. University of Chicago Press, 1988.
- Harris, Daniel. The Rise and Fall of Gay Culture. Ballantine Books, 1997.
- Hooven III, F. Valentine. Tom of Finland: His Life and Times. St. Martin's Press, 1993.
- LaVey, Anton Szandor. The Satanic Witch. 2. Auflage, Feral House, 1970–2003.
- Mansfield, Harvey C. Manliness. Yale University Press, 2006.
- Mishima, Yukio. Sonne und Stahl. Übers. John Bester, Kodansha, 1970.
- Oosterhuis, Harry; Kennedy, Hubert (Hrsg.). Homosexuality and Male Bonding in Pre-Nazi Germany. Harrington Park Press, 1991.
- Paglia, Camille. Sexual Personae: Kunst und Dekadenz von Nofretete bis Emily Dickinson. Vintage Books, Random House Inc., 1990–1991.
- Paglia, Camille. Vamps and Tramps. Vintage Books, Random House Inc., 1994.
- Plato. Symposium und Phaidros. Übers. Benjamin Jowett, Dover, 1993.
- Ramakers, Micha. Dirty Pictures: Tom of Finland, Masculinity, and Homosexuality. St. Martin's Press, 2000.
- Rechy, John. City of Night. Grove Press, 1963–1984.

- Rechy, John. The Sexual Outlaw. Dell, 1977.
- Rhoads, Steven E. Taking Sex Differences Seriously. Encounter Books, 2004.
- Robb, Graham. Strangers: Homosexual Love in the Nineteenth Century. W.W. Norton & Company, Inc., 2003.
- Simpson, Mark. Anti-Gay. Freedom Editions, 1996; Cassell, 1999.
- Sullivan, Andrew. Virtually Normal. Alfred A. Knopf, 1995.
- Suresha, Ron Jackson. Bears on Bears. Alyson Publications, 2002.
- Sykes, Bryan. Adam's Curse: The Science that Reveals Our Genetic Destiny. W.W. Norton & Company, 2003–2005.
- Szasz, Thomas. The Second Sin. Anchor Books, 1974.
- Tiger, Lionel. The Decline of Males. Golden Books, 1990.
- Twitchell, James B. Where Men Hide. Columbia University Press, 2006.
- Tyre, Peg. „The Trouble With Boys." Newsweek, 30. Januar 2006: 44–52.
- White, Edmund. Genet: A Biography. Vintage Books, Random House Inc., 1994.
- Yu, Li. The Carnal Prayer Mat. Übers. Patrick Hanan. Ballantine Books, 1990.
- Zeeland, Steven. The Masculine Marine. Harrington Park Press, 1996.
- Zeeland, Steven. Sailors and Sexual Identity. Haworth Press, 1995.

Ausgewählte Online-Quellen

- Andrew Sullivan – andrewsullivan.com
- GLAAD – glaad.org
- Human Rights Campaign – hrc.org
- Independent Gay Forum – indegayforum.org
- Mark Simpson – marksimpson.com
- National Gay and Lesbian Task Force – thetaskforce.org
- Peter Tatchell – petertatchell.net

Referenzierte Filme

- Fight Club (1999)
- Fireworks (1947)
- Gods and Monsters (1998)
- Scorpio Rising (1963)
- The Deer Hunter (1978)

DANKSAGUNG

Ich danke meinem Compadre Lucio, der viele Opfer brachte, damit ich mich auf das Schreiben konzentrieren konnte, und der mir über all die Jahre geduldig zuhörte, wenn ich meine Gedanken laut sortierte. Er ist der wichtigste Mensch in meinem Leben – und ich schulde ihm einen Flachbildfernseher.

Der Impuls, aus diesem Werk ein ernsthaftes Projekt zu machen, kam schliesslich von Kevin I. Slaughter und Chris X von Scapegoat Publishing. Ihnen danke ich für ihr Interesse und Vertrauen.

Mein Dank gilt auch all den Männern, die Entwürfe des Manifests gelesen und mir ihr Feedback gegeben haben. Peter H. Gilmore war eine stete Quelle der Ermutigung; seine anhaltende Mitwirkung war von unschätzbarem Wert. 'Herr Paul' Smalley las eine Fassung bei Pizza, und wir haben oft und gern über Ideen diskutiert. Nathan F. Miller danke ich für seine durchdachten Kommentare während der gesamten Entstehung – und für den ursprünglichen Vorschlag, dass ein „Blutsbrüder"-Bund eine ausgezeichnete, maskuline Alternative zur „Ehe" sein könnte. Das war seine Idee, und ich hoffe, wir werden sie gemeinsam weiterverfolgen.

Jeremey Livingston unterstützte mich mit schonungslos präziser Kritik, wann immer es notwendig war.

Danke an Mark Simpson, der das Manifest vor Drucklegung gelesen und einen Kommentar beigesteuert hat.

Ich danke auch dem ungenannten Autor, den ich in der Einleitung erwähnt habe. Auch wenn er sich mit einigen Grundthesen letztlich nicht anfreunden konnte, hat er dennoch das gesamte Manuskript akribisch durchgearbeitet und einige wichtige Revisionen angeregt.

Weitere Freunde und Weggefährten, die mir Feedback, Einsichten und Unterstützung während des Schreib- und Veröffentlichungsprozesses gegeben haben: Brian Winchell, Michael J. Spear, Andy G. Freeze, Lestat Ventrue, Diabolus Rex, Ken Meyers, Simon j.d. Knight, Welpe, Clarence Williams, Justin Kolar, Tim Stokes, Bryan Porter, Leif Kailian und Gryphon MacThoy. Danke, Jungs.

Ich habe im vergangenen Jahr viel Zeit damit verbracht, auf dem Blog The Malcontent (malcontent.biz) zu kommentieren, und ich danke Matt und Robbie dafür, dass sie meine unbequeme Präsenz ertragen haben. Durch die ungewöhnlich neutrale Atmosphäre, die sie dort bieten – ein Ort, der intelligente Homos aller politischen Richtungen anzieht –, konnte ich viele Argumente ausarbeiten, die letztlich in Androphilia Eingang fanden. Meine Meinungen wurden geformt und geschärft, wenn auch selten verändert – dieses Buch ist nicht im luftleeren Raum entstanden.

Und ja, ich danke auch jenen Gays, die mich – wie einer es ausdrückte – für einen „absolut abscheulichen Schwuchteltypen" halten, denn sie haben mich immer wieder daran erinnert, warum ich dieses Manifest überhaupt geschrieben habe.

NACHWORT FÜR DIE DEUTSCHE AUSGABE VON *ANDROPHILIA*

Jack Donovan veröffentlichte **2006** unter dem Pseudonym **Jack Malebranche** sein Werk *Androphilia*. Es erschien in einer Zeit, als kaum jemand wagte, laut auszusprechen, was viele Männer dachten: dass

Männlichkeit weder Pose noch „Genderkonstrukt" ist, sondern eine Frage innerer Wahrheit und gelebter Ehre.

Das Buch wurde mehrfach neu aufgelegt (u. a. 2012, dritte Auflage) und fand weite Verbreitung in maskulin ausgerichteten Männerkreisen in Nordamerika, Europa und Australien. Es war kein Mainstream-Bestseller, doch es zirkulierte als manifestartiges Kultbuch unter jenen, die sich nicht mit dem schwulen Mainstream oder dessen politischer Agenda identifizieren wollten.

In *Androphilia* legte Donovan dar, dass homosexuelle Männer nicht dazu verdammt sind, weiblich zu sein oder sich in Szene-Ghettos einzuordnen. Er rief dazu auf, das Leben als Mann kompromisslos zu führen – ohne Entschuldigung, ohne Selbstverleugnung.

Doch was ist aus Malebranche geworden?

Heute inszeniert sich derselbe Mann als **„Solar Pope"**, Prediger eines esoterischen Kultes, der sich um Feuerzeremonien, Sonnenanbetung und spirituelle Männlichkeitsrituale dreht. Seine Marke lautet nun **„Stay Solar"**, seine Sprache ist erfüllt von Archetypentheorie, rituellen Sonnenaufgängen und der Aura eines selbsternannten Propheten. Seit etwa **2017** hat er *Androphilia* weitgehend aus dem Handel entfernt, erklärt es öffentlich als „jugendliche Torheit", als ein Stadium, das er „transzendiert" habe.

Doch hier liegt nicht sein eigentliches Versagen.

Es ist nicht der Solar-Kult, der ihm anzukreiden wäre – so weltfremd er auch wirken mag. Auch nicht seine mythopoetische Blut-und-Boden-Rhetorik, die bestenfalls museal, schlimmstenfalls reaktionär anmutet.

Das wirklich Bedauerliche ist seine **Scham**: seine Abkehr von jener kompromisslosen, klaren Wahrheit, die er einst mit Schärfe formulierte. Die Verachtung gegenüber dem Werk, das ihn gross gemacht hat.

Jack Donovan – damals Jack Malebranche – hatte den Mut, zu sagen:

- **Männer gedeihen an Ehre.**
- **Männer formen sich an anderen Männern.**
- **Männlichkeit ist kein Kostüm, sondern Charakter.**

Und wer ein Mann sein will, muss lernen, unter Männern zu bestehen.

Heute distanziert er sich von diesen Sätzen. Doch nicht *Androphilia* liegt falsch. Es ist der Mann, der daran scheiterte, das Ideal zu leben, das er selbst beschwor.

Denn was auch immer auf Erden besteht, besteht durch Ehre und Treue.
Wer heute die alte Pflicht verrät, verrät auch morgen die neue.
– Adalbert Stifter (1805–1868)

Wer heute das eigene Wort verrät, wird morgen auch das Wort der Sonne verrät. Denn Treue zu einem Ideal ist nicht beliebig austauschbar. Sie ist kein Kleid, das man ablegt, wenn es unbequem wird. Männliche Ehre kennt keine Flucht vor den eigenen Überzeugungen.

Mag Donovan sich heute als Sonnenpriester inszenieren – *Androphilia* bleibt sein einziges wirkliches Werk. Vielleicht bereut er, was er damals erkannte. Vielleicht schämt er sich, weil er weiss, dass er selbst nicht der Mann ist, den er in diesen Seiten beschwört. Doch wer das Ideal nicht lebt, widerlegt nicht das Ideal. Er widerlegt nur sich selbst.

Lies dieses Buch nicht als Evangelium seines Autors.
Lies es als Herausforderung an dein eigenes Leben.

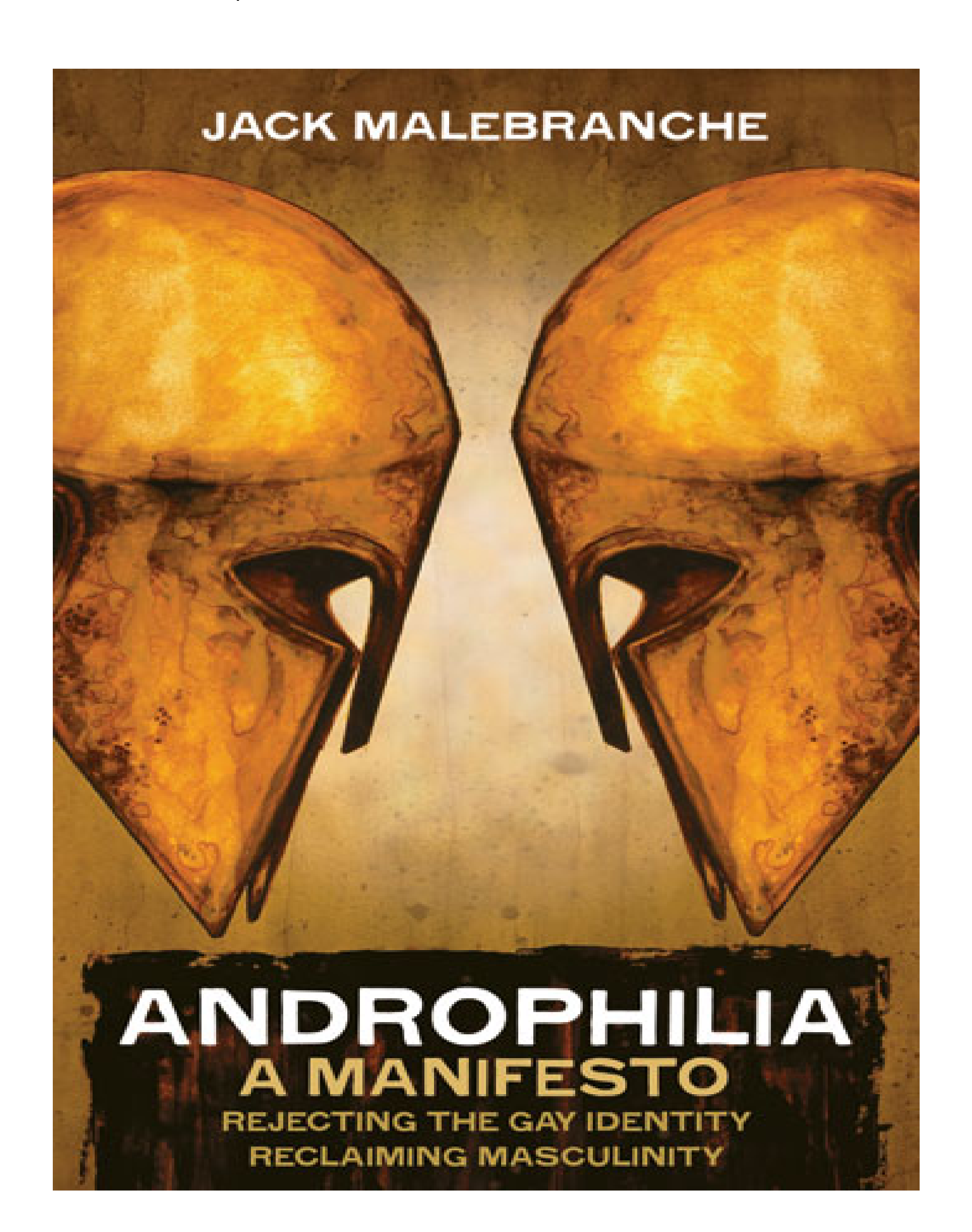
Donovans Versagen schmälert nicht die Wahrheit seiner damaligen Worte. Es beweist nur, wie schwer es ist, sie zu leben. Deshalb liegt es an jedem, der dieses Buch aufschlägt, seinen eigenen Weg zu finden – mit **Treue, Ehre und ohne Ausflüchte**.

Androphilia ist kein Ruf, jemand anderem zu folgen. Es ist ein Ruf, **endlich dir selbst zu folgen**.

Schlusswort

Am Ende bleibt nicht der Autor.
Nicht sein Kult.
Nicht seine Sonnenrituale.

Am Ende bleibt **dein Charakter**.
Und nur der entscheidet, was von dir bleibt.



JACK MALEBRANCHE

ANDROPHILIA

A MANIFESTO REJECTING THE GAY IDENTITY RECLAIMING MASCULINITY

Table of Contents

INTRODUCTION

A MANIFESTO

GAY IS DEAD

ANDROPHILIA—SEXUALITY AS PREFERENCE

GAY PARTY CRASHING

THE STIGMA OF EFFEMINACY

‘MAN’—THE NATURAL RELIGION OF MEN

Physical Masculinity

Essential Masculinity

Cultural Masculinity

TOWARD A MASCULINE IDEAL

Self-Reliance, Independence, and Personal Responsibility

Integrity

Respect

Masculine Honor

CHARACTER, NOT CARICATURE

TAKING BACK MASCULINITY

Use Language as a Tool to Alter Perception

Abandon Affected Gay Behaviors

Alter Your Everyday Influences

and Explore Male Culture

Adopt a Masculine Ideal

Surround Yourself with Men

ANDRO CULTURE — A FRATERNITY WITHIN

AN ESSAY

AGREEMENTS BETWEEN MEN

AFTERWORD

THE LAST THING HOMOSEXUAL MEN NEED MORE OF IS

EACH OTHER

APPENDIX

Selected Bibliography

ANDROPHILIA

A MANIFESTO

Rejecting the Gay Identity

Reclaiming Masculinity

Jack Malebranche

SCAPEGOAT

PUBLISHING

First ebook edition.

Cover design by Kevin I. Slaughter and Jack Malebranche

Interior design by Kevin I. Slaughter

ISBN: 0-9795132-0-0

Scapegoat Publishing

Baltimore, MD

ScapegoatPublishing.com

For androphiles.

INTRODUCTION

I never wanted to be a gay writer.

The last thing I ever wanted to become was a professional homosexual.

The manifesto that follows is a rejection of the idea that the experience of homosexual desire should determine a man's tastes, his behavior, his friends or his politics. It's a rejection of the idea that sexuality creates a complete identity or defines a man.

Men should be defined by what they do, not who they screw. Sex is great, and it's part of life. But it's merely part of life. I prefer men sexually, but that's no accomplishment. It's nothing to be proud of. Simply being a man who loves men is no legitimate claim to fame.

For a man with these convictions, stepping into the spotlight to speak out about homosexuality is somewhat contradictory.

However, those who never speak are rarely heard.

The overwhelming majority of books on homosexuality are written by academics, professional homosexuals, and those deeply invested in the gay community. They are written by those who depend on the gay community for their livelihoods, for acclaim, and for support. These gays have a vested interest in kowtowing to the sacred ideologies of the gay community and in portraying that community in a positive light. They're afraid to bite the hand that feeds them; they are careful not to offend the wrong people. They are handicapped by their dependence on the gay world.

To paraphrase a line from the film Fight Club, I am free in all of the ways that they are not.

In Androphilia, I haven't held back. I've made no concessions. I've said exactly what I meant to say.

An author who read this manuscript warned that it would "ruin my life," and that I would be blackballed by the gay community. But my life is

completely independent of the gay community. I rarely go to gay events. I darken the doorstep of a gay bar only a handful of times each year. Not all of my friends are same-sex oriented. I most often travel in circles where my sexuality is irrelevant. The homosexual and bisexual men with whom I associate are also critical of the gay community. I have a fun, fulfilling, nearly fraternal relationship with my long-term partner, to whom I've referred throughout the book as my compadre —"partner" has always seemed like a neutered or lesbian word to me. I have a supportive family. I have interests that have nothing to do with my sexuality. The gay community can't ruin my life, because it's really not a part of my life.

This book is being released by Scapegoat Publishing. Their advertising slogan is "Blame Us!" It's extremely appropriate in this case. Go ahead. Blame me. Insult me. Blackball me. I can take your hate. I don't need your love, your acceptance or your approval. I didn't write this book for gays. Nor did I write it simply to provoke controversy.

I wrote this book for men who love men but who are who are sick to death of the gay community. I wrote it to give a voice to men who have rarely seen their feelings about homosexuality and gay culture in print. What I've written is based not only on my own observations, but also on countless conversations I've had with men much like myself. I don't consider myself a writer. I'm just a guy with something to say, something that is often expressed privately but is almost never said publicly. I wrote this book because no one else would. It is a rant, but it is a rant echoing thousands of rants that have faded into the din of bars, restaurants and cyberspace.

While my opinions are ultimately my own, and I don't expect my comrades in dissent to agree with every word I've written—I expect them to be men in their own right with their own ideas—early reactions to this

manifesto have been enthusiastic. The recurring exclamation from such men has been, "Finally!" Gays would like to believe that those same-

sex- inclined men who want little or nothing to do with the gay community or who disagree with gay ideology are a few isolated self-hating Roy Cohns. I believe they are legion. And I don't think most of them hate themselves or hate being attracted to men. But because these men are busy living their lives without wrapping themselves in their sexual identity, because they are busy simply being men, they go unnoticed. I wrote this book for them. While I've always been critical of the gay hive mind, I haven't always been the outsider I am now. I spent a significant portion of my life traveling in gay circles, hanging out in gay bars and gossiping with queens. In the early 1990s, I was a go-go dancer in New York City's club kid scene. I ran around in elaborate costumes and makeup. I've shaved my body, colored my hair, and pierced my eyebrow. I've been a fashion fag and an enthusiastic pop-culture addict. I've challenged gender constructs. I've done drag. I talked the talk and fagged out with the best of them. I've been to backrooms, leather clubs, bear bars, hipster hangouts and circuit parties. I even marched in a gay pride parade once. I know the gay community from the inside out. My critique of gay culture doesn't come from an outsider's ignorance; it comes from an insider's knowledge. I know what the gay lifestyle has to offer. It can be fun and exciting, especially when it's new and especially for the young. Eventually, I realized that while I was experiencing many things in the gay world, I was shutting out so much more. I was living in a gay bubble, dissociated from nongay men and cut off from a part of myself that was distinctly, unmistakably male. I became increasingly attracted to masculinity as an ideal and to the things men typically enjoy. I found that many of the interests and pursuits I'd written off as an adolescent were far more appealing to me, even surprisingly satisfying as a grown man. While some masculine-identified homos never adopt the gay lifestyle at all, I've seen many others go through this cycle. When the dazzling disco ball of the gay world becomes less blinding, they reevaluate and reconfigure themselves. They become interested in what it means to be an adult male.

They strike out in search of their lost manhood. I believe this desire to rediscover one's innate maleness is in part what makes the leather and bear subcultures so popular with men over 30. It's part of the reason why many lithe, laughing young party boys start pumping iron and end up looking more like bodybuilders. It's part of what drove Yukio Mishima to abandon the sedentary lifestyle of an intellectual, take up kendo and form a paramilitary organization. Men who love men have a place in a world beyond the gay world; they have a place in the world of men. Culture created by and for men is the richest culture on the planet. Human history is primarily a story about the deeds and achievements of men. This history is the true heritage and birthright of every male, if he chooses to claim it.

Androphilia is an effort to reclaim this rich male heritage for men who love men. It dismisses those who want to confine homosexual males to a clichéd effeminate stereotype. Androphilia suggests a different way to perceive homosexual desire and encourages homosexual and bisexual men to thrive unhindered by the limitations of the gay identity. This book is about seceding from the gay community and rediscovering masculinity. It is a dare to leave the gay world completely behind and rejoin the brotherhood of men. Androphilia is a challenge to embrace masculinity without compromise, to live up to a masculine ideal, to truly seek out and learn what it means to be a man.

Following the Androphilia manifesto, I've included an essay that addresses the unavoidable issue of same-sex marriage. "Agreements

Between Men" is a brief sketch of my personal convictions on same-sex marriage, and is not meant to be read as part of the manifesto. As a potential candidate for such a union, I've wrestled a great deal with the idea of marriage over the past few years. While I do appreciate the arguments of others, my stance against same-sex marriage has only become more resolute. That position is informed by both a principled idealism and what I

see as an aesthetic conflict between the tradition of marriage and a bond shared between men. I do not expect all those who would call themselves androphiles to share this view. Given the overwhelming proliferation of politically motivated pro-same- sex-marriage propaganda flooding the market today, "Agreements Between Men" is intended primarily as a record of dissent. The public has been led to believe that all homosexuals support the fight for same-sex marriage, and that is simply not the case.

Jack Malebranche

Portland, Oregon

August 2006

ANDROPHILIA

"Men may seem detestable as joint stock-companies and nations; knaves,

fools, and murderers there may be; men may have mean and meagre faces;

but man, in the ideal, is so noble and so sparkling, such a grand and

glowing creature, that over any ignominious blemish in him all his fellows

should run to throw their costliest robes."

- Herman Melville, Moby Dick

"Isn't there any romance or adventure in the world, without having a flapper

in it?"

- from King Kong (1933)

A MANIFESTO

GAY IS DEAD

(OR AT LEAST IT'S DEAD TO ME)

I am not gay.

I am a man who loves men, and I'm comfortable with that.

In fact, my love of men and masculinity is one of the daily, simple pleasures of my existence. When gays implore others to believe that they would be heterosexual if only they could, I'd suggest they just try harder. Living a straight lifestyle to please others certainly isn't impossible. People who've experienced same-sex attractions have been suppressing those desires to keep up appearances or to save their own necks for thousands of years. Sex with the opposite sex is still sex, and it's not all bad. Sometimes it's even fun. I've had a go at it myself a handful of times. If I had to choose between sex with women and no sex at all, sex with women would get the job done. There is a certain beauty in the timeless dynamic between a husband, a wife, and the children they've conceived together. If I wanted that for myself, I feel confident that I could find a nice girl and live that life.

But I am fortunate enough to live in an age of relative tolerance, where I am free to live the life I choose with minimal inconveniences. I favor men, and I have chosen to live with and love another man. That is my preference and my pleasure. I wouldn't trade it away for the shallow comfort offered by the saline drip of an ego-affirming sense of normalcy.

No, this is not another maudlin homosexual apologia or a plea for approval. I don't require approval or acceptance; I simply require tolerance and freedom from governmental involvement in my private affairs. A generation of gay advocates who came before me worked for the social tolerance and freedom from persecution that I've enjoyed throughout my adult life. I happily thank them for that. But this freedom came with quite a bit of baggage. Rather than carry that baggage and hand it off to the next

generation, I've chosen to lighten the load for myself and perhaps for other men of a particular bent who find that the gay identity has little to do with their identities as men. I am not gay, and while I do experience a sense of camaraderie with some men who identify as gay, I reject membership in what is known as the gay community—which today seems to include almost anyone who doesn't have husband-on-wife sex in the missionary position with the lights out.

I am not gay because the word gay connotes so much more than same- sex desire. The word gay describes a whole cultural and a political movement that promotes anti-male feminism, victim mentality, and leftist politics. As a man, why should I treat men as oppressors and masculinity as a universal evil? Why must I constantly think of myself as a struggling minority when I'm doing fine? And what does socialism have to do with who I think is hot?

Gay stands for the notion that sexuality engenders ethnicity and complete social identity. I have virtually nothing in common with most members of a gay community that includes lesbians, queens, and transsexuals of all religions, nationalities, and races. They are not my family. They are not my people. Why should I identify more closely with a lesbian folk singer than with other men my age who share my interests? I strongly identify as a man. I value masculine qualities in myself and in the men around me. In my adult life, I've found that I am most comfortable among other men, regardless of their sexual proclivities. I've developed a profound respect for men and for much of what men have aspired to and achieved throughout history. The culture of men is my shared heritage, and I am proud to be a man—as much as one can be proud of one's gender. I am an unrepentant masculinist.

Gay culture embraces and promotes effeminacy. The phrase 'gay man' implies effeminacy. As a deterrent, opponents of homosexuality have attributed a stigma of innate femininity to all men who engage in sex acts with other men. To be sure, effeminate subcultures have existed throughout

history and those males generally expressed homosexual desires. But there have always also been those who enjoyed sex with men but who were essentially no less masculine than their straight peers. Today, homosexual acts are no longer a grave offense, but this stigma remains, and effeminates are the predominate figures in gay culture. While those who truly find this culture appealing should feel free to do as they please, why would a masculine-identified guy want to call himself gay? Why would he put himself in the position of having to defy the well-established stereotype openly celebrated by gay culture and inextricably linked to it in the popular mind? What does he gain by associating himself with those whose values run contrary to his own?

The insistence by essentialist gay advocates that homosexuality is absolutely innate and inflexible, combined with their celebration of effeminacy, has actually fostered the perception of a mutually exclusive relationship between masculinity and same-sex desire. Straight men police their behaviors, interests, career choices and interactions with other men to avoid being perceived as something they are simply not. Likewise, men who prefer men are expected to shy away from traditionally masculine pursuits, and are encouraged by gay peers to express their 'gayness.' Such a man who defies the clichéd expectations attributed to his sexuality is surprising—even disconcerting—to straights and is often identified as self- loathing or in some way repressed by gays.

This black-and-white division between what homosexual men can do and what heterosexual men can do is stifling, restrictive, and counterproductive for all men. It is especially counterproductive for same- sex-oriented men who are not particularly effeminate, because it encourages them to become absorbed in gay superficiality and fascination with passing fashions ('fashionation?') while discouraging masculine interests which men may find more satisfying in the long term. Men like the things men like for a reason; one can only have so many cocktail hours and make snide remarks about pop culture for so long before life becomes monotonous. It's hardly surprising many gay

men are popping antidepressants with their apple martinis, or turning to methamphetamines to make life more 'exciting.'

Further, a feminist disdain for 'the construct of masculinity,' widespread in the gay world, may actually cheat men out of a masculine value system that has historically been proven to bring out some of men's best qualities. Men who are often single for a significant part of their lives could benefit greatly by championing self-reliance and personal responsibility over perpetual victimhood, and blaming society for their predicaments. It may also prove a cheaper and more effective guard against the spread of disease than the glamorized, affirming, nonjudgmental, velvet-gloved finger wagging of the average anti-AIDS ad campaign. Perhaps holding personal achievement higher than the self-congratulatory, therapy-induced 'emotional survivor' mentality that holds sway over the gay community might actually be a good thing. And the concept of masculine honor, when not taken to self-destructive extremes, might prove a welcome change of pace from a community known for incessant gossip and henhouse bitchiness.

Without the shared threat of physical persecution, there is little reason for the quasi-religious solidarity that gay advocates demand of all those with same-sex interests, gender issues and whomever else they've huddled under the gay umbrella. The goals of today's gay advocates—hate crime and anti-discrimination legislation, politically correct thought-policing, same-sex marriage and adoption 'rights,' and support for completely unrelated leftist causes are contentious at best. They are dubious wants, not the dire injustices faced by previous generations.

The time has come for masculine men who love men to break away from a politically charged gay community that does not represent their interests or values. It is time for us to wipe away the age-old smear of effeminacy by rejecting the divisive, limiting gay identity, and to reclaim our rightful place among the brotherhood of men. In this age of tolerance, there is ample opportunity for those critical of gay culture to found a new subculture based on masculinity, not as a mere subset of

gay culture but in tribute to the rich history of masculine culture itself. Emboldened and inspired by time-tested masculine values, it is in this way that we can reach our true potential as men and earn the respect and admiration of our male peers. The first step is to recognize homosexual attraction as a variation in desire, rather than indicating a different kind of man. It is crucial to understand that we are men first, instead of allowing ourselves to be defined our sexual desire. I call this desire androphilia—literally, 'the love of men,' but in this context also a broader love of what men embody, of masculinity itself. I will use this term to distinguish my own attraction to men from the culture and politics associated with the gay identity.

I am not gay.

If I was ever truly a member of the gay community—something I doubted even when I traveled in gay circles—I terminate that membership now. I refuse to be counted among them. This manifesto stands as a record of my dissent.

Gay is dead. Or at least it's dead to me. I'm just a man who loves men.

I am an androphile.

ANDROPHILIA—SEXUALITY AS PREFERENCE

All men appreciate masculinity in other men. They appreciate men who are manly, who embody what it means to be a man. They admire and look up to men who are powerful, accomplished or assertive. They affectionately take note of masculine qualities in other men and celebrate them. Men respectfully acknowledge another man's impressive size or build, note a fierce handshake, or take a friendly interest in his facial hair. A man who is known as a man's man, who behaves in an exceedingly masculine way and who exhibits an unfaltering confidence in his own masculinity is likely to be esteemed and universally welcomed by other men. Sportscasters and fans speak lovingly of the bodies and miraculous abilities of their shared

heroes. Men enthusiastically ape the macho postures and quote the catch phrases associated with their favorite masculine cinematic gods and entertainers, from John Wayne and James Bond to Al Pacino and Robert De Niro. While straight men would rather not discuss it because they don't want to be perceived as latent homosexuals, they do regularly admire one another's bodies at the gym or at sporting events. Straight men are not blind; those who are secure in their sexuality can and do appreciate a good- looking fella. I've even had private, frank discussions with straight men who spoke rather reverently about other men's cocks. I don't mean to suggest that this admiration is always sexual; it usually isn't. But admiring masculinity in other males is part of being male. The prefix andro means male; it comes from the Greek word anêr, which describes an adult male in the prime of his life. The suffix philia can mean a friendly love or appreciation. In some platonic sense, many men are androphiles. They appreciate masculinity the way audiophiles appreciate music.

However, the more common usage of philia implies an unusual, sexual love. Women could be considered androphiles, but a female affinity for men is the norm—it's hardly unusual or even notable. I'm using androphilia here to describe a sexual love and appreciation for men as it is experienced by males. The term androphilia is not new; sexologist Magnus Hirschfeld used it a century ago to distinguish those males who preferred men in the prime of their lives from those who preferred adolescent males and aged men. It is currently used by some to specifically discuss objects of sexual desire in the confusing world of transsexuality, where lines of gender are blurred. This usage is rare; the word androphile isn't even found in most modern dictionaries. As such, it's a word easily appropriated.

Homosexuality is an exceedingly broad term that includes sexual relations between any people of the same gender. While it is most often used today in the context of adult relations, it can also refer to pedophilic and pederastic relations between members of the same sex. True pederasty

is alien to me, and I find true pedophilia repulsive—as do most other sane adults.

Androphilia is specific. It refers only to the love of adult men. And although gays have dissociated themselves from many conceptual and cultural aspects of masculinity, I believe that loving men means loving masculinity in some sense. I once wrote that “there is no such thing as high-fashion homo porn,” because no matter how effeminate gay men are, their sexuality is generally focused on a love of particularly masculine men. It is rare to see homo porn where males are glammed up, stripping out of high-fashion gear or intentionally fagging out. There’s not much of a market for it. The most prevalent homo porn has always shown brawny studs or ‘regular guys’ with a variety of body types stripping out of uniforms, blue- collar clothes and sports gear. Gay culture celebrates queeniness, but gay porn is almost exclusively a celebration of hypermasculinity. Currently, one of the most popular forms of porn is what I call straightsploitation, wherein ostensibly straight guys are paid large sums to perform for a homosexual audience. This is not a new phenomenon; some of the earliest photographic homo porn, specifically magazines like Physique Pictorial, depicted young oiled-up straight guys flexing, wrestling or posing like gladiators and strongmen. Gays may act like girls, but their sexual fantasies most frequently involve men who are masculine. Porn is carnal truth. The hypermasculine porn that homos pay to jack off to reveals more about their true collective sexual desires than any skewed sociological studies or politically correct protests to the contrary ever will. I initially intended to present androphilia as a masculinity fetish. In many ways, that’s how I see it. But I found that the word ‘fetish,’ for many masculine-identified homos, seems to evoke something superficial or trivial.

Androphilia is not something as surface as a uniform fetish. A true love of men involves more than a fetish for men’s uniforms or muscles or body hair or macho posturing. Androphilia is more profound. I don’t just appreciate men’s bodies or the way they dress. As a man, I appreciate men in much the same way that straight men appreciate

each other. Where we differ is that my love for masculinity in men has a sexual component. I appreciate strength, character and manliness in men, but I've also developed a sexualized fascination with these qualities, in addition to an attraction to physical aspects of maleness. I don't know exactly why I'm attracted to other men, and despite their apparent convictions on the matter, neither does anyone else—though theories and strongly held, highly subjective beliefs abound. People often can't explain the genesis of many of their tastes, tendencies, preferences or talents. Why are some people more inclined to be Republicans while others find the Democratic, Libertarian or Socialist parties more attractive? What makes people find certain careers or even particular aesthetics appealing?

What causes some people to reject religion and call themselves atheists no matter how they were raised, while others are drawn to Christianity, new age religions or Buddhism? There has been some evidence to suggest that there's a 'thrill-seeking gene' that makes people more likely to take risks, smoke cigarettes, jump out of planes, drive fast or possibly commit crimes. But certainly, people with this biological tendency don't have to do these things. They are still able to make choices. Biology may or may not play a role in determining many tendencies, but experience, environment, psychology and, yes, personal choices are also likely influential in determining how these tendencies manifest themselves in different individuals. The mind is highly complex, and human experience has many layers. I suspect that men develop or act on sexual attractions to other men for a wide variety of reasons.

I'm not convinced that the same things are going on in the noggins of Filipino ladyboys and Harley-riding bears, or men who have simply had a handful of homosexual experiences. It's misleading and overly simplistic to lump these men into the same group. Androphilia is experienced differently and in different degrees. Some men experience androphilic desire situationally, or only rarely throughout the course of their lives. They may or may not act on that desire. Others are exclusively androphilic to the point that, in a sexual context, they find

women nearly repulsive. I find women sexually attractive occasionally, but over time I've determined that I would rather have sex and form close bonds with men. I'd rather live with a man and spend time with men. I prefer men. Specifically, I prefer masculine men. Some men enjoy both men and women. Androphilia is not some sort of on/off switch. Androphilia and gynophilia are not mutually exclusive.

Many gays insist that one must 'choose sides,' but I believe this is divisive and limiting for all men. It makes more sense to discuss homosexuality in terms of desire, and in variations of that desire, than it does to shove any male who experiences that desire into one limiting category.

Sexual desire is diverse. Men have many differing sexual desires and preferences. Some men have a thing for blondes while other prefer fiery redheads; some guys are ass men and some are breast men; some exclusively have vaginal sex while others enjoy anal and oral sex; some prefer to dominate in the bedroom and others hire dominatrixes; some like young women while others prefer mature women; some are strictly monogamous and some are swingers. There are furries and foot fetishists, men who prefer certain races of women and guys who dig trannies or dwarves. Some men are virtually asexual. Some are pansexual pleasure-seekers who will try almost anything. I prefer sex with men. The popular idea that this single preference should separate me from all of these other men and that it should define my other preferences and ideas—that this sexual preference should become my entire identity—is completely asinine. Yet, this is exactly what the word gay does. The word androphile describes only my sexual preference for men. Everything else, all of the culture, politics and stereotypical behavior associated with the gay identity is excess baggage.

Gays insist that homosexuality is never a choice, but this is defensive political posturing designed to absolve homosexuals from responsibility for their choices, portray them as victims of circumstance and appeal to public sympathies. While experiencing a desire may not be a choice, acting on it absolutely is. Today, most people in the

developed world are spoiled; they live relatively luxurious, hedonistic lives. When gays claim homosexuality is not a choice, what they mean is that they are unhappy living heterosexual lifestyles, and that they are happier when they are with men. They would rather be with men. They are doing what makes them happy. I see nothing wrong with this—but own up to it! Do what makes you happy and don't apologize for it; don't pretend you just can't help yourself. That's craven adolescent rationalizing. Be men. Stand up and say, "This is who I am; this is the life that best suits me; it's the life I want to live. This is my preference." Take back choice, and take responsibility for your choices.

Preference should not be a dirty word; our preferences shape our personalities. The word gay creates social identity; it is a political tool used to claim minority status. Gays believe they have no more control over their actions than black people have over their skin color. This is at least partially bullshit, even if there is a biological component to sexuality. The things people do, the choices they make, are not comparable to inarguably inborn, visibly obvious and unchangeable racial characteristics. The word androphilia describes desire; it describes a preference. Androphilia acknowledges a variety in sexual preferences among men and identifies a specific sexual preference for men. Describing homosexuality in terms of preference doesn't create a minority status or a special 'race' of men; it allows homosexually inclined men to remain men—men who simply prefer different things sexually. Instead of casting them as victims of circumstance, preference empowers them to take responsibility for making the choices that are most fulfilling for them and that will lead to their own personal happiness.

Frequently, I come across men with more conservative political views or men who value masculinity banging their heads against the walls in debates, constantly trying to explain to others how they could possibly be gay. These fellows inevitably make the case that the word gay describes only their sexuality, which is a small part of who they are as men. But the frequency of these arguments and the bile that they evoke from the broader

gay community demonstrates how politically and socially loaded the term gay really is. And if the word gay is politicized, the word queer is doubly so. While queer was once slightly more subversive slang, used notably by iconoclast William Burroughs in his novel Queer, it developed a distinctly radical leftist taint in the early 1990s that is still plainly evident in modern queer theory. The word gay connotes effeminacy. There's no getting around it.

Originally, in addition to some early nefarious, euphemistic usages having to do with prostitutes, it's been used to describe someone or something brightly colored, lighthearted and merry. This old meaning is perpetuated in the gay culture through the use of fruitcake symbolism like the ubiquitous rainbow flags. Colors like pink and lavender, colors most frequently associated with little girls, are also widely associated with the gay movement—that certainly doesn't do anything to contest associations with effeminacy. You'd think that gays, for all of their supposed collective fashion sense, would understand the language of color. It's almost as if they want to be perceived as being especially effeminate, despite their occasional and unconvincing statements to the contrary.

Today, the word gay, like fag, is still frequently used as a schoolyard taunt meaning effeminate, prissy, weak or foolish, often before the children using it understand its association with homosexuality. This meaning is common even among young adults who may not be especially opposed to homosexuality. The fact that most openly gay male celebrities are known specifically for having flamboyant, effeminate, prissy on-screen personae only validates this usage. Gays may imagine that the word gay only describes their sexuality, but this is simply not true.

Why would a man who values his masculinity, who wants to be taken seriously by other men, want to identify himself as gay? To do so is to put oneself in the position of having to disprove the connotations of frivolity

and effeminacy that the word absolutely does carry. If you're male, referring to yourself as gay is a bit like wearing eyeliner: you can get people to look past it, but they probably wouldn't be surprised if they caught you wearing a dress.

I believe it is necessary to use language as a tool to distinguish between the ideologies and stereotypes associated with the gay movement, and the specific sexual desire adult men experience for other adult men.

Androphilia accomplishes this. The root andro evokes a specifically masculine sense of desire, a Mars/Mars desire for men as opposed to a mere desire for persons of the same sex. But it is not so specific that it refers to only one type of man, as the term bear does. I find many types of men attractive, as do tons of other masculine-identified homos. Androphilia is a sexual love of masculinity as it is manifested in a wide variety of men. Of course, each man will have his individual likes and dislikes within that scope. While separating masculine-identified homos from those who embrace gay culture and the gay identity, androphilia brings together all men who love men by describing their shared desire, but does not create a complete, confining identity that dictates their personal tastes or politicalideology.

Gays often complain that they use the word gay simply because it's easyto say. Androphile and androphilic are admittedly a bit clunky in conversation. I suggest the slang andro for common usage. It means man, and it has a nice manly ring to it.

GAY PARTY CRASHING

When I first conceived of the possibility of exploring homosexual acts, backin rural Pennsylvania, I'd actually had a healthy history of heterosexuality, having happily been accommodated by several girls my age as well as a few adult women. But in early-1990s small-town America, homosexuality still seemed dangerous, transgressive, edgy. It was a dodgy undercurrent in all

of the most interesting forbidden books and films. I was a kid who wanted to try everything that everyone else was afraid of, so I asked a girlfriend, much to her dismay, to set me up with this guy she knew. The sex was OK—exciting because it was new, but it wasn't as if I'd somehow discovered some magical missing component of my existence. At 17, like most guys that age, I could have had satisfactory sex with a sofa. I went off to New York later that year, naively expecting that unabashed bisexuality would still be hot, rebellious, decadent—even scandalous. Boy, was I in for a rude awakening...

On Christopher Street and in Chelsea, as my fellow students flocked to gay events, I couldn't help but come in contact with the same mainstream gay culture that Mark Simpson brilliantly lampooned in his 1996 essay, "Gay Dream Believer: Inside the Gay Underwear Cult."[1] I couldn't help it, because it was everywhere. In 1990s Manhattan, homosexuality was inescapable. The streets in Greenwich Village were plastered with provocative safe-sex posters. Rainbow flags flew from windowsills and hung in front of businesses. Homosexuality and bisexuality were not only mainstream, it seemed like you couldn't walk a block without being reminded of them! Eager to throw myself into an abyss of sin, I explored the gay stores and the gay bars and the weekly versions of circuit parties. I went to a meeting of my campus' petulant, prissy GLBT (gay, lesbian, bisexual, transgender) student group. And yes, I went to the great big Gay Pride Parade, and watched as the triumphant drag queen RuPaul sang his hit single and proclaimed from his "Supermodel" float that being gay was positively great.

Even then, I wasn't buying it. That blissful self-congratulatory sea of gay conformity, of white tank tops and waving arms, wasn't quite what I'd signed on for the first time I made out with another guy. I signed on for

William Burroughs and Jean Genet and Tinto Brass' Caligula and rumors about Lord Byron and ancient Greece and that surprisingly titillating nude scene with Julian Sands in A Room With A View. Most importantly, I signed on because I actually found other men sexually attractive.

I 'came out' by accident when my concerned mother got a little too curious about the stuff I was into. Coming out wasn't a trying, emotionally cathartic pivotal point in my life that freed me to be who I really was; if anything, I remember feeling inconvenienced by having to address it as if it were some 'big deal.' To me, it really wasn't. It sure as Hell is not something I feel the need to celebrate once a year with 'pride' and a big parade. That "Gay Dream Believer" world I found in New York wasn't a celebration of same-sex desire. It was a perpetual celebration of the acceptance of the gay identity. For so many of my peers and their predecessors, actual homosexuality was incidental. Being gay was everything. It wasn't a sexuality; it was a social group. Being gay was freedom rings and a rainbow flag; it was a haircut, a selection of must-see movies and must-buy records and must-go-to events. Gay culture was completely homogeneous, both visually and intellectually. Being gay not only demanded a certain aesthetic, but the acceptance of a set of maudlin sentiments, inside jokes and political ideas. It wasn't just a gay party, it was The Gay Party—Camille Paglia has snidely referred to it as ‚Stalinist'—and I wouldn't have been surprised if we'd been expected to salute with a limp- wristed slouch every time someone played Gloria Gaynor's gay anthem, "I Will Survive." Despite my disdain for the modern Gay Party, I don't mean to suggest that the Gay Rights Movement hasn't accomplished anything of value or that it was not a successful tool in liberating same-sex-inclined persons from very real oppression.

When the earliest incarnations of the modern Gay Rights Movement were birthed in Germany in the recently enlightened nineteenth century, men who chose to engage in sex acts with other men still did so at their own peril. The horrors of the Inquisition were over for most people, but persecution of homosexuals continued in a secular milieu throughout

Europe, albeit with significantly less fervor. Gathering places were raided, and while imprisonment for homosexuality alone was relatively infrequent, police harassment was common and blackmail was a booming business. Homosexuals were subjected, or subjected

themselves, to bizarre medical examinations in an effort to study their deviances. The public was appalled by open expressions of homosexuality, but homosexuals grew increasingly militant. Karl Heinrich Ulrichs, whose ideas about homosexuality will be addressed later, openly campaigned as a homosexual for the repeal of anti-homosexual laws in mid-nineteenth century Germany. In 1897, Magnus

Hirschfeld founded the pro-homo 'Scientific Humanitarian Committee,' a name matched in its intentional vagueness only by today's premier American pro-gay organization, the HRC or 'Human Rights Campaign.' Hirschfeld made great strides in his work with law enforcement, but in the twentieth century, European civil rights campaigns took a back seat to the more pressing concerns of war. Although the extermination of Jews and other 'undesirables,' including homosexuals, served as a wake-up call to the world regarding the sinister acts that unfair, institutionalized prejudices can facilitate, sodomy remained a criminal offense in much of the world after World War II. Harassment of homosexuals by law enforcement and others continued as if the war had never happened, and increased dramatically in some periods and locales.

John Rechy's The Sexual Outlaw provides a snapshot of the Los Angeles gay underworld of the 1970s. It details how a randy bunch of homosexuals were routinely harassed, registered as sex offenders and, in some cases, nimprisoned. These were grave injustices against people whose only crime was consensual sex—though admittedly, many were defiantly having sex in inappropriate and very public places. Discrimination against known homosexuals was certainly commonplace throughout the 1980s. Institutional indifference to the AIDS outbreak in the same decade was also a serious concern that had to be addressed.

It would be remiss not to credit the Gay Rights Movement for fighting against this sort of oppression, intolerance and intentional negligence.

These men and women and in-betweens blazed a trail for my generation. While I may not agree now with some of their guiding

principles and strategies, hindsight is 20/20, as they say. It is not my intent to second-guess their actions decades after the fact. I take issue not with what gays did, but what they are doing. My critique is not of what the gay community was, but what it has become: a parody of itself. As a 31-year-old man, I haven't faced real discrimination in my adult life, and the only routine harassment I've experienced was the kind that any kid who is different experiences in high school. I've held a staggering number of jobs in several cities, and have found that most straight men couldn't care less about whom other men have sex with, so long as they are respectful of sexual boundaries and are not overly prissy attention-whores. Straight men, much like myself, generally find prissiness and attention- whoring annoying in anyone, regardless of sex or sexuality.) The most difficulty I've had with being 'out' at work has been fending off the women who expect me to love nothing more than engaging in girl talk about hair and fashion with them. I've rented three apartments in three cities with my compadre over eight years and we have never had a problem with landlords; they're usually disappointed when we leave. We've never encountered issues with opening shared bank accounts or buying a car or insurance together. Any two people can do those things, with virtually no questions asked; I know a pair of straight guys who own a house together.

We've never had problems doing our taxes separately, and I'm fresh out of tears for well-off gays who complain that they could somehow save a few bucks if they were legally married. I have a truly fulfilling relationship with my immediate family. I realize that people with extremely religious families still have difficulties, but religion poses a problem that political activism can't solve. All in all, I'm doing just fine —millions of straight people are worse off than I am—and I've known tons of homos who have far more extravagant lifestyles. Honestly, if I'm being oppressed, I'd really have to start picking nits to figure out how.

And that is exactly what the modern gay advocates are doing. The Gay Rights Movement, pushed into overdrive by AIDS in the 1980s, has shifted into overkill. Having achieved relative tolerance for same-sex-oriented people in mainstream culture, and having brought an end to

police harassment and widespread discrimination, the Gay Rights Movement has turned to nitpicking.

The Gay Rights Movement is no longer a bunch of ragtag grass-roots activists campaigning against violent oppression. It's an industry unto itself that rakes in millions of dollars and supports thousands of employees overall. The HRC has a snazzy Washington, D.C., headquarters, and the Gay & Lesbian Alliance Against Defamation throws posh awards ceremonies attended by the Hollywood elite. The Gay Rights Movement has become the Gay Advocacy Industry, and it survives by selling memberships in The Gay Party. Bumper stickers are the new armbands, and they are everywhere. But what really sells memberships in The Gay Party? What is the true product of The Gay Advocacy Industry? The illusion of oppression and victimization. The Gay Advocacy Industry must maintain the illusion of oppression and victimization so that hundreds of thousands of checkbook revolutionaries can believe that they are fighting for their own freedom. But the truth is that they're already free to do just about anything. So, like any movement that has achieved most of its goals but can't just close up shop, The Gay Advocacy Industry looks for new problems, and creates them (or exaggerates their importance) if necessary. The Gay Advocacy Industry's biggest enemy is not the wicked Religious Right, it is the possibility that same-sex-oriented people don't really need them for much of anything. If homos don't feel victimized or oppressed, they'll stop writing all those checks.

I don't mean to portray gay advocates as self-serving bastards and bitches deviously making straights and homos feel bad just to make a buck. For the most part, they're likely decent people who truly believe that they are 'working to make a difference.' However, it is simply not in the nature of contemporary advocacy to back down when things are going well; there seems to be a certain momentum to advocacy of any kind. The attitude seems to be, 'there is always more to do.' And there always is more to do, but when the big work is done, only pettier and more dubious tasks remain.

Whether these organizations are 'for-profit' or not, they still have to maintain solvency. They are still essentially businesses, with people trying to move up the ladder by finding new ways to maintain or build revenue, non matter what the cause is. When I was a bit more naive I actually sent thirty bucks to the HRC, and years after my membership lapsed, I still receive regular e-mails from them complete with maudlin stories about discrimination and scary tales of the evil deeds of the religious right.

The religious right (or Anti-Gay Industry, as gay advocates like to call it) and the Gay Advocacy Industry actually seem to have a somewhat symbiotic relationship, although the gays get the short end of the stick. Nothing brings in gay money like the anti-gay campaigns of radical Christianists. Likewise, however, nothing brings in money for the Anti-Gay Industry like fear of institutionalized acceptance for gays. The problem is that there are simply more radical Christianists willing to write checks. This is why gay advocates, who routinely win in mainstream culture—because most people find gays nonthreatening and are willing to live and let live— increasingly lose their biggest political battles.

The fight for same-sex marriage is the obvious example. Gay advocates have telegraphed that same-sex marriage is their ultimate goal, and that they will settle for nothing less in the long run. Knowing that it's difficult to push gay marriage through legislatures because voting pro-gay can often seem like political suicide for politicians and a losing battle with voters, gay advocates use the legal system and put cases before judges who don't want to look like career bigots. In Massachusetts, they got what they wanted. In a year's time, the religionist right was able to wage massive campaigns, even in more sympathetic states like mine, Oregon, to pass constitutional amendments that prohibited same-sex marriage. One step forward, many steps back.

The Gay Advocacy Industry simply can't whip up enough enthusiasm to finance campaigns that compete with the Anti-Gay Industry. There

simply aren't as many homos waiting to get married as there are Christianists who think the concept of same-sex marriage is perfectly vile. And, quite frankly, I really don't believe enough of said homos care as deeply about the issue. Because, as I said, most of them are doing just fine. Sure, most gays, if you ask them, think same-sex marriage is a grand idea, but many gay men simply don't think of marriage as a top priority. They'd rather upgrade their cars, redesign their houses, eat at hip restaurants and plan fabulous vacations. Who can blame them? I've spoken to many gays who, while angry about the fact that they can't get married, have never really even had a successful long-term relationship. And if they have, often their idea of marriage is a bit more flexible in terms of monogamy than what most people have in mind. Gay advocates would probably have a much easier time—because the religious right would have more difficulty generating outrage among its constituencies—in passing moderate domestic partnership and civil union laws that would be more flexible and more satisfactory for a broader range of people. But that's the rub. Gay advocates aren't interested in practical solutions. Practical solutions aren't what their most loyal supporters want. They are idealists. They believe they are fighting the good fight against oppression and inequality in the same way that blacks and women fought for equal rights in the 1960s and '70s. Supporters of gay causes consistently compare homosexuality to race, and play on white Americans' fears that they are secretly racist bigots, a mere noose and white sheet away from the Southern good old boys of yesteryear. Arguments for same-sex marriage, hate crime legislation, and antidiscrimination laws all hinge on the concept that homosexuality is pretty much exactly like race.

They believe these arguments to be effective because The Gay Party has built its ideology around the idea that homosexuality is absolutely inborn. The problem is that no one really knows this to be true. Gays have gone ahead and made up all of our minds for us and vigorously promoted their 'truth,' that homosexuality is not a choice. But the jury is still out in the scientific community, and 'current scientific thinking' on the matter seems to shift every few years. In the early '90s, when I

came of age, everyone was absolutely certain that a 'gay gene' would soon be found, proving homosexuals to be genetically different and therefore worthy of all of the special considerations accorded to minority ethnic and racial groups. Today, many scientists believe that it is the hormonal environment in the womb that causes homosexuality. But this is no sure thing, no proven fact, either. It's only a theory, one that doesn't hold across the board. It seems that environmental factors and, yes, personal choices still play a role in shaping sexuality. My opinion, from experience and personal observation, is that even if many homosexuals do share some common biological traits, homosexuality can also be something of an acquired taste. Sex is still sex, especially for men, and it seems that given circumstances where boundaries of sexual identity are more easily crossed, some men develop a temporary or lasting affinity for sex with other men. Though they avoid discussing it in a political context, most gay men are quick to brag in social situations about encounters with ostensibly straight men. Of course, they will strongly assert that homosexuality was never a choice for them. Pro-homo activists have asserted that sexuality was inborn long before they had any substantial evidence to back it up—since the very beginnings of homosexual activism in nineteenth-century Europe. Even then, the 'born that way' theory was likely adopted in part because it was politically expedient. David F. Greenberg, in The Construction of Homosexuality, wrote of pioneer homosexual activist Karl Heinrich Ulrichs' purely conjectural urning theory: Ulrichs's (sic) conclusion that uranians are born, not made, may have been inspired by embryological discoveries as he claimed; conveniently, it was an attractive position for someone arguing against the criminalization of homosexual relations. If homosexual desire is congenital and beyond one's control, one could argue for legal immunity in a criminal-law system that viewed crime voluntaristically. "They can't help what they do," the argument went; "therefore they shouldn't be punished for it." Greenberg also noted that as theories of innate homosexuality gained popularity, many homosexuals became fascinated with the idea and reevaluated their pasts to validate it, including at least one author who rewrote her autobiography specifically to include early indications of

homosexuality. The idea that homosexuality is 'not a choice,' that homosexuals are absolutely 'born that way,' seems always to have been more a matter of faith, and of political convenience, than of honest or objective analysis.

The strongest serious argument against legal oppression of homosexuality has always been the libertarian one: all adult people should be free to engage in nonviolent consensual sex acts in private, regardless of fluctuations in public opinion about those acts. This seems fairly reasonable to a logical mind. Secular arguments against homosexuality have always been weak, and with growing concerns about overpopulation and dwindling natural resources, should be far less persuasive than they were in smaller, more tribal societies. Attempts by religious organizations to make nebulous secular arguments usually fall flat; fear of divine vengeance has always been religion's strongest weapon against homosexuality. One concern, even evidenced sporadically among the Greeks, has been that acceptance of homosexuality leads to a weakening through effeminacy of the male population. But if anything has made men more effeminate in the past half-century, it's been the running feminist critique of masculinity. It has been women, not homosexual men—who make up a fairly small portion of the population—who have demanded that men 'get in touch with their feminine sides.' While homos are routinely blamed for male effeminacy in the media, it's difficult to see how such a small group could have such a pervasive influence. And this argument is only even remotely plausible if one assumes that male homosexuality and effeminacy are synonymous. I'll take that assumption to task in the next segment of this manifesto. The libertarian solution, however, has been achieved throughout most of the West. Sodomy has been decriminalized in the United States, and America lagged behind most of Europe in this significant achievement. It seems that if gay advocates today were truly concerned about the real oppression, they'd be concentrating their efforts on political asylum programs for homos in Muslim countries, where accused homosexuals are still routinely executed or forced, foolishly, to submit to testosterone injections. No,

instead of fighting real oppression, they concern themselves with fighting inconvenience. Forty years ago, men like myself might have been jailed or beaten by police simply for being in the wrong place at the wrong time. I had a great-uncle who was arrested on sodomy charges. His full name and offense was printed in the local paper, which had significant repercussions not only for him, but also for my grandfather who operated a business under the same last name. The great injustices of my generation

apparently have to do with health-insurance benefits, the 'rights' to marry and to adopt children we can't have naturally, access to pension funds[2], tax breaks, and rarely experienced quirks of the legal system. These slights may be unfair, or at times cause hardship, but the hysterical rhetoric employed by many current gay advocates would lead one to believe the issues affecting today's homosexuals are equally dire forms of oppression.

You'd never know it from listening to many gays, but most homos today actually aren't harassed, beaten or arrested due to their sexuality, and they face minimal, if any, discrimination. People who are open about their homosexuality today are actually pretty much free to live healthy, productive lives—if they choose to do so. And that's a good thing. Nevertheless, The Gay Party tells us that we homosexuals must band together to fight against high-school bullies, and to encourage kids to ‚come out' and ghettoize themselves into little gay support groups where they can become conversant in Party dogma and avoid ever having to learn to deal effectively with their straight peers. The Gay Party tells us our oppression is a lack of acceptance, which forces us into self-destructive patterns of behavior. The Gay Party insists we learn that we are victims of heterosexual oppression, and imagine that everyone is out to get us. Loyal members of

The Gay Party know that their problems are no fault of their own, and that they are brave survivors working through all of the issues caused by adolescent ostracism and the hateful heterosexual hegemony. Isn't that what Gay Pride is all about?

To their credit, a lot of gays are relatively successful and actually quite socially integrated—they barely give a damn about the hateful heterosexual hegemony most of the time. Until, that is, their own behavior is called into question. That' s when they jump up on their moral high horses and bitch about how damn hard they've had it. How dare anyone pass judgment on those poor, oppressed gays!?! I'd like to introduce a lot of them to physically handicapped people, so they can learn what personal pride in the face of adversity really means. How is it that people who have difficulty every day doing the simplest things can so often manage to rise above their predicaments with dignity, and yet gays tell us they can't truly pull themselves together as long as there are people out there who simply don't approve of their lifestyles?

It is this sense of perpetual victimhood, this self-defeating lack of perspective, that motivates the most obnoxious activities of The Gay Party. Taking cues from the most misguided feminists and minority activists, gays are now fighting to control the ways in which homosexuality can be discussed. Gay Advocacy organizations constantly trip over one another as they issue public scolds in response to any opinion about homosexuality inconsistent with The Gay Party platform. Seemingly harmless portrayals of homosexuals in the media are decried as 'homophobic,' and campaigns are mounted to strong-arm companies into renouncing their actions and taking a more gay-sensitive approach. While most gay organizations actively enforce political correctness, GLAAD exists for no other reason. As The Gay Party's thought police, they offer a guide to 'offensive' terminology for the media (the word 'homosexual' tops the list—the innocuous 'gay' is the only acceptable way to refer to the same-sex-inclined) and work tirelessly to revise editorial policies and style guides to reflect a gay-friendly stance. Though GLAAD's motto may be "fair, accurate and inclusive representation," their actions are designed to control debate about homosexuality and stack the deck in favor of The Gay Party. These are no lovers of the free exchange of ideas. GLAAD is a propaganda organization whose implied mission is to massage public

opinion and to whitewash homosexuality to make people more accepting of The Gay Party's causes.

A brief visit to any major gay organization's website unleashes a barrage of images—reminiscent of the feel-good stock photography used by major health care providers—portraying gays as harmless, happy family-oriented people. Is this really an accurate representation of the gay community? Readers, I defer to your experiences. Is the gay community really dominated by these smiling, freshly scrubbed, idyllic —if nontraditional—families?

Controlled language and imagery are The Gay Party's most powerful weapons in their war, not against oppression or intolerance, but for acceptance. It is a war of retribution fought by those who have felt excluded or unloved, a war to institutionalize unconditional acceptance through legislation and corporate policy. Gays are pushing the notion, as did blacks and women before them, that it is morally wrong to speak unfavorably about them as a group in any context and that it is morally wrong to portray them in a light inconsistent with their political agendas. This desperate desire for public acceptance is highly evident in the ongoing fight for same- sex marriage, which has always seemed to me less a fight for a handful of practical benefits than a battle for something far more symbolic. It is a fight for governmental sanction, for the state's seal of approval to be stamped on same-sex relationships. Psychiatrist Thomas Szasz put it best in his 1973 book, The Second Sin:The marriage certificate is proof of heterosexual normality. Many young people need it, to convince themselves that they are OK. And so it is with gays. The hope is that once they get what everyone else has got—no matter how much they really even want to get married—they will finally be OK. Hopefully, they will even be able to convince themselves. It is this overwhelming sense that homosexuals are still a deeply oppressed population, requiring reparative assistance from the state to achieve 'equality,' that has led The Gay Party to call for support for (or 'form coalitions with,' to use the lingo) other leftist causes, including affirmative action, abortion, immigration rights and feminist antirape

initiatives. Gay affiliation with the Democratic Party is well established and practically compulsory; many gays and gay advocacy groups actively campaign for Democratic candidates no matter how ambivalent those candidates are about issues affecting homosexuals. There's even a bizarre support among radical queers for Palestine and so-called moderate Muslims, many of whom find homosexuality abominable. If the level of acceptance for gays evidenced within the black community is any indication, most of this support is extremely one-sided. Many blacks are offended by claims that homosexual oppression is similar to racial oppression. Overt, unabashed homophobia—as opposed to perceived homophobia or mild anti-homo prejudice—is commonplace in urban black culture. And yet, as The Gay Party has identified the rich, white, straight male oppressor as the enemy, it seems to follow that all those who call themselves gays should rally behind other victims of his sinister regime. Never mind that many gays are financially successful white males.

The gay identity, as it is packaged, commodified and sold to the same-sex-inclined, supersedes all other identities. Homosexuality is believed by gays to be a defining characteristic, rendering all other ethnicities, beliefs or allegiances inconsequential. Gay Republicans are frequently compared to Jewish Nazis. Masculinity is acceptable only if viewed as a construct in need of deconstruction, and only so long as lip service is paid to the feminist dogma often favored by lesbians. A multiculturalist veneer of inclusivity prevails in gay discourse, but gay social scenes are often highly segregated. A socialist mentality prevails among gays, and capitalism must be discussed with a tone of disapproval, even though gay males are frequently the most conspicuous of consumers. Indeed, there seems to be a serious disconnect between who many homosexual men actually are and the ideologies espoused by The Gay Party.

It is not my intent to champion one set of political beliefs over another, but rather to frankly discuss how conceptually loaded the gay identity actually is. While the slogan is 'diversity,' that certainly does not apply to ideological diversity. If anything validates the idea of gay 'ethnicity,'

it is not the poorly understood experience of homosexual desire; it is the culture and the near-religious belief system shared by those who choose to identify themselves as gay. Homosexual desire has been experienced and people have engaged in homosexual acts since the beginning of recorded history without the gay identity and all of its ideological baggage. While postmodernists argue that the condition of homosexuality itself is a construct—which is itself an interesting topic for debate—the gay identity is unquestionably a very modern construct. However, those who are so eager to attack other social constructs seem willfully oblivious to the fact that new generations are being socialized to believe that homosexual desire is inseparable from the gay identity, gay culture and gay politics. In challenging restrictive social constructs, they've managed to create a new one. I am certainly not the first person to say that the gay identity is becoming counterproductive, or that gay culture, the gay identity, and the need for them are on the wane. Outspoken mavericks as politically diverse as Peter Tatchell[3] and Andrew Sullivan[4] have challenged mainstream gay thought by saying that, as homosexuality becomes less stigmatized, the same-sex-inclined will become progressively more assimilated and will feel less of a need to segregate themselves from straight people, and the gay identity will become less important. This trend is easily observable in young homosexual men who often feel more comfortable in a straight bar with mixed friends than they do in the dying gay ghettos. Daniel Harris, in The Rise and Fall of Gay Culture, defined the gay sensibility as a "political response to oppression." I agree, with a caveat. What we now call gay culture will always appeal to a certain segment of effeminate homosexual males, as it has in different forms throughout history. There will always be a small group of males who find that something resembling the gay sensibility is most in tune with who they are. The gay identity seems to work for them very well; perhaps those individuals should retain the gay identity, and they should certainly feel free to express themselves as they see fit. However, the gay sensibility is distinct and specialized; it is not directly related to the experience of homosexual desire. Being part of the gay subculture should be a matter of individual preference,

not something compulsory or expected of all those who experience same-sex attractions.

Now that tolerance for homosexuality is widespread and oppression is minimal, the next step in sexual liberation is to challenge the idea that sexuality creates ethnicity—to do away with the assumption that a man who prefers men is a separate, essentially different sort of man, a gay man, whose sexuality determines his interests, his politics and the way he expresses his gender. The idea that same-sex-oriented men are not true men is perhaps the most deeply ingrained and most limiting prejudice they face, and it is one that the gay identity only reinforces by socially segregating men into two groups—straight and gay. The gay identity was a Zeitgeist and has always been a means to a social and political end. If homosexually inclined men are to truly thrive, their sexuality must be perceived as a variation in desire among men—no matter what causes it. Those men who experience androphilia must be distinguished from those who find effeminate gay culture and the gay identity appealing. It is time to remove the gay qualifier for those men who have nothing in common with gays but homosexual desire. It's time we stop forcing them to call themselves gay men and simply allow them to be men.

[1]"Gay Dream Believer: Inside the Gay Underwear Cult" appeared in Simpson's 1996 book, Anti-Gay. Anti-Gay is one of the very few books I've encountered that dares to question the basicassumptions of mainstream gay culture.

[2]Pension plans are quickly becoming irrelevant as they are being replaced by more flexible (if in many ways inferior) 401(k) plans in many major corporations. This issue is important to many Baby- Boomer-generation gays as they approach retirement (hence the sense of urgency), but few in my generation and the generations that follow will be able to look forward to pension plans. Arguments for same-sex marriage based on access to pension funds will soon be moot. 401(k) plans allow individuals to specify any beneficiary, regardless of relationship.

[3]Specifically, Tatchell's essays "Goodbye to Gay" and "Is Gay Just A Phase," both presently available at http://www.petertatchell.net/.

[4] Sullivan's "The End of Gay Culture And The Future Of Gay Life" can be read at http://www.andrewsullivan.com/ , and was originally published November 1, 2005 in The New Republic.

THE STIGMA OF EFFEMINACY

In the sixth century, during his first year as emperor, Justinian I arrested Bishop Alexander of Diospolis, who was accused of homosexual acts. Alexander was viciously castrated and paraded naked through the streets as an example to those who would dare commit stuprum cum masculis—sex with men. Many others followed; castration and public humiliation became the punishment of choice throughout Justinian's reign for those even rumored to have engaged in homosexual sex. Like many of his ideological successors, Justinian offered up these men in part to appease his angry god, Jehovah, and to deliver the emperor's domain from the fiery destruction that befell the sinful city of Sodom in the book of Genesis.[1] While simple execution would seem to be both a satisfactory sacrifice and a powerful deterrent, the gruesome spectacle of castration is unmistakably illustrative. This particular style of human sacrifice conveys one message with grisly clarity: men who engage in sex acts with one another can no longer be men. Physical castration is literally the removal of manhood, something most men cherish perhaps even more than life itself. nMany men would rather be dead than physically emasculated. In particularly macho cultures from ancient Rome to the modern Middle East, men would often prefer death even to psychological emasculation—as evidenced by Muslim outrage over the sexual humiliations perpetrated on men in Abu Ghraib. Being a man and being thought of as a man by one's male peers is deeply important to the vast majority of men; it is absolutely fundamental to their identities. Maleness is innate, but a sense of manhood is earned and proved throughout a man's life. Manhood is a point of pride, even for men who are not especially masculine. I've observed a questioning of manhood evoke visceral, nearly violent

responses among overtly effeminate men, even drag queens. In Madame Satã, a 2002 film about a famous Brazilian queen, the protagonist reacts tellingly to an insult. He angrily proclaims, "I am a queen but that does not make me less of a man...I choose to be a queen!" That revealing scene was all too familiar to me; I'd seen it play out before my eyes more than once among queens in bars and nightclubs. Males may make light of their own masculinity, but exclusion from the ranks of men, when verbalized by someone else in a negative context, will incite a primal anger. Them's fightin' words. Physical castration has been a recurring theme in the punishment of homosexual acts between men. Castration of men for homosexual offenses was common not just in the Byzantine Empire, but also in Visigothic Spain[2] and Renaissance Italy.[3] A thirteenth-century French code punished a first offense with removal of the testicles, and the second with removal of the penis itself.[4] In the Netherlands, one secular code offered the convicted sodomite a choice between being burned, buried alive, orn forced to castrate himself.[5] The choice to accept castration as a punishment and, later, a cure for homosexual activity is especially interesting. Presumably building on the perception of homosexual desire as a medical problem, Nazis sometimes offered prisoners accused of homosexuality a choice between castration and execution.[6] The Nazismwere not alone in this practice; physical or chemical castration as curatives for sexual deviance continue to be sporadically discussed, and are still occasionally employed, in the Western world.

While castration is extreme, the same message resonates throughoutmWestern culture to this day: males who engage in homosexual acts can't bemmen; men who love men must be neutralized by having their manhoodmremoved; they must become something else.

Effeminates have been poorly regarded, if not penalized, in almost every society throughout history—for obvious reasons. The most obvious is that women have also been poorly regarded in most societies. Womanly interests, fairly or not, were thought to be

superficial, even childlike. But men who acted like women were also believed to be constitutionally weaker and generally less able to do the things required of them. This assessment was probably accurate. While there are fewer reasons to actively discourage effeminacy in today's overpopulated bureaucracies, where women and men often do the same jobs, preindustrial societies desperately needed their men to be manly. Work hasn't always been done at a keyboard; strenuous physical labor was necessary for survival. Populations also needed their men to protect them from other men—and they still do. A society of women and effeminates is highly vulnerable. Being a man has traditionally required hard work, courage, and personal sacrifice. It is easy to see how effeminacy could be considered an attempt at shirking responsibility, much like Corporal Max Klinger on the old M*A*S*H television series, who dressed like a woman as a ruse as an attempt to get out of the military. Cultural codes of masculinity are often linked to a sense of honor and responsibility —of pride in manhood—and a man who behaves in a womanly fashionmay be perceived to be making light of what men do, or of what it means to be a man. When modern men react negatively to effeminacy, they sometimes seem to be insulted—as if to say: "being a man is hard; I have to play by the rules, and so should he." One can only imagine how much more insulting effeminacy might have seemed to men in previous ages, when being a man was so much harder. Successful cultures have often made room for effeminates. Men who today might be considered transsexuals or extremely effeminate gays have been enjoyed by other men in brothels or even revered as priests or shamans. (It is notable, however, that these latter revered roles were often contingent on castration.) Effeminate men have always played an important role in the arts. In the twentieth century, many effeminate men carved out niches for themselves according to their interests and talents, and they have unquestionably played a significant role in shaping contemporary culture. I don't advocate poor treatment of effeminates. However, I also don't think it's realistic or desirable to expect everyone to embrace effeminacy or effeminate culture if it is not to their taste. Just as I see nothing inherently

wrong with being effeminate, if that is one's true nature and not mere affectation, I see nothing wrong with disliking effeminacy or gay culture. I see this as a matter of taste, not always as a manifestation of some internalized or externalized 'homophobia,' as it is often portrayed by gays attempting to shame those who don't find them as amusing as they find themselves.

The problem is that homosexuality and effeminacy are virtually synonymous in the modern public's mind. All men who love men are stigmatized as being intrinsically effeminate. Men who engage in homosexual sex are expected to embrace gay culture and are believed, especially by other homosexuals, to be 'girls on the inside'—no matter how they look and behave, or what their interests may be. As I mentioned above, a sense of manhood is important to most men. Yet, simply by acknowledging same-sex desire, men are expected to relinquish their manhood. They must submit to psychological castration. While this may seem like no great loss to effeminate men who never put much stock in manhood, what of those who do hold masculinity in high regard? What of those androphiles who love men and love being men, for whom masculinity is a thing of beauty and value? I don't love men because I see myself as girlish; I love men because I've developed a deep-seated appreciation for men and for masculinity itself. Men fascinate and inspire me. I love them in their finest moments, but also in the midst of struggle. Just watching men is a pleasure; I see in them innumerable qualities that women often fail to appreciate. I appreciate these things precisely because I am a man, because their masculinity is a reflection of my own. And yet, for this, in some perverse twist of reason, I must give up my own manhood? For this, I am regarded as effeminate and expected to entertain myself with girly things?

Fuck that.

Why must this be so? Is there some proof that the experience of androphilia reveals me to be innately less a man than any heterosexual man? Hardly. I've met many like myself over the years who were

perceivably as masculine as your average straight guy, and who were disgusted with this stigma of effeminacy placed on all same-sex-oriented men. I've observed girly ticks in straight men who were otherwise highly masculine. And I've met heterosexual men who were quite a bit more effeminate than many homos. Yet these effeminate heteros rarely have their manhood called into question, by sheer virtue of their heterosexuality. All of these men are routinely given the benefit of the doubt—their effeminate behaviors dismissed as mere quirks of character. Admit homosexuality, however, and every momentary lapse in machismo is regarded as a sure sign of a womanly nature.[7] In part, this stigma of effeminacy has to do with a rather simplistic, polarized understanding of sexuality. Sex between male and female is nature's norm, so according to a basic line of reasoning, males who want other males must somehow be more womanlike. It's easy to see how this would make sense to people whose understanding of sexuality is grounded in that binary system of male/female. If those men who love men are really more like women, everything falls into the predictable pattern.

But homosexuality really isn't that simple. This polar understanding of sexuality is inconsistent with my own experience of attraction to men. I experience androphilia not as an attraction to some alien opposite, but as an attraction to variations in sameness. Genet described sex between men in terms of 'mirror' images.[8] No matter how exotic or seemingly different another man is, there's always some reflection of self in another male. There's always some fraternal familiarity, some common experience of maleness, some mutual understanding between men. I recently came across an article in Field & Stream that described all men as being "as alike as eggs."[9] While I doubt the author had sex between men in mind, in some sense it applies. There is always some polarity between two unique individuals, with one man usually more dominant than the other in most sexual transactions and relationships, but the polarity is usually far less extreme than in heterosexual exchange. Women are more alien to men, and vice versa. Men are less mysterious to each other. The dynamic between

men and women is frequently described as Mars/Venus; sex between two adult men is closer to Mars/Mars. It is this Mars/Mars dynamic that is appealing to me. It's what I seek out in men—not some clumsy approximation of heterosexual polarity. This affinity for the Mars/Mars dynamic is essential to androphilia.

However, in the context of a heterosexual society bent on sexual polarity, it is easy to see how the experience of homosexual attraction prompts the question: "How can I be what I desire?" It is my suspicion that the vast majority of psychological and gender-identity crises experienced by men with homosexual proclivities result from that simple question. When we are all taught that love and sexual desire involve appreciation for the opposite sex, for sexual otherness, it is perplexing for many to experience desire for the same sex. To put themselves in a more culturally familiar context, homosexual males often construct otherness where it does not otherwise exist. A psychic separation is created between the self and the object of sexual desire. It is really no wonder that so many self-identified homosexuals, in some way perceive themselves to be more feminine than the masculine men that they desire. It seems like a psychological reflex to assume that, when appreciating the masculinity of another man, one is somehow different from him and those like him. But this is more a matter of perception than reality.

Perceptions about the relationship between homosexual desire and masculinity have changed dramatically from culture to culture throughout history. Cultural perceptions regarding same-sex desire and masculinity have dictated the social and sexual roles men could play, the lives they could lead, who they could be. While the objective reality seems to be that masculinity varies from male to male, almost regardless of sexuality, subjective realities based on public and private perceptions have dramatically influenced what it means to be an adult male who loves men.

People assign meaning to sexual desire, including their own, and this meaning plays a role in shaping their personalities and dictates who and what they believe they can be.

If a culture stigmatizes male homosexuals as being innately effeminate or promotes effeminacy in them, as gay culture does—when that stigma is coupled with a polarized understanding of sexual desire, it only makes sense that most homosexuals will think of themselves as more effeminate, as something other than men. Even still, many, like myself, simply don't feel that way at all, but are still limited and burdened by having to constantly disprove the expectations of others. If men who love men are truly to thrive, perceptions about masculinity and male homosexual desire must change to accommodate and encourage masculinity in those homosexual men who have masculine tendencies. To illustrate how malleable perceptions about masculinity and male homosexual desire are, it makes sense to examine how those perceptions have varied over the ages. The ancient Greeks and Romans differentiated between masculinity and effeminacy in men by what sexual role they played. It is well known that the Greeks institutionalized homosexuality between men and adolescents.

However, that relationship was at least partially a mentoring one, and it was so formalized, so culturally specific, and so essentially different from the dynamic between adult men that it is out of place here. Relations between adult men in Greek society were only tolerated in accordance with strict guidelines. Sex with women was a necessity; it was considered the duty of every male citizen to take a wife and produce more Greeks. While sex with female prostitutes was prevalent, so was sex with male prostitutes. Male prostitutes and kept men played an exclusively passive sexual role, and were regarded as women to the extent that if an adult male was proven to be either, he stood to lose his right to participate in affairs of state.[10] Men who topped these male prostitutes, however, suffered no loss of either status or perceived masculinity. This was doubly true for the Romans; sex in ancient Rome was all about power. Roman men were free to assert their manhood by sexually

dominating those within the sphere of their control: women and slaves. Taking the active role with either a male or female partner was a display of virility and authority. Bottoming, however, was regarded as servile and womanly; a freeborn Roman who was known to have a taste for sexual passivity was regarded as passive by nature and, again, stood to lose his social privileges. In both cultures, an adult male who 'took it like a woman' essentially became a woman. This distinction was also made, albeit in a more clandestine way, among American men in the late nineteenth and early twentieth centuries, when effeminate 'fairies' routinely courted masculine 'rough trade'—apparently regular Joes who exclusively played the active sexual role and retained their masculine identities.

However, roles tend to be much more fluid among androphiles today. While people certainly have their preferences, most homos are at least somewhat versatile sexually. They experience and enjoy both sexual dominance and sexual submission to a varied extent. Does a propensity for sexual submission truly indicate a passive, womanly nature? It doesn't seem so. Many wealthy men who wield power effectively in the business world find release in hiring dominatrixes. I've known of many straight men who enjoy being sexually dominated by their female partners, often involving some sort of anal play. There is also a long-standing joke, apparently based partly in fact, that U.S. Marines—arguably the most masculine-seeming bunch in the military tend to prefer a passive role in homosexual encounters.[11]

Increasingly, I've found homo porn in which the bottom 'takes it like a man'—instead of like a moaning nymphomaniac, which used to be the norm. Indeed, if one simply listens to these videos, they sound a bit like two loud jocks pumping iron at the gym. Perhaps readily available modern lubricants that make anal sex less painful have played a role in making it less like 'making someone your bitch' and more like a friendly 'sport fuck.'

Many straight men I've talked to about this get homosexual desire mixed up with a yearning for anal penetration, and this seems to reflect

some ancient attitudes. The reality is that anal sex is an adaptation; the sex follows from wanting to be with another man. It is rarely the desire to ‚take it like a woman' that initially drives men to seek each other out. Anal sex is, at least initially, an accommodation that facilitates just one mode of sex between men. You can hardly blame a fella for liking it a bit. Having a healthy appreciation for one's prostate gland is not, in itself, indicative of a feminine nature. Sex between men doesn't have to be viewed according to the male/female polarities; it can be seen as an exchange of masculinity wherein both participants remain men. It is also important to note that most sexual interactions between men do not result in fucking. In fact, many don't. As Mark Simpson put it, "At its most basic, most 'rudimentary,' male 'homosexuality' is nothing more than a shared wank."[12] Every man loves his own cock; is it really that much of a stretch to enjoy someone else's? That hardly indicates effeminacy. Women actually tend to be a bit squeamish about cocks. It's men who really appreciate them.

The role a man plays during sex, or whom he has sex with, are poor ways to gauge his masculinity. Guys who have sex with women are accorded their position in the hierarchy of men by their actions and behaviors; what a man does outside of the bedroom is a far better measure of his masculinity. Based on their actions, some of the men who preferred men were still regarded as men by their peers and by history. Homos just have to work exponentially harder to disprove the womanly stereotype. Taking on the role of warrior, in particular, seems to put questions about one's masculinity to rest. The most famous examples of warrior homos from ancient culture are the mythical Achilles and his boyfriend[13] Patroclus, whom many Greeksbelieved had an androphilic relationship—or a traditional ephebophilic relationship that extended into manhood. Alexander the Great had a similar relationship with fellow warrior Hephaestion, and the two imagined themselves to be the living counterparts to Achilles and Patroclus. Plutarch famously wrote of the Sacred Band of Thebes, composed of 150 male couples: For men of the same tribe or family little value one another when dangers press; but a band cemented by

friendship grounded upon love, is never to be broken, and invincible; since the lovers, ashamed to be base in sight of their beloved, and the beloved before their lovers, willingly rush into danger for the relief of one another. […] It is stated that it was never beaten till the battle of Chaeronea: and when Phillip, after the fight, took a view of the slain, and came to the place where the three hundred that fought his phalanx lay dead together, he wondered, and understanding that it was the band of lovers, he shed tears and said, "Perish any man who suspects that these men either did or suffered any thing that was base."[14]

It is easy to over-romanticize the Sacred Band of Thebes, and many have, but it is impossible to know for certain exactly what these men were like. While the concept for the army likely grew out of Greek pederastic traditions, it is hard to imagine a fierce army made up of men in their late 20s and early teens. To maintain such a force, one would think that many of the couples were both adults. Regardless, it is certain that Plutarch wasn't talking about a bunch of sissies. The Sacred Band serves as a dramatic and inspiring example of how noble and productive love between men can be when masculinity is not in question, but rather, is encouraged and allowed to flourish.

Hadrian, Roman emperor from 117–138 CE, kept young male lovers according to the Greek tradition, and is regarded as one of the 'better' late-pagan emperors of Rome. Even Julius Caesar is believed to have possibly played a passive role in sexual encounters with men, especially in his youth, but his accomplishments as a warrior and as a ruler made his masculinity unquestionable. The most comparable later counterpart to these men might be Frederick the Great—who likely preferred men and was an accomplished, masculine military leader.[15] Other, less-renowned modern examples abound—from high-ranking Nazis to a whole generation of men who accommodated each other during World War II. Many men who love men continue to serve in the military, regardless of the American "Don't ask, don't tell" policy. Are they simply pansies in fatigues? Hardly. Author

Steven Zeeland interviewed many of them throughout the 1990s, and almost all placed a high value on masculinity in themselves and other men.

[16]

In the East, things played out a bit differently. A pederastic mode of relations between men was common; emperors and officials in China had their young male court favorites, but male couples of similar age were also accepted, so long as they married women, reproduced and continued the cult of ancestor worship so important in Chinese culture. While many courtiers and favorites were no doubt rather femmy, many—in contrast to their female counterparts—also stood to gain significant wealth and power to wield on their own, regardless of what sexual role they played. They were clearly treated like men. During the Ming Dynasty, in the southern province of Fujian, male couples often cohabitated. These bonds were prevalent enough there that throughout China they were referred to as nanfeng—a play on the word nan, which means both male and south. Li Yu's titillating pornographic classic The Carnal Prayer Mat contains several sex scenes between its rakish antihero and other men, and there is no implication in the text that any of the participants are 'like women' for engaging in such acts. The more even-handed cultural response to homosexuality throughout Chinese history was in part a result of the relatively relaxed and celebratory approach to sexuality inherent in the two most prevalent religions in China. Taoism, concerned with the balance of Yin (female) and Yang (male) energies in the body, was fairly liberal with regard to human sexuality. Taoists were concerned about depletion of a man's yang through overindulgence in sex with women, so to allow for balanced sexual interaction, they developed yang retention techniques to avoid ejaculation during orgasm. Because no yin was absorbed from the female during homosexual relations, sex between men was essentially a neutral exchange of masculine energy. This is also very much the way I see it—as a nonpolar exchange between men, where neither party is, effectively, 'the girl.' Confucianism, however, was the dominant religion throughout most of

China's long history, and its morality emphasized duty and subordination to authority. Confucius said that sex was as natural as eating, but homosexual sex was considered a minor offense in Confucianism, mainly because it did not serve society by producing more Confucians. As in Greek culture, however, women were lowly regarded and expected to be utterly servile, which likely made congress with men more attractive to many. The militant shoguns who ruled feudal Japan, like the Chinese emperors, had no shortage of male court favorites. At least half of the shoguns who ruled Japan from 1338 to 1837 had documented affairs with men.[17] Tokugawa Tsunayoshi had as many as 130 male favorites during his reign; one lifelong companion became his chief minister. Indeed, many of these bonds resulted in the elevation of paupers and performers to lordship. Critics of these affairs disapproved not of the homosexual relationships themselves, but rather of the mixing of classes. Sometimes, romantic rivalries between rulers—as opposed to the bloodthirsty religious fervor occurring simultaneously in the West—were responsible for bringing homosexual affairs to tragic ends. Shogun Tokugawa Hidetada ordered a lover to commit ritual seppuku because he indulged in an affair with another feudal lord. But many of these men who courted men of authority were given domains of their own, and became rulers in their own right, which would have been unthinkable had they been regarded as women. 'Older brother/younger brother' or 'teacher/student' pairings were common among Buddhist monks; this dynamic was referred to as wakashudō. These affairs were celebrated positively and without undue feminization for centuries in Japanese poetry and erotic artwork. Some of these men were no doubt effete, and some were not. Zen Buddhism, imported from China in 1236 CE, seemingly carried with it some philosophical conflicts with regard to homosexual relations, but wakashudō was already so popular among monks of other sects that the third precept, requiring Buddhists to abstain from 'going the wrong way' sexually, seems to have been ignored or interpreted liberally. The Zen discipline was especially attractive to Samurai, whose apprentices were often the objects of wakashudō. Much like the famed Greek warriors of Thebes, the Samurai and their

male sex partners (gomotsu) idealized honor and courage; they often fought together to the death. In modern America, where homosexuals are regarded by many as being too womanlike to be allowed to serve in the military, this hypermasculine mode of homosexual desire may seem somewhat alien. Yet, the very existence of such a culture calls popular assumptions about the innate femininity of homosexual men into question. This is a manifesto; it is not meant to be a history text. What I'm presenting here is selective, relevant history. I encourage anyone interested in the history of homosexuality to go to my sources. What is clear from any objective history of homosexuality is that there have been both effeminate same-sex-oriented men and those who were quite masculine. Why, then, do so many people insist on lumping homosexual men into one group, attributing a feminine nature to all of them As previously mentioned, the Greeks and Romans regarded homosexuals as effeminate based on what sexual role they played, who they had sex with, and to a lesser extent, their overall behavior. As Christianity gained popularity in the Roman world, however, Old Testament prohibitions on all homosexual activity, regardless of role, became more widespread. Christian rulers initially made penalties for passive, effete homosexuals harsher, but eventually extended these penalties to all those who engaged in homosexual acts. Which brings us back to Justinian, who made certain that all those caught engaging in homosexual acts were penalized, regardless of their sexual role or their behavior. Men who preferred men became, in people's minds, one group, who were all subject to the same punishment—in many instances, the removal of their manhood. As the law stopped differentiating between homosexuals, it is easy to see how over time the stigma of effeminacy, once reserved for passive homos or the obviously effete, was attributed to all homosexuals. Guilty of the same vice, homosexuals were all associated with the same characteristics. Though, to be clear, this association was not always made. Active adult male homos were sometimes seen as more predatory than effeminate, probably because they followed the pederastic model of homosexuality and seduced significantly younger males. The key point here is that early Christians stopped distinguishing

between types of homosexuals, and grouped them all together. Christians throughout the West repeated the trend-setting acts of Justinian with vigor and flourish for centuries. That which motivated

Justinian also influenced the Inquisition, which in Spain sometimes burned more 'sodomites' than heretics. Everything from plagues to floods to failed wars could be conveniently blamed on the existence of 'sodomites,' who were ritually sacrificed to ensure the good favor of Jehovah—often with a pomp and theatricality that might have inspired envy among the Aztecs, had they not also been trampled by Christians. This primitive culture of supernatural fear is still alive and well; the anti-homo rhetoric of today's hysterical televangelists is remarkably similar to the rhetoric used to justify the purges and executions of sodomites hundreds of years ago.

Most working-class men with homosexual tendencies during the Middle Ages and the Renaissance likely married, raised children and confined their relations with men to a few isolated trysts. Those caught in flagrante delicto were tortured, maimed or killed. Clandestine coteries of intellectual men who preferred the company of other men existed occasionally, but the stake always loomed. When such transgressors were legally untouchable—as with monarchs, favored generals and members of privileged aristocracies— psychological castration was employed. Critics in the know were swift to portray even the most calculating rulers and virile military men as superficial prancing pansies once their inclinations became known. The ancient association of weakness and effeminacy with homosexual passivity never faded from the popular imagination in the West. As all sodomites, since the age of Justinian, were considered to be a similar lot, all were equally abominable, equally feminine and equally impotent. Despite appeals to divine and natural law, for Westerners adult male homosexuality remained an offense against manhood. Those who transgressed against cultural codes of masculinity that forbade homosexuality often had theirmasculinity stripped away in a final public shaming. Those who others imagined did not carry the mantle of manhood with due reverence were made as women before

all. In the nineteenth century, as science and reason competed with religious superstition in public discourse, homosexuals known as uranists sought to advance their cause by appropriating the stigma of effeminacy; they argued that they were never really 'real men' to begin with. To gain public favor, rather than portraying themselves as men who simply preferred men, they portrayed themselves as something else. In effect, they castrated themselves.

The urning theory of homosexuality was conceptually devised in 1852 by Ludwig Casper, who suggested that preference for homosexual sex was an inborn trait that suggested a 'hermaphrodism of the soul.' Around 1864, lawyer Karl Heinrich Ulrichs published brochures in which he coined the term urning, drawing from a mention in Plato's Symposium, which seems to suggest the goddess Aphrodite Urania was a patron of 'noble' homosexual love. It was believed that Aphrodite Urania was born directly from Uranus (Greek god of the sky), which distinguished her from the more common

Aphrodite Pandemos, born of a man (Zeus) and a woman (Dione). As such, Aphrodite Urania represented high or spiritual loves, whereas Aphrodite Pandemos was associated with earthly lusts between a man and a woman. It is perhaps telling that Ulrichs selected Aphrodite Urania to represent his concept of the urning: while Aphrodite Urania maintains a connotation of nobility in sentiment, she is still fundamentally a female who sprang forth from a male. It's the perfect gay-stereotype image—a woman that springs forth from a male, like a drag queen.

Ulrichs' urning was not a true man, but rather a man with a woman's soul. He was supposedly unable to copulate with women, and it was his nature (as someone who was a woman on the inside) to seek out the male body. The argument then followed that if uranism was his inborn nature—if he didn't have a choice—then it was indeed cruel to punish him for acts in accordance with this nature. In the post-Enlightenment atmosphere of the

nineteenth century, the reform of oppressive moral and legal systems was possible, so long as convincing arguments were made in the interests of reason and the greater good. Ulrichs' assertion, one that would have delivered him to the stake a century or so before, now evoked some public sympathy. The homosexual man was no longer a man with unusual tastes, but a different breed of person altogether. A fair and rational society, it was theorized during the Enlightenment, should not punish or ostracize a person simply for being born 'different.' Does this sound familiar? It should, because it is the favored rationale of The Gay Party today, despite the fact that in the course of the century-and-a-half that followed, scientific evidence to back this theory remains spotty and inconclusive at best.

Magnus Hirschfeld, who could be called the father of the modern Gay Rights Movement (though the term gay was not adopted by homophile activists until many years later, in America), also realized the political potential of this position. As a doctor, he set about proving the theory by 'studying' known homosexuals and eventually became known as something of an expert on uranism; he was often called to testify in legal hearings when suspicion of homosexuality was involved in a case. He made the theory of uranism the central argument of his campaign against Paragraph 175, the portion of the German criminal code that criminalized homosexuality. Hirschfeld very nearly achieved victory, though his progress was stifled as Nazi influence in Germany grew. However, due to his influence, many medical professionals began to consider the theory of uranism. The groundwork was laid for the acceptance of both the notion that homosexuality is an innate natural affliction, and the notion that a man who experiences same-sex desire is a distinctly different sort of man—a man who is a woman inside, from the moment of his birth. Hirschfeld's ideas were not without their detractors, even among men with homosexual tastes. Adolf Brand, initially a supporter of Hirschfeld's organization, the Scientific Humanitarian Committee, took a marked dislike to Hirschfeld's key strategy—medicalizing homosexuality and advancing the emasculating theory of uranism. Brand and his associates instead took a

more principled, rather than pragmatic, position. In Brand's trailblazing magazine Der Eigene, writers denounced the theory of uranism and railed against the religious asceticism that was the cause of antisodomy laws in the first place. Der Eigene was often heralded as a journal for ‚male culture.' Brand considered both pederastic and androphilic homosexual relations to be healthy and socially constructive forms of male bonding. For Brand, homosexuality was a wholesome expression of masculinity among men who may or may not choose to marry women at some point in their lives. In stark contrast to the 'subspecies' of male women put forth by the uranists, Brand's homosexuals were simply men who celebrated masculinity and who preferred the company of (and, ostensibly, sex with) other males.

Unfortunately, Hirschfeld had dubious science on his side, and the more culturally focused Brand has been written off as a radical fanatic, a pederast, or a misogynist. He was probably all of the above, but his example proves that, even at the birth of the movement for sexual freedom, there were homosexual men who did not consider themselves to be fundamentally different from other men, and who abhorred the idea that they were 'hermaphrodites of the soul.' I've read Brand's work, and I don't agree with all of his ideas. But in challenging the idea that homosexual desire automatically makes males something else, that it makes them intrinsically less masculine than their heterosexual counterparts, and by

championing male culture, this manifesto is very much an echo of Brand's initial dissent. The strategies employed by Dr. Hirschfeld and the uranists were significantly developed by homophile activists throughout the twentieth century. While it is notable that many of the early gay activists in the 1960s and 1970s[18] followed Alfred Kinsey's model, wherein almost everyone is more or less bisexual, gay advocates in the 1980s and 1990s reverted to

Hirschfeld's strategy and pressed the idea that all those who engaged in homosexual acts were 'born that way,' and gays must be considered a special minority group. The gay activists and supporters of The Gay

Party line in the twenty-first century are the direct heirs of the uranists. The new uranists, bolstered by the success of other struggling minorities, continue to scramble, as Hirschfeld and others did before them, for medical evidence to validate their claims. They have created an artificial division between men and 'gays,' who are something else—a race of men who are not-quite-men: gay men. These gay men have appropriated the stigma of effeminacy; and routinely socialize each other to 'be more gay' because they believe that this is what homosexual desire implies in men. After the onslaught of AIDS, the

Tom-of-Finlandesque subcultures of butch gays never quite regained the social prominence they had in the 1970s, though both nostalgic scenes and new mutations that embrace masculine homosexuality currently exist. Gay advocacy and gay culture today are dominated by feminists and shrill male women. To accept homosexuality in oneself is now equated with accepting an intrinsic effeminacy, and any denial of this is widely believed to be symptomatic of 'internalized homophobia.' On some level, the gay mainstream still regards homosexuals as 'hermaphrodites of the soul'—no matter how masculine they may be in behavior or appearance. Effeminate gays still take great pleasure in referring to masculine homos with female pronouns.

The real 'internalized homophobia' is the belief that you can't truly be a man simply because you love other men. Over the course of history psychological and physical castration have been the most powerful weapons of those who despised homosexuality. Institutionalizing the idea that all homosexual men are fundamentally different from other men, and fundamentally less masculine, essentially says that, on one level, those homophobes are right. Gay advocates argue that they are ‚second-class citizens,' but they seem to have no problem with being 'second-class men.'

While the modern Gay Rights Movement has secured a comfortable level of liberation for those with same-sex preferences, gays made a Faustian bargain in trading away the masculinity of all homosexual men to

get there. Rather than acknowledging that there are and have always been homosexual men who are masculine as well those who are feminine, and differentiating between the two, latter-day uranists gathered all same-sex- oriented men under the effete gay rainbow banner. Instead of challenging the ancient stigma of effeminacy once only attributed to men who played the sexually passive role, modern gays embraced that stigma and applied it to all men who engage in homosexual acts. By creating a separate, ghettoized gay culture characterized by overt and affected effeminacy, and immersing themselves in it, gays have effectively constructed a cultural barrier between themselves and other men. By identifying themselves as gay men, homos perpetuate the idea that they are a dramatically different sort of male, a male who is constitutionally less manly, a male who is deficient or inferior to the straight male. The gay

identity is so powerful because the gay community invited those who were outcast, who were stigmatized as being different, to accept that difference and see it as something that makes them special and should inspire self-worth. What I am doing here is questioning the idea that they were ever really all that different in the first place. Instead of liberating homosexual men from the stigma of effeminacy, gays, in concert with feminists threatened by masculinity, simply made effeminacy more acceptable. Since many die-hard effeminates are ambivalent about masculinity at best, and because they think effeminacy is absolutely fabulous, it is easy to see why they wouldn't be overly bothered by this. Many gays truly like the idea that they are not quite the same as men, and imagine themselves to naturally possess all of the best attributes of both sexes. Perhaps, because of this, they figure it's not their concern, and that anyone who values masculinity and who is uncomfortable with the stigma of effeminacy ought to speak for himself. So I am.

[1]Greenberg, Crompton

[2] Greenberg

[3] Crompton

[4] Crompton

[5] Crompton

[6] United States Holocaust Memorial Museum, Holocaust Encyclopedia- “Persecution of

Homosexuals in the Third Reich” (http://www.ushmm.org/wlc/en/, accessed 4/23/06)

[7] Indeed, I’m well aware that by writing this, my own behavior will be placed under a microscope,

with queens and straights alike looking for ‘evidence’ that, as one fellow already put it, I’m secretly

the “faggiest fagola in fagtown.”

[8] Genet, Jean. Querelle. - “It seemed to him that he was pressing his face against a mirror and that

his tongue was excavating the inside of a statue’s granite head.”

[9] Heavey, Bill. “The Fat Man – In Hunting Camp, Size Does Matter.” Field & Stream.(online)

http://www.fieldandstream.com/

[10]Cantarella

[11]For more on this, see Steven Zeeland’s entertaining The Masculine Marine.

[12] Mark Simpson. “Curiouser and curiouser.” http://www.marksimpson.com/ (February 15, 2006)

[13]In antiquity, it was believed that the relationship between Achilles and Patroclus was a

sexual/love bond. Of course, in Wolfgang Petersen's Troy (2004), they were 'cousins.'

[14](B.R. Burg) Plutarch. Lives, "Pelopidas."

[15]King of Prussia from 1740–1786. (Crompton)

[16]Zeeland specializes in interviews with homosexual men in the military. See his The Masculine

Marine and Sailors and Sexual Identity, among others.

[17]Crompton

[18]See specifically Carl Whittman's Gay Manifesto, circa 1970.

'MAN'

THE NATURAL RELIGION OF MEN

I've spent a great deal of time talking about masculinity so far—who hates it, who likes it, who is masculine and who is not. But what is it? To an extent, masculinity is universally understood. While many would discuss it as if it were nebulous or undefinable, and a survey would likely gather a wide range of answers, everyone reading this can differentiate between men who are masculine and those who are less so. We can quibble over what makes a guy manly, but it's not as obscure as it is sometimes made out to be. It is also less extreme than it's made out to be. The first examples of masculine men that come to mind might be cops or soldiers or athletes. But I just took my morning walk to the store, and while I saw masculinity embodied in the construction worker purposefully grabbing tools out of his truck, I also recognized masculinity in the grocery-store shift manager and some kid barely out of school.

People reach for those extreme examples of manliness because masculinity is not just a quality shared by many men, but also an ideal to which men collectively aspire. Masculinity is a religion, one that

naturally resonates with the condition of maleness. Worship takes place at sports arenas, during action films, in adventure novels and history books, in frat houses, in hunting lodges. If there's nothing essentially different about men and women, why are so many men drawn to these things? Why do men find these things so satisfying?

Steven E. Rhoads recounted an illustrative story in his Taking Sex Differences Seriously about a peace-loving Berkeley feminist struggling to raise a peace-loving 3-year-old son. Her problem was that he was fascinated with guns and naturally gravitated to them, even ingeniously manufacturing them in their absence, despite his young age and upbringing in a household where the only thing on television was Sesame Street. It was no surprise to me when, some time after reading this, I came across an article in the New

York Times citing a study that linked the handling of guns to a spike in testosterone levels in men.[1] Another widely cited study has shown that sports fans experience a 15 to 20 percent increase in testosterone when their team wins.[2] There are other studies that have recorded similar relationships between traditionally masculine behaviors and chemical changes in the male body. I'd be willing to bet that researchers could find chemical changes in men or boys after roughhousing, fighting, building something with a hammer and nails, lifting more weight at the gym, unloading a truck, or any number of other activities associated with manliness. I say this because I've personally noticed a certain male exhilaration and satisfaction, a physical sensation of masculinity that seems to stem beyond mere psychological gratification when actively engaged in these things. There's something to this 'being a man' business. It's not just some completely constructed social identity, as many gays and feminists believe. The things that men like, the behaviors that resonate with them, and idealized masculinity are physically part of being born male. Where ideals of masculinity are absent, men seem to create them in much the same way that they seem to spontaneously create religion. While the specific behaviors and ideals of masculinity change somewhat, sometimes greatly, from culture to culture, there is a distinct

cross-cultural commonality in what it means to be masculine. Social constructionists often like to find some rare exception to the rule to invalidate this, but I'm just not the type of guy who believes rare exceptions really invalidate obvious truths. Just as I said almost anyone reading this could identify a particularly masculine man if they were given a range of men and asked to do so, I believe you could do this easily among any culture that has ever existed, and that the man chosen would be generally regarded as masculine by his peers—assuming there wasn't some transgression of a culturally specific masculine code in his past unknowable to you. This is why I refer to masculinity as the natural religion of men; the concept of manliness doesn't just come out of nowhere — it grows naturally from the physical experience of maleness. What differs from culture to culture is the way in which men develop this religion. To discuss masculinity effectively, I've found it helps to separate it into three different aspects: physical masculinity, essential masculinity, and cultural masculinity. All three have a complex relationship with one another.

PHYSICAL MASCULINITY

Physical masculinity is simple but by no means completely understood by science. At its most basic, it is sex—the physicality of being male. It includes both primary and secondary sex characteristics, from simply being born with a penis to being physically stronger than females and usually having different body-hair patterns. But there is more to it than that. I've already touched on the fact that men are hormonally different from women; this must have a significant impact on their behaviors and the way they experience things. There is some evidence that men as a whole have significantly different brain structures and natural aptitudes. Their senses are different. They see and perceive the world differently. All of these things are part of being male, and while scientists have found some differences among some men who prefer men, my position is that

homosexual and bisexual males are still far more male in the way they experience the world than they are female.

ESSENTIAL MASCULINITY

The body informs the mind. It is the physical experience of maleness that engenders essential masculinity. Men, because of their physical experience of maleness, tend to be more naturally aggressive or assertive. Males tend to respond to certain things in harmony with their bodies. But these responses are not isolated incidents, as they appear when we look at scientific studies. These responses occur over a lifetime and have a cumulative effect. They shape personality in a profound way. From the time males are born they inhabit a male body and the way in which that body responds to the world around them has an effect on their psychology that's at least as meaningful as social conditioning. The state of maleness itself, in concert with things like hormones and brain structure and male physicality, creates a distinctly male identity independent of active social conditioning. Just the fact of being born from a woman, but being fundamentally different from her, creates the sense of a different role. For instance, a sense of being some sort of 'protector' doesn't come only from social conditioning, it develops naturally from knowing that you are physically stronger and perhaps more aggressive than your mother and/or sisters. It comes from identifying with the obviously bigger and more aggressive men around you, and less so with the women close to you—from knowing that you are destined to be more like the men. A woman's psychological identity similarly grows from the same obvious differences between the men and women around her. Gender isn't only something we are taught, it is something we see and experience on a personal level. Differences between the sexes aren't merely something a child learns, they are something a child observes and processes on his own. You can't do away with that simply by teaching children that men and women are the same. Anyone with eyes can see that they're not. Observable differences between the sexes create observable

differences in psychology. One of these differences in men is the need to establish that difference. At the most basic level, it may boil down to a question like, “If I am not one of the women, if I am not going to bear children like my mother, what am I and what role do I play? What does it mean to be male?” We all begin life as females, and grow inside females. Being male is being different; it is the first sense of being different that males usually experience—before differences like race or class are even recognizeable. As such, being male is fundamental to a man’s sense of self. This is why being a man is so easily idealized; it starts out that way. It starts with recognizing that difference and conceptualizing what that difference means. If you think about men who are idolized as being manly, what they have in common is that they are most different from the way women are perceived to be. This is why the men described as manly are the biggest, the strongest, the hairiest, the most aggressive, the toughest, the most powerful, the least sensitive and the least nurturing. Being manly is being different from women; it means exhibiting qualities opposite from those perceived in women. Do some women also exhibit characteristics attributed to men? Of course they do. Some are quite physically strong, some are aggressive, some are tough, some aren’t especially nurturing or sensitive, some are powerful and some are even kinda hairy. But to say that most are would be an obvious lie. Being manly essentially means being different from the majority of women. It is in establishing this difference that men do some of their most impressive work. Aggression, and its more civilized sibling assertion, are essential aspects of masculinity. The nature of masculinity is active. Being a man, in virtually every culture, requires that men ‘go out and do something.’ It requires that they compete and establish their manhood by winning the esteem of men, usually by triumphing over other men or women or nature. In doing these things, on some level, men are establishing their masculine identities and a sense of belonging among men. Being a man requires that you accomplish something. Women accomplish many things, especially today, but it isn’t required of them to be considered women. As attractive women know well, their womanhood is affirmed, usually by men but also by

women, for simply being attractive. A man may be extremely attractive, and thus considered desirable. But if he doesn't prove his manhood, instead relying on his looks, men will regard him as an impotent, narcissistic dandy. This difference in the way manhood and womanhood are perceived is easily observed in contemporary Western society, but anthropologist David D. Gilmore, who has studied cultural concepts of masculinity in various cultures, makes a similar point in his

MANHOOD IN THE MAKING:

Although women, too, in any society are judged by sometimes stringent sexual standards, it is rare that their very status as woman forms part of the evaluation. Women who are found deficient or deviant according to these standards may be criticized as immoral, or they may be called unladylike or its eqivalent and subjected to appropriate sanctions, but rarely is their right to a gender identity questioned in the same public, dramatic way that it is for men. A male might be considered manly at first glance if he simply grows a beard — evidence of physical manliness—but he won't be considered truly manly by other men unless he behaves in a certain way. A man must do something to earn his manhood.

This desire to do something, to prove manhood often manifests itself in raw aggression, which has been useful for men but is generally nonproductive in civilized society. Prisons are full of men who were trying to prove their manhood in some nonproductive way. Sometimes, that raw aggression is channelled by a warrior ethic; drill sergeants bring it out in their recruits and these men serve as our soldiers, as they always have. It's also channelled productively by professional athletes. But these are extreme examples. This desire to prove manhood, to actively accomplish something or triumph in some way, often manifests itself in male ambition. There are certainly ambitious females. But men are, as a whole, more driven, and I think this in some way reflects a very male desire to prove their manhood, to prove they are 'good for something' in a way different from women.

Ambition is not exclusive to men, but it is a very male thing that comes naturally to many men. This ambition to, in some way, assert oneself has not only resulted in wars and violence, but also in the exploration of the world, our greatest works of art, our most impressive inventions, the most magnificent buildings and the most successful companies. In this way, I see masculinity not only in lumberjacks and Navy SEALs, but also in someone like Bill Gates or America's early so-called robber barons and industrialists.

There's a reason why more men than women love repeating popular slogans like "Go Big or Go Home," and "GIT-R-DONE."[3] Men prove themselves to other men through accomplishments that require sacrifice and hard work.

It's expected of them to 'go big,' whether that means getting a big truck or being the first in their field to do something impressive.

This brings me to values like self-reliance and independence, which are exceedingly important to most men. Men are, at the very least, expected to carry their own weight. Manly men are leaders, whether it be in the home or the office. A man earns respect by taking charge without asking for assistance. The old but illustrative cliché about men refusing to ask for directions comes to mind. Men also often love their sports teams, but they love the standouts and stars of those teams even more; they make them into heroes and role models of manliness. Men idealize and want to be the man whom my father jokingly refers to as 'Mr. Make-It-Happen.'[4] Self-reliance and an assertive, take-charge mentality are essential to masculinity.

I don't care if you're talking about executives or construction workers or composers or some isolated tribe of hunters and gatherers. Being a man means bringing home the goods, whether it means a fresh carcass or a new account. Yes, today's woman may be able to bring home the bacon and fry it up in a pan—but all of this is not required of her to simply be considered 'womanly.' This may change, but I doubt it,

because there is still that essential difference between men and women that is not merely constructed.

Essential masculinity is characterized by desire. Essential masculinity is the desire which grows naturally from the physical experience of being male—the desire to be assertive, to exert strength, to be aggressive, to be independent, to differentiate oneself from women and to idealize manhood.

CULTURAL MASCULINITY

Cultural masculinity refers to the different ways in which various cultures and social groups idealize manhood. All cultures spontaneously idealize manhood; this is why I consider the desire to idealize manhood essential to the experience of maleness, as I explained above. But cultures idealize masculinity differently, based on their needs and circumstances. Cultural masculinity is malleable, but when groups associate behaviors or even garments with masculinity, they become quite meaningful, because the identity of 'man' is so fundamental to almost every man's sense of self.

Many of these things stem from essential masculinity but are not essential by themselves. Chivalry and samurai codes of honor are examples. Others—whether or not you eat quiche or like your steaks raw—may seem completely superfluous and silly; they have no real bearing on how essentially masculine you are, though each will be regarded as a gauge ofmasculinity by many.

Cultural masculinity is extremely influential and meaningful for most men. It is this aspect of masculinity that makes it most like a religion. Or rather, an organized religion. Essential masculinity is something spiritual, a quality of the soul;[5] cultural codes of masculinity form the doctrine of the masculine religion. Because being a man is so significant to men, things successfully associated with manhood gain some of that significance. When ideologies are associated with masculinity, men are especially vulnerable to

a male-specific sort of manipulation. Masculinity carries ideology like fat carries flavor. When some belief system entangles itself with what it means to be a man, the results are sometimes disastrous and other times quite inspiring. Religions, racism, and forms of nationalism are particularly volatile. When being a man means belonging to a group, that group can redefine masculinity for the men belonging to that group according to its own agenda. World War II is the obvious example, with each man— whether Communist, Nazi, Fascist, or a proponent of democracy and freedom—believing in some way that he was doing his duty as a man to fight for those beliefs. Each were heroes for their own cause, and took pride in that role. The Nazis did an especially impressive job of linking National Socialism to manhood; from their youth programs to the overtly masculine way in which they styled themselves. Fighting for a cause that offers manhood gives men an opportunity to prove their manhood, but in many cases just supporting the cause, as with sports teams, offers a prepackaged sense of collective masculinity. Many men 'prove' themselves men merely by belonging to a group or supporting a group cause. They are men because men support the cause. Men have traditionally loved and been admired in uniforms because uniforms advertise that belonging, that cultural association with some masculinized group. Whether we think this is good or bad in hindsight depends on what we think of the cause itself. Such is also the case with religions, many of which utilize the desire to prove manhood to their advantage; a common Christianist bumper sticker proclaims "Real

Men Love Jesus." Modern Islamo-fascists make use of their culture's fusion of Islam with manhood, and incite men to terrorist and even suicidal acts to prove their masculinity.

However, societies and religions also manage to manipulate essential masculinity in positive ways that serve the individual, the community or both. Stewardship, responsibility, courage, honor—to 'protect and serve'— have all been integrated into cultural concepts of masculinity to the benefit

of mankind. Cultures shape essential masculinity to fit societal and individual needs to bring out the best in men. Codes of masculinity mold boys not just into men, but productive and successful men who then mold society. Value systems can and do change over time, but when they are ignored or when destructive values become more attractive, men run amok.

Urban gangs and small groups of poorly supervised teenagers demonstrate how hastily males cobble together a collective masculine ideal, when existing ideals and role models are either absent or viewed to be impotent.

Unfortunately, those ideals born from adolescent rebellion instead of thoughtful adult consideration tend to be shortsighted and destructive.

Gilmore has provided the most insightful and concise understanding I'veread regarding why cultures develop masculine ideals, why they create this religion of manhood. He presents masculine ideals as guards against "boyishness" in men, as ideals that drive men away from "regression" into modes of behavior that revolve around nonproductive, childlike gratification: Regression is unacceptable not only to the individual but also to his society as a functioning mechanism, because most societies demand renunciation of escapist wishes in favor of a participating, contributing adulthood. [...] In sum, manhood imagery can be interpreted from this post-Freudian perspective as a defense against the eternal child within, against puerility, against what is sometimes called the Peter Pan complex.

The gay community, by rejecting all masculine cultural ideals, rather than only those which prohibit homosexual expression, allows its males to remain boys. Many gay men never grow past a focus on instant gratification and devil-may-care, hedonistic sensualism. The gay community promotes nonjudgmentalism and relativism, only expecting its males to accept their gay identity and find happiness by doing whatever feels good to them at any given time. Gay culture celebrates superficial pursuits like fashion and looking good, but rarely celebrates

potential role models who do anything more substantive—unless they're political activists working on behalf of the gay community. By separating gay men from other men and quarantining them in a ghettoized gay culture, the gay community deprives its males of productive masculine role models. It mothers its boys according to a misguided feminist undertanding of masculinity, but deprives them of father figures who will challenge them, demand more from them, hold them to a higher standard—a masculine ideal—and inspire them to become men.

Part of the problem with many feminists and gays is that they do everything but play into men's need to be men. The goal of many feminists is to bring out a man's 'feminine side,' to make men more like women. They want to neutralize masculinity and make it 'safer.' But that's not what males instinctively want or truly need. They don't want to be more like women. They are males, and they want to be more like men. In a very realsense, I'd link the current popularity of conservatism to a backlash against liberal, feminist-influenced 'mothering' of men. I've even read of some lame attempts by feminists to create school discussion groups where males can get together and talk about masculinity—usually with the agenda of preventing rape. Men don't go to henhouse discussion groups to talk about their feelings about masculinity. Those who would care about these groups are probably not the ones who would commit rape. Males don't look to women or effeminate gay men for advice on how to be men. They look to other men, and if the men around them don't seem virile or manly enough, if those men aren't different enough from women, they'll look to other men when shaping their own personal codes of masculinity. The vast majority of men will always look to men who are manly, who are essentially different nfrom women and who will help them differentiate themselves and form their male identities.

If the 'sensitive' man is really 'in,' I don't see it. I see the rise of Ultimate Fighting[6] as my generation's answer to boxing. I see urban hip-hop culture, which glorifies street violence, crime, easy money, flashy status

symbols and irresponsible sex, surpassing other subcultures in terms of mainstream popularity. Instead of wanting to grow up and be cops and firemen and astronauts and soldiers, boys increasingly grow up acting like they want to be 'pimps'[7]—prison-hardened 'stone cold playaz' that make the previous generation's 'sex, drugs & rock 'n' rollers' look like candy- asses. I see ever-more-violent movies and video games. I see SpikeTV and endless sports channels. Male aggression isn't going away. While today's men might be excessively mothered by institutionalized feminism and leftism, they are still seeking out father figures in especially masculine men. Father figures and manly role models—heroes—make up a pantheon of gods for men. Men are natural hero-worshippers. These heroes are not only heroes in the traditional sense, but heroes of all sorts who exemplify masculinity in different ways. Not just warrior and John Wayne types, but Godfathers and rock stars and athletes and villains and historical figures and the guys who have achieved what men want for themselves. The natural gods of men are other men, mythic or real, who embody manhood in men's eyes. Heroes shape cultural concepts of masculinity; they give manhood personality and character. In the virtual absence of communal coming-of- age rites, and without strictly defined societal codes of masculinity, heroes play an even more central role in guiding men into manhood than they probably once did. Men worship the concept of 'man' by admiring and imitating other men. Men integrate the honor codes of their heroes into their own personal code of honor; the styles of their heroes' masculinity are integrated into the way each man expresses his own essential masculinity.

Men are unique composites of their varied heroes—their gods of masculinity. 'Man' is a religion shared by almost all men. Manhood is fundamental to who men are; the way they conceptualize masculinity is the way they form their most basic sense of identity. This religion, through its culture, ritualizes and channels their essential and physical masculinity. Their understanding of what it means to be a man guides their behavior and forms their personal code of honor. What a man will and won't do is more often than not related to what he personally

believes a man should or should not do. Masculinity in its most religious sense can be problematic—but it's not a problem. It's a solution. It guides boys into manhood, accomodating differences between the sexes and making use of the natural male desire to find meaning in maleness. The majority of males will always seek that meaning, they will always want to perceive themselves as being manly.

Those who laugh this off, seek to render masculinity meaningless, or to make it a virtual equivalent of femininity do so at their own peril. Men will simply seek out manliness elsewhere. For a society to get the most out its males, it has to affirm their masculinity in a productive way—not simply negate it. Its male role models—its masculine gods—must be both productive and manly. It must offer a cultural code of masculinity that encourages productive behavior. But it must let them be men. It must show them how to be men, or they will simply be male. And males running amok without a productive sense of what manhood means can be extremely counterproductive—for both those individuals and for society in general.

[1]Carey, Benedict. "In Men, 'Trigger-Happy' May Be A Hormonal Impulse." New York Times. May

9, 2006.

[2]Fielden, J., C. Lutter, and J. Dabbs. 1994. "Basking in glory: Testosterone changes in World Cup

soccer fans." Psychology Department. Georgia State University.

[3]"GIT-R-DONE" is attributed to Daniel Whitney, aka 'Larry The Cable Guy.' Incidentally, it's also

been my personal slogan while writing this manifesto on a deadline. I tried to figure out who said

"Go Big or Go Home" first, but so many people use it that I was unable to figure out who originated

it. My apologies to him.

[4]Apologies if my father did not actually make this up on his own.

[5]I'm using the words soul and spiritual in a metaphorical sense, but you may take them however

you like.

[6]My point here is that sports are not getting less violent, or 'more sensitive.' I love Ultimate

Fighting and I think it may provide just the kind of positively managed hypermasculinity that young

men crave.

[7]In both the literal and 'poetic' sense of the word.

TOWARD A MASCULINE IDEAL

Homosexual males are males running amok. The lack of universal acceptance for homosexuality is not, as it is often portrayed, the root of all ills among homosexual males. Universal acceptance for homosexuality is unattainable. But even if it were attained— if parents across the world suddenly started hoping their children would become homos—it wouldn't solve all of the problems that many believe it would. Homosexual males are males who have been robbed of a masculine ideal. Most are lost boys without a sense of what it means to be men—Peter Pans who never become men and leave the never-neverland of The Gay Party life. Homosexual males don't become men because they're never expected to, because they don't recognize themselves as 'real' men; they regard straight men as MEN and regard themselves as something else. Because they've been stigmatized as being effeminate, they play at being womanlike; but they're simply not female. They take female role models— powerful but often tragically self-destructive women like divas—and identify with them instead of

with powerful males. They will never really become truly like those women. Homosexual males will always still essentially be males. And because they're males, they still demonstrate distinctly male tendencies. Fortunately, perhaps because they're expected to act like women and concern themselves with girly things, they aren't a particularly violent bunch overall. But all of that innate maleness—that aggressive, restless energy—seems to find instead an outlet in promiscuous sex, drug use, alcohol abuse and generally adolescent behavior. I'll plead the Fifth with regard to adolescent behavior, but these problems are much less prevalent among lesbians. They have other issues. The problems specific to the homosexual male population are the result of unchecked maleness. It is a relatively new thing in the West to be an openly homosexual male who is free from the threat of prosecution or physical oppression and, for the most part, tolerated by society. Because homosexual men have traditionally been beyond the pale of conventional morality, there are no codes of morality that govern them as a group. There's no ideal or model to guide their behavior. Productive male role models are virtually nonexistent. Gay icons are virtually all tortured, self-destructive artists, and most are female. If homosexual males are going to be more productive and less self-destructive, they need more productive male role models and they need some sort of code of honor, a set of common values, a model of behavior, something they can aspire to—something that works in harmony with their essential male nature. I know. I know homosexual males are sick to death of moral codes and social ideals. Many gays believe all codes and ideals are fundamentally oppressive, and at any rate they've long since conceded the territory of morality and social ideals to those who reject homosexuality, especially religionists. Gays view virtually any talk of ideals designed to moderate their beavior as homophobic and heterosexist. (They have a lot of good ideas , though, for what straight people ought to do.) The cliché ‚coming- out' drama always tells the tale of a nice boy who tried desperately to meet his family or social group's ideals but who then ultimately failed, accepted his gay identity and escaped over the rainbow to pursue his new, free, gay life with the unlikely boy of his dreams. A nice fairy tale, if you're

into that kind of corny stuff. However, no one really ever adequately explained why so many of these nice boys who have broken free from the slave chains of social ideals and conventional morality manage to end up addicted to drugs or suffering from sexually transmitted diseases. I believe that in part this is because the gay never-neverland is a wild, propagandist's paradise swarming with exotic bugs and unmarked pitfalls. There is no trail, and there is no guide. That may be exhilarating for a few quick-witted, fiercely independent adventurers...but most folks would fare better with some sort of map.

I'm not a particularly 'moral' guy, by the usual definition. I'm not concerned with Judeo-Christian sexual morality or arbitrary, rigidly enforced concepts of right and wrong. I believe that what is productive for the individual is often productive for society as well. I'm interested in solutions that make sense for homosexual males, solutions that will challenge and bring out the best in them—instead of encouraging, as I believe gay culture does, their least productive tendencies.

The purpose here is to reclaim masculinity for androphiles, to reclaim manhood—this religion of man—and adapt it to their condition. Prohibition against homosexuality in men and the deterring stigma of effeminacy are breaking down; they're both malleable, cultural aspects of masculinity. Only the divisive gay identity itself stands in the way of homosexual males taking their rightful place beside men and truly becoming men in their own right. By perceiving themselves as men, by seeing their sexuality as a mere difference in sexual preference and dropping all of the baggage that comes with gayness, they can look to all men, straight men and homos alike, for productive models of masculinity that are compatible with their own essential masculinity. They can look to great men, manly men, for guidance. They can build their own personal pantheon of male gods and mold their own sense of what it means to be a man in the image of those gods, as other men do.

Many homosexual men want to think of themselves as being masculine and hold masculine ideals in high regard. But they find themselves

lumped into the gay community, which sends the opposite message—to behave effeminately and reject both masculinity and masculine codes of behavior.

If masculine homos do this, however, they're rejecting a part of who they really are. By reevaluating masculinity and finding out what it means to be men, they may find a part of them has been sorely neglected. They may find fulfillment and direction and meaning in ideas and activities that are meaningful and productive for so many other men. By discovering what it means to be men and aspiring to manliness, they may find kinship with other men and earn their respect. They may find heritage in a history that is suddenly more familiar than alien. They may find that they become more comfortable around straight men and share more in common with them than they ever imagined. They may find that other men can show them more about themselves than women ever could. They may find that embracing masculinity is better, more productive for them than rejecting it. Being a man isn't a given; it is something proved, an ideal aspired to, and they just may find that in proving their masculinity and aspiring to that ideal they gain something more substantial than their sexuality to be proud of. In reclaiming and rediscovering masculinity, they may actually find themselves. I have.

And so have many other men that prefer men, who refuse to be defined by their sexuality alone. I've met and spoken with plenty of homos over the years who do consider themselves men first, who enjoy the company of men and relate to them as masculine peers, who enjoy male culture, conduct themselves in a manly way and find role models in great men. These androphiles are out there, living their lives independently, not really asking for much of anything from anyone. But because they are on the fringe they are still, to a great extent, men without a code. Many have their own personal codes, adapted from codes of masculinity learned from fathers and brothers and role models and applied to their own lives. That's basically what I'm suggesting here. However, I think it would be helpful to set some basic expectations—to establish some sense of shared values among these

men. Not so that they can be better accepted by mainstream society, but to guide them—to help them be better men, for their own personal benefit.

There are some cross-cultural male-oriented values that have proved especially effective in getting the best out of men. These manly values holdmmen to a higher standard of behavior, make being a man something worthmaspiring to and make manliness a quality that evokes a meaningful sense of personal pride. I firmly believe that you don't get the best out of males by coddling them or giving them a shoulder to cry on, but by challenging them.

You get more from men by expecting more. And by expecting more from themselves, men become more productive and less destructive. Their natural male drives are channelled in a more productive way. Codes of masculinity are regarded by gays and women as being oppressive—and they can be when taken to counterproductive extremes—but it is in striving to meet some sort of ideal, in trying to become the sort of man that other men admire, that men get the best out of life. With this in mind, I'm going to suggest a few values—manly values—that I believe would be especially productive goals for androphiles.

SELF-RELIANCE, INDEPENDENCE, AND PERSONAL RESPONSIBILITY

When someone says "be a man," they are usually encouraging a male to be self-reliant, to be independent or to own up to and take responsibility for his actions. There's almost a universal understanding that a grown man should be self-reliant—that he should be able to handle his own affairs and make his way through life independently without relying on others. There's nothing wrong with asking for help once in a while, so long as it's apparent that you've made your best effort before asking for assistance. Most men are happy to help men who have shown they can usually help themselves. Self-reliance is really

what separates the men from the boys, and it's extremely important to most men; it's fundamental to their sense of self- worth.

When the gay community talks about self-worth and self-image, their

therapy-induced take on it is far too reminiscent of personal affirmation —in the most whimpering, Stuart Smalley sense. It's the wound-licking of the scorned and defeated. It's self-encouragement for those trying to convince themselves simply to go on, to merely survive. There is a far greater sense of self-worth to be gained by knowing that you have stood on your own and triumphed over adversity without crying out for help or sympathy at every scratch from that oh-so-cruel or indifferent world. A popular gay anthem has always been "I Will Survive." If androphiles were in need of an anthem, I would suggest "My Way." It's a code of self-reliant, tenacious manhood written into song.

Self-reliance is an especially appropriate value for androphiles because there's a good chance that many of them will live life without the support of an immediate family. There's a greater likelihood that many of them will live a substantial part of their lives single. It is essential that androphiles take pride in taking care of themselves and making their own way, because there's a greater chance that they'll have to live independently. They may form strong friendships, but men expect other men to pull their own weight —and they should. Friends who make themselves consistently burdensome quickly become distant acquaintances.

I've already ranted about the tendency among gays and gay activists to promote a culture of victimhood among homosexual men, about how they constantly blame society for their common problems. That's a poor strategy for gaining anyone's respect, let alone the respect of other men. Part of being a self-reliant man is taking responsibility for your own problems instead of blaming others. Everyone has a hard time or gets fucked over by life sooner or later. People may be sympathetic to your plight and see how things might be better for you if the world were different—but you'll never earn their respect unless

you pull yourself together and rise above your situation. It might be comforting to believe that society had a role in your personal undoing, it may even be partially true, but but blaming society is almost always an evasion of responsibility. It's not society's fault when homosexual men get STDs or end up addicted to drugs. It's their own. And that will continue to happen as long as they run around having unprotected sex with strangers and taking no interest in their own preservation. Men need to take responsibility for the things that they do, but they won't unless we expect them to. It needs to become part of some personal code linked to their sense of self-worth. It's not a moral issue; it's an issue of self-respect. I have no moral qualms about men having no-strings-attached sex. Boys will be boys. Males perceive sex differently, and because sex between men doesn't result in children, there's really no reason to insist that they conform to the heterosexual ideal and form lifelong, monogamous bonds. If these boys are going to be considered men, they need to understand that their actions have consequences and they need to take responsibility for those actions. I think it would be healthy to start a dialog among these men and attempt to reach some sort of consensus on some loose guidelines for sexual behavior that encourage personal responsibility, personal preservation and self-respect.

When homosexuality was illegal, it was necessary for men to have anonymous sex in public toilets, bathhouses, alleys and the like. But the gay community still embraces anonymous, promiscuous sex and fosters a culture of nonjudgmentalism; gays only ask that homos have 'safe' sex. Any suggestion that backrooms, bathhouses and glory holes encouragedestructive behavior is answered by cries of homophobia or prudishness.

Anonymous, promiscuous sex—no matter how 'safe' it is—increases personal risk. When men have anonymous sex at a high level of frequency, especially when alcohol or drugs are involved, the likelihood that they will not always use condoms or that they will put themselves in dangerous situations only increases. In many cases, the men I've known who

frequented sex clubs or engaged in anonymous, promiscuous sex did so during downward spirals of self-destruction. They were trying to fill an emptiness inside by filling all of their other holes. It's perverse, but some of the most adamant defenders of venues for anonymous sex are HIV-positive.

Many still have sex in such places, but the gay community refuses to pass judgment on such men or critique their behavior, and insists that these venues are actually good for the homosexual men because they disseminate information about 'safe' sex.

I appreciate the seedy, sexy aesthetic of the old homosexual underworld described by authors like Rechy and Genet. But sex between men is no longer illegal; it no longer has to take place anonymously in dark alleys and parks and backrooms. Encouraging this sort of behavior is destructive and regressive. The gay community, because it is a community that grew out of an embrace of alternative sexuality, has an unhealthy, even obsessive relationship with sex. It encourages men to identify themselves not only by who they fuck, but by how they fuck, and we're treated to parades of people who take 'pride' in their sexual fetishes under the auspices of 'diversity.'

The gay community makes sexuality a complete lifestyle, instead of merely a part of life.

Real sexual freedom doesn't require constant demonstration of that freedom. It is possible to embrace your own sexuality and feel free to have sex with whomever you like, however you like, without becoming a self- destructive hedonist whose life revolves around sex. The gay community advocates 'safe' sex. I'm advocating smart sex. Smart sex is not heteronormative. Being a male who prefers men does not mean you have to have anonymous, promiscuous sex. Homosexuals no longer have to sneak around, and it's time homosexual men got over demonstrating that. It's time they developed a healthier sexual ideal that puts sex in perspective and encourages responsible sexual decision-making. Straight men's sexual behavior is moderated by

women. Because male homosexuality isn't moderated by women, homosexuals will have to take an interest in what

Camille Paglia called "the custodianship of their own bodies."[1

They're going to have to take responsibility for their own health and well-being. They're going to have to moderate themselves. The culture of anything-goes nonjudgmentalism isn't working. Homosexual men, as a group, need some sort of standard that promotes productive rather than destructive sexuality, and they have to stop being so afraid to differentiate between the two.

Androphiles should expect more of themselves and more of each other. Men who make responsible sexual choices and take responsibility for their own preservation should be held in higher esteem. That should be the ideal. Promoting that ideal will encourage more men to strive for it.

Achievement

Achievement is grossly undervalued in the gay community. The gay community is obsessed with appearance, and status is often 'achieved' via genetic roulette, or by what a gay wears, or how he does his hair, or what personal trainer he sees, or how often he visits a tanning salon. As an androphile, I can certainly appreciate a good-looking fella. And there's nothing wrong with wanting to look good. But appearances play a disproportionate role in how gays evaluate each other and how they expect to be evaluated. It skews their value system away from more substantive measures of men. Men aren't held in high regard by other men simply for how they look. Men judge each other based on their skills (what they can do) and on their achievements (what they have done). Placing value on concrete achievement drives men to achieve. Placing value only on how they look or how fashionable they are drives men to drink. As Bob Hoskins said in The Long Good Friday, "You know how bitchy queers get when their looks start to go." Men

who value accomplishment are more productive, and tend to become more accomplished with time. If a man's value rests entirely on his youthful good looks and his fashion sense, he's pretty much guaranteed a lifelong decline in self-worth. Focusing solely on youth and beauty gives men nowhere to go but downhill; it gives them nothing to grow into but the stereotypical 'bitter old queen.' Concerned members of the gay community often scold gays for being 'so focused on looks,' but I rarely hear them offer what homos should be focused on. I'll offer that they should be focused on doing something—anything—but wasting their time trying to look like 21-year-old fashion models. The bear community rejected the 21-year-old look, and although they still eventually managed to stratify each other by how much an individual resembled the bear archetype, bears were deemed attractive at virtually any age. That was a step in the right direction. And it is great to see men feeling attractive in their 50s. Since many homosexuals will end up being single at different times throughout their lives, it makes sense to promote a standard of what is desirable that spans different stages of a man's life. But the focus still seems to be on being desired. I'd be a lot more impressed by bears if they stopped holding bear beauty pageants to see who can look the most "bear-ish," and instead became known for their remarkable prowess at chopping wood or building log cabins or something.

Being attractive is obviously something men who love men are going to want to be, and that's always going to be a factor in their overall self- esteem. But men need to focus on more than that if they're going to thrive and lead fulfilling, successful lives. Maybe it's enough for some really shallow dimwits to look back on their lives and say "I was really hot." But most people are not going to be perfect tens, and there's a lot more to do in life than be pretty. A lot of straight people can at least look back at the families they've raised, and derive a sense of satisfaction from the ongoing achievements of their children. Most homos will not end up raising families. And the synthetic opiate of 'gay pride' can't come close to the pride gained from actually doing something with your life beyond simply 'being gay.' By encouraging a

culture of personal achievement, androphiles can derive a sustainable sense of satisfaction from all that they've accomplished in life. Creating the expectation that androphiles, like other men, are actually supposed to do more than look pretty will make them better, more productive men. And it will probably make them happier men in the long run.

One of the main reasons I wrote this manifesto, perhaps the primary reason, is that I see so much squandered potential in homosexual males. I see so many intelligent, talented, capable homosexual and bisexual males who are undisciplined, undermotivated and caught up in the superficial distractions that gay culture celebrates. Androphiles have an uncommon opportunity for personal achievement. While I strongly advocate a sense of personal responsibility among them, they're likely to have fewer responsibilities than straight men who have families. They're less tied down by financial and familial obligations, and they are freer to relocate and travel if they choose to do so. It is easier for homosexual men to devote time, resources and energy to achieving their goals. Whether the goal requires attending distant conferences, conducting research, running a business, heading an organization, learning a new skill, relocating for a better job opportunity, campaigning, practicing, competing or writing a book—men without families simply have more time to follow their passion, whatever it might be. While other men struggle to keep food on the table or get new sneakers for Junior, androphiles can use their extra income to fund their endeavors. This is a significant advantage. Androphiles could become leaders of men in virtually any field with comparative ease. By holding personal achievement in high esteem, androphiles could become more than men; they could become great men.

INTEGRITY

It's easy to get away with a lot these days. Most of us don't settle in small communities where we live and die by our reputations. It's easy to weasel

your way out of things, and a lot of people won't hold you accountable for telling a bit of a fib, or breaking a promise or shirking your responsibilities —so long as they don't lose any money in the process. But there's something pretty damn refreshing in my book when I truly meet a 'man of his word,' someone who does what he says he's going to do, and doesn't say things he doesn't mean. And when he can't follow through, he has a good reason—something beyond 'I totally didn't feel like it'—and he apologizes sincerely. That's the kind of man I want to be around and have among my friends. I'll be the first to tell you that lying gets a lot of people ahead in life, and that breaking promises is sometimes easier than keeping them. But I just don't operate that way; I don't think it's conduct becoming a grown man. A man is someone you can count on, who is what he says he is. People don't expect a lot from gay men. They expect gays to be fruity and flaky and emotional and inconsistent. In my experience, this does often tend to be the case. And I think it reflects poorly on the gays who act that way. It's more unmanly than wearing a dress. If androphiles are really going to reclaim a sense of manhood, they need to value integrity in themselves and others. They need to be accountable and forthright— maintaining personal integrity and taking responsibility for your actions are deeply intertwined. If you're going to call yourself a man, you need to be a 'man of your word.'

RESPECT

Profound respect is earned through achievement, self-reliance, personal responsibility, and integrity, among other things. I've also already touched briefly on self-respect, which is related (or should be) to these values, especially in males. If you have a sense of self-worth based on these things, you're less likely to treat yourself poorly or put your body in unnecessary peril because you'll want to remain self-reliant and independent and continue to achieve the goals most important to you.

What I want to discuss here is a baseline respect between men. If androphiles are truly to rejoin the brotherhood of men, it is absolutely essential that they treat other men with the same modicum of respect that they'd want for themselves. This is not, it must be said, a free pass for assholes. But if androphiles want o be respected by other men, they must be prepared to offer the same respect in return—especially when it comes to another man's sexuality. I was talking with a young, reasonably attractive straight guy recently, and he admitted that I was the first homo he felt comfortable around, because he didn't get the feeling that I was waiting to hit on him and I wasn't bombarding him with nonstop sexual innuendoes. Another straight fellow told me a story about a homo he knew who always seemed to have a beef with straight men, who was openly antagonistic and projected a barely disguised air of superiority to them. Neither story surprised me, because I've watched homos interact with straight men over the years and seen, on many occasions, both open disdain for straight men and overt sexual harassment in situations where the straight men did absolutely nothing to provoke these behaviors. Throughout this manifesto, I've advocated that homosexual men see their sexuality as a difference in sexual preference that shouldn't exclude or separate them from the ranks of men. However, this won't mean anything unless homos learn to respect the sexual preferences of other men, as well. Homos are friends with other homos who are 'not available' all the time. It could be because they're in a relationship, or simply aren't attracted to one another, or have decided that they don't want to get together sexually for whatever reason. They respect those boundaries with ease. And yet, so frequently, I see them cross the same boundaries with straight men who are relative strangers. It's one thing to tease a good friend and expect the same in return, knowing it's harmless fun. It's quite another to leer at, taunt and provoke men about their sexuality and then expect them to respect your 'special' preferences. The homos who really get along well with straight men are those who respect other men's boundaries and preferences, instead of just demanding respect for their own. One of the perks of being an androphile is having access to the private world of men. We have

access to showers, saunas, locker rooms, bathrooms and the like. We are flies on the wall, seeing men in ways that straight men would love to see women. If androphiles are to be treated like regular guys, discretion in these situations is essential. Private male zones have to be respected. They have to remain private male zones—not become our strip joints, with homos snapping camera-phone pictures, making comments and leering creepily at other men. By not respecting the boundaries and preferences of other men, androphiles only widen the unnecessary divide between homo and hetero. If homos don't want to be regarded as creepy perverts, they need to stop behaving like creepy perverts. Respecting another man's boundaries means respecting his manhood, and if androphiles want to be respected as men, they need to respect the manhood of other men as well. They need to respect not only straight men, but each other. Men like to have their manhood affirmed, precisely because they value it. That's why they frequently refer to each other as 'man' as a friendly term of endearment. Treating another man like a man will generally inspire him to treat you the same way. There are some things that are meant to be 'just between men.' As a man, you know how you'd like to be spoken of, and you know what information you feel comfortable with others sharing about you. Things men do or discuss in private are to remain between them, unless otherwise noted. We live in an increasingly gossip-driven culture. Women have always been known for talking to each other about things that were meant to be private. Some of the boyfriends of girls I've known would probably break up with them if they knew the things these girls have told me (and frequently, anyone within earshot). Some women are notable exceptions, but most women are talkers, and they often talk about things they probably shouldn't. Even men these days are more prone to gossip; popular sports- news programs are ridiculously gossipy, and the personal lives of public figures have long been fair game for water-cooler conversation. It's part of human nature. I've certainly been known to do it myself. But many homos seem to have no boundaries at all. Many of the most well known figures in

the gay community are gossip mavens. Bitchy gossip is a cornerstone of gay culture. Sometimes, gossip is harmless and in good fun. Often, however, it's mean-spirited, or merely revealing private information for the sake of having something interesting to say.

It would be refreshing to see androphiles learn how to keep things 'between men.' If a man reveals something intensely private to another man, or has sex with him, the details of the exchange should remain private. They shouldn't become fodder for conversation the next day with anyone who will listen, and they shouldn't be broadcast in a bitchy manner if the two men have a disagreement or go their separate ways. That's fucking tacky, and unmanly to boot. Oh, I know it's tempting, but that's a low, passive-aggressive form of revenge if there ever was one. And when that's the norm, you can only expect the same disrespect in return. Wouldn't it be better for all parties concerned if it was understood that private exchanges would remain in confidence? I believe that androphiles can and should differentiate themselves from rank-and-file fags by treating each other honorably and respectfully.

MASCULINE HONOR

There have been many different codes of masculine honor through the ages. Some are occupationally specific—different things are expected of a warrior than of a civilian. But the reason these codes tend to be so powerful is because they are easily attached to men's fundamental male identities; these codes of honor become part of what it means to be a man. They play on the natural male desire to find meaning in manhood. Honor codes are most successful when they resonate with essential qualities of masculinity and give direction to natural male tendencies. They give men something to strive for, to live up to, that is in harmony with the condition of maleness.

Men will often go to great lengths to prove they deserve the title of ‚man,' as defined by these codes. Sometimes this can be quite productive, as with gentlemanly behavior, courage, etc. Sometimes it

can be catastrophically destructive. It depends almost entirely on the code and how it is interpreted.

I'm not suggesting that androphiles be willing to commit ritual seppuku to protect some sort of romantic, samurai honor. Yukio Mishima's autobiographical Sun and Steel is a perfect example of an androphile rediscovering masculinity and a culturally specific masculine code of honor, but I wouldn't want androphiles to replicate his magnificent suicide.

Right now, however, men who love men have no prevailing code, no sense of expectations to live up to at all. Men with no productive code tend to run amok; their natural male energies are given no direction, and tend to find outlet in unproductive ways that are bad for the individual and bad for society. Male homosexuals have remained largely without a code, though I've read of some codes within early gay biker and leather groups, in part because they found themselves on the outside of so many other mainstream masculine codes.

The gay movement has been in part based on the feminist idea of 'liberation' from codes, but these 'liberated' men are often perfect examples of men behaving badly. Without a sense of masculine honor, of what it means to be a man, males merely do whatever they want. The nonstop 1970s orgy of drugs and sex in the male homosexual community is what happens when 'liberated men'—men without a code—run wild. It quickly became counterproductive, both for individuals and for their community, and spread disease like wildfire. What tempered that behavior was not a growing sense that it was unproductive, but fear of disease and death.

Today, that fear is less powerful, and the same tendencies are emerging again—as evidenced by the increasing popularity of ,barebacking.' Rampant drug use has never really gone away. 'Liberation' from codes is a nice idea, and there are fiercely independent and productive individuals who develop their own personal codes of behavior that serve them well. But I think its clear

that these men as a group would actually benefit from some sort of expectations being placed on them; they'd benefit from having some sort of productive ideal to live up to.

What I've suggested here is a loose code of masculine honor, based on values like self-reliance, independence, personal responsibility, integrity, self-respect and respect for other men, that have resonated with males throughout the ages. These values have been common themes in many codes of masculinity, and they've inspired countless males to be better men. They're productive values for both individuals and the group.

Being a man has to mean something, or it's nothing more than ‚gender expression.' And being a man does mean something to most men. Beyond the superficial macho posturing that gays and feminists seem to focus on, there's something more profound that governs the behavior of men—a sense of identity that is earned through adherence to a set of masculine values. It is by striving to live up to a high standard of manhood, by living according to a masculine code, by earning—not simply taking—the title of 'man,' that men gain a sense of honor, a sense of masculine pride that is far from fleeting. Being a man is not something you prove once; it's something men strive to embody throughout their lives. There is honor in being a man, a sense of pride in that consistently earned identity that many men experience from adolescence through old age. It's why little old men still open the door for little old ladies; being a man means something to them.

They have a sense of masculine honor that doesn't fade with time. It's a code that works in concert with their innate maleness and guides their behavior in many productive ways. This manifesto isn't just about reclaiming masculinity in theory; it's about reclaiming it in practice. It's about taking a second look at what it means to be a man and applying that in a practical way, for their own benefit, to the lives of men who love men. It's not a scold for homosexual males, it's a call for androphiles to take back a sense of masculinity and adopt a code of masculine honor, a masculine ideal, a sense of discipline that will help

them to thrive as individuals. It's not just about encouraging them to think of themselves as men, it's about making them better men.

[1]Paglia. Vamps and Tramps. "No Law In The Arena."

CHARACTER, NOT CARICATURE

It will inevitably be said that I just want homos to 'butch up.' In a sense, you've got me pegged. Yeah, that would be a nice change of pace. But that means something different to me than it means to a lot of gays. There are already subcultures of homos who have 'butched up.' They've grown

beards and built muscle and worn uniforms and bought motorcycles. All of that is certainly more aesthetically pleasing to an androphile, but it frankly means dick if there's nothing underneath, no true masculine character there to back it up. Being a man isn't about lining up in faggy beauty pageants to see who looks the most masculine. I almost lost my lunch reading Bears on Bears, which, except for a few patches, read like a bible for furry feminists.

The leather scene is no better. Though I've always found that dark, deviant biker look appealing, for all of the malevolent posturing, a lot of these guys out quickly as peace and love powder puffs competing in a pissed-off pose- down. This is typical of gay culture; gays seem to embrace masculinity only as a pose, as a vulgar caricature of men, comparable to the drag queen's vulgar caricature of women. Gender polarity is given to extremes. Masculinity is contrasted with femininity or, in men, effeminacy. So, as when we think of examples of femininity we may picture a curvy, delicate, big-bosomed woman with long hair and a somewhat submissive, sweet demeanor; it is to be expected that when many people think of masculinity they picture the extreme opposite. We naturally reach for a caricature—a man who is hulking,

freakishly muscular and almost insanely aggressive. Professional wrestlers are perfect examples of extreme masculinity.

Their male bodies are blown up to comic-book proportions and displayed proudly, to awe and intimidate. Their bulging pecs are armor; their arms are not arms—they're guns. They are superheroes of masculine aggression— berserkers issuing macho challenges in barks and growls with vein- popping, teeth-gnashing intensity. When the cameras switch on, they are volatile men about to explode. And when they do explode, their combat is no 'sweet science,' no combination of effective holds, targeted punches or tactical takedowns. Their battles are bigger than life. Their moves are massive. Instead of wrestling a man to the ground and locking him into submission, they break a folding chair over his back or throw him headlong into the audience. Their kicks are flying kicks, their takedowns are smackdowns and body slams. Their opponents are not defeated; they are vanquished. Instead of shaking hands, they stomp on their opponents' chests and stand as smug as silverback gorillas.

Professional wrestlers are the thespians of testosterone; their masculinity is theatrical. If all men were really like this—if these men were really like the characters they play—they'd either be heavily medicated or in prison.

But men get a kick out of these hypermasculine monsters; they enjoy them.

I enjoy them. Professional wrestlers, action-movie characters, television cops, gladiators, sports heroes and the men of myth and legend are concentrated distillations of the raw, essential masculinity that's a part of every man. If most of us are beer guys, they are Eve rclear. Hypermasculine men tap into a primal, aggressive, distinctly male part of every man. And men love them for it. As a man who loves men, I think these men are fucking magnificent.

But being a man is not the same as becoming these men. If it were, the whole world would be one big nonstop roadhouse brawl of feral

masculinity. While guys ape these men for fun, or mainline that hypermasculine fantasy every once in a while as a source of inspiration, they usually don't want to become these androgen animals in every way.

Macho idols are masculine role models, but they're not the only masculine role models. They're not real men so much as surreal men. They usually lack depth, subtlety, finesse—they are made-up characters that lack real character. Men are a much more diverse lot, and there are many modes and models of masculinity. There's a richness to masculinity that is lost when it is defined only in terms of its most extreme examples.

Gays tend to reach for those extremes even more than most. When they speak of masculinity and men, especially in effeminate circles, they speak as if masculinity is embodied solely by construction workers, rednecks, dimwitted jockish frat boys, and macho thugs—the same hypermasculine types who are most likely to ostracize effeminates. Gays are happy to talk trash about hypermasculine men and portray them as hopeless dimwits; it's a passive-aggressive reflex that's one of the defining characteristics of gay culture. Because they were powerless against the jocks and rednecks that once kicked them to the curb, gays have frequently retreated to an obsession with what David Harris called the "aestheticism of maladjustment" and imagined themselves, no matter how low their birth, to be part of a "secret society of upper-class aesthetes."[1] The idea that straight men are culturally or intellectually inept is fundamental to the tortured queen's delusion of adequacy. The gay sensibility won't allow for the reality that straight men have been directly responsible for the bulk of the cultural achievements of the human race. It doesn't matter that straight men are often valedictorians, certifiable geniuses, insightful historians, writers, composers, and critically acclaimed artists. A masculine straight man who is at once a warrior, scholar and connoisseur is inconceivable to many gays. If they'd snap out of their gay dream, gays might realize how fascinatingly cultured, knowledgeable, skilled and intelligent many rather masculine straight men have become whilst homos were busy

finding the best salons and the hippest new restaurants. It would probably be painful for them to admit that the renowned chefs of those hip restaurants are virtually all fast- car-driving, sports-loving womanizers who also happen to know more about exotic food and fine wine than your average fag.

But perhaps gay men like their straight men 'big and stupid' for other reasons as well. There has always been a tendency among homosexual

males to eroticize, fetishize, and virtually deify their heterosexual male oppressors. In adolescence, as sexuality is finding its focus and images are burned into the erotic imaginations of youths, many bullied homos develop a bully fetish, a love-hate fixation on the angry young bucks who push them around. All straight men become caricatured bullies, exotic monsters of primitive masculinity. This sexual fixation on the straight man as beautiful bully and brute has found literary expression in Genet, and has been filmed by underground filmmaker Kenneth Anger. Fireworks (1947) is a dream sequence wherein a young Anger approaches an impressively built sailor who is obsessed with his own body and thuggish masculinity. When Anger offers the sailor a cigarette, the sailor smacks him around and Anger falls to the ground in apparent ecstasy. What occurs next is essentially a fag bashing that turns into a conflict between the sailors, who break into a brawl, which Anger seems to love even more. The original sailor then appears to save Anger; he transforms from bully to eroticized hero. This theme is repeated in the more famous Scorpio Rising (1963), which deifies the biker/delinquent as violent rebel god and includes another homoerotic beat-down—with the biker character, Scorpio, looking on as he's compared to Adolf Hitler, Christ, the Devil, and Death. Another more familiar example can be found in Gods and Monsters (1998), as an aged James

Whale superimposes Frankenstein's monster and his own macabre World War II memories on a strapping young ex-Marine, creating a potent erotic

chimera. The exaggerated, eroticized masculinity of the potential bully seems to be reflected in the three masculine archetypes most often celebrated by the gay community: the leatherman, the bear and the jock. Both Anger and Tom of Finland contributed to the gay fetishization of the rebel biker as leatherman. Bears can be easily traced to the redneck trucker or construction/factory worker type, who can be seen as both a furry blue- collar hero and a potential threat. The frat boy/jock type is so pervasive in gay culture that the archetype practically defines the mainstream gay erotic aesthetic. The smooth, young jocks of Abercrombie & Fitch advertisements are potentially both beautiful bullies and stone-cold, untouchable gods. Gays may max their credit cards in high-end boutiques and dress to impresseach other in fashionable scenarios, but when they really want to get laid, you'll most often find them in casual, jockish clothes. Jocks and their gay imitators have been pulling from the same racks for years; they're imitating each other, and it is becoming increasingly difficult to tell them apart. Until the gays open their mouths, that is. Many of these posers still "walk like Tarzan and talk like Jane."[2] Their masculinity is a hypermasculine pose that's self-conscious and one- dimensional. They become cartoons of men. Their concept of what it means to be a man is based on hypermasculine extremes, not essential masculinity.

Gay masculinity is a fetishistic, masturbatory reading of masculinity; it's mute, like a page torn from a porn or bodybuilding magazine. Gays stop at sartorial and physical imitation, or cop a particular hypermasculine attitude drawn from some dreamy archive of fuzzy pornographic memories. 'Masculinity' in the gay community is more often than not a form of drag; it seems shallow and affected and silly—like some Halloween costume designed by the Village People. Many gay men want to look like men, but they're unwilling to try or uninterested in really becoming men. They never flesh out their characters. There's nothing wrong with enjoying a certain hypermasculine archetype, but real masculinity runs deeper than that. This is not true of all men who belong to gay masculine fetish subcultures. Some really do have a more nuanced, androphilic

appreciation for masculinity. Many younger homos today lack an extreme bully fetish because they were never really bullied or violently ostracized; many are comfortable enough around their straight friends to understand the difference between real me and those that inhabit the pornographic fantasies of the excluded.

I appreciate men too much to reduce them all to cartoonish, chest-thumping apes. Chest-thumping apes are impressive, even hot, but there's more to most men and there's more to being a man than that. Real masculinity is so much more diverse; there are so many other ways to express masculinity that aren't captured in a handful of popular gay masturbatory fantasies. At its most basic level, manliness is a quality of character that is unmistakably, tangibly male. It's a confident synthesis of physical, essential and cultural aspects of masculinity. Men can be distinctly, wholly masculine in character without being hypermasculine. Real-life examples are everywhere. Film, however, provides a common frame of reference.

Robert De Niro is a masculine icon admired by a wide range of men. As Michael Vronsky in The Deer Hunter (1978), he is absolutely masculine in behavior, appearance and demeanor—but that masculinity isn't exaggerated or extreme. Vronsky is a blue-collar guy who lives in a small town, but he's no dopey redneck stereotype. He's quiet, but not shy; he's reserved, but warm and likable. Vronsky is homosocial; he prefers palling around with his guy friends to chasing skirts, though he does have an eye for Meryl Streep's character. She's someone else's girl, so he respects that and keeps his distance. He and a few friends have enlisted in the army, and after a wedding and a bit too much to drink, anxiety about going off to Vietnam prompts a late-night streak through the neighborhood. De Niro's body is completely masculine, but he doesn't look like a pumped-up action hero or a modern gym-toned actor. He just looks like a regular guy who does physical work for a living. The next morning, he and his hung-over buddies head for the mountains for one last hunting trip together. Vronsky takes pride in hunting; he values precision and the tradition of hunting. He has a low opinion of those who behave disrespectfully and

think hunting is about wandering through the woods drunk with rifles trying to kill anything they stumble across. The things he does, he does with dignity and honor, and this defines him as a man. The film then shifts to Vietnam, where he and his friends are prisoners of war, and they are forced to play Russian roulette with one another for the enemy's entertainment. Vronsky takes charge of the situation, not because he's a blowhard, but because someone has to. He manages, with considerable though never ostentatious courage, to handle the situation and get his comrades to safety. The rest of the film deals with the aftermath of the Vietnam experience, and as I highly recommend it, I won't spoil it for those who haven't seen it.

There's nothing about Vronsky that is in any way effeminate or womanly. He is completely masculine, but not hypermasculine. He's manly, but he's no posturing he-man. He's not a brilliant man, but he's a man of depth, dignity and some emotional complexity. When I think of hypermasculinity, of masculine caricature, I think of professional wrestlers and those who behave in a similar fashion. But when I think of masculinity, I think of men like Vronsky. His masculinity is uncompromised, but it's real —he's a real man. Vronsky may be a heterosexual character, but it's also easy to picture him as an androphile. He is somewhat ambivalent toward women. His most heroic and honorable actions are inspired by love for his close male friends. His world is androcentric; male camaraderie and masculine interests are most meaningful to him. He's the sort of man many androphiles could adopt as a masculine role model, regardless of body type or other interests. Real masculinity often isn't all that showy. It's not just an attitude or a pose; it's about character—real, palpable, unaffected masculine character that comes from who a man is, not just how he looks or talks. If some same-sex-oriented males want to be perceived as being truly masculine, they need to find that natural masculine character within themselves and develop it. They need to bring who they are into harmony with how they look.

Androphiles need to put the superficial signifiers of hypermasculinity in perspective. Most guys have fun with hypermasculine imagery and

macho behaviors, but it's often tongue-in-cheek; these things don't truly define them as men. Most men are palpably masculine, but that masculinity is far more natural and less affected. They are real men. Their manhood is part of them, not just a costume. If androphiles want to be and be perceived as real men, they'll have to evolve beyond facile hypermasculine caricature and grow into men of true masculine character. Masculine character is rooted in the firm sense that one is a man and belongs among men. True rites of passage are rare in the modern world. Jews have bar mitzvahs; fraternities and some occupations offer rudimentary rites of passage that bond men together —sometimes despite major differences in background, social role and personality. Rites of passage accelerate the initiation into manhood. After passing through a harrowing ordeal with stoic masculine dignity, or accomplishing some difficult task, like taking down a full-grown antelope, young males are either welcomed into the world of men and 'shown the ropes' or they're shunned completely. But modern initiations into manhood are generally less cut-and-dry; initiation gives way to progressive socialization. The modern path to manhood isn't short and linear, but long and labyrinthine. There are stopsmand fresh starts and there are nearly limitless routes to developing a solid,sense of masculinity, a real masculine character. Men initiate one anotherminto the religion of 'man'; they introduce each other piecemeal to the world of men through association, competition, affirmation, rejection, and the exchange of information. Gays tend to portray straight men as a one- dimensional bunch, but groups of men in modern society are actually extremely diverse. Each male finds out where he's comfortable based on what ideals of masculinity and behaviors appeal to him, and what interests he has in common with various men and various male groups. He determines his assets and sees how various men and groups of men evaluate him. Men challenge and test each other. Each man determines what kind of man he is, and what kind of man he wants to be, based on information gained during this progressive enculturation. He finds the most personally satisfying outlets through which he can express his essential masculinity and develops a masculine identity, a true masculine character that is a

unique synthesis of physical, essential and cultural aspects of masculinity.

Homosexual males throughout history generally remained closeted or bisexual, and as a result were still socialized by other men. They knew the male world, even if they were also part of a clandestine homosexual underworld. Because of the stigma of effeminacy, men who experienced same-sex attractions may have privately questioned their own masculinity, but unless they were aristocrats, they likely still had to pull their weight in the world of men. However, with the rise of the Gay Rights Movement in the twentieth century, homosexuality as a lifestyle became truly viable; same-sex-inclined males were encouraged to allow their underworld to become their whole world. Upon 'coming out,' homos flocked to gay ghettos and associated almost exclusively with gays and fag hags. Rarely had homosexual men been so isolated unless they were imprisoned. In the gay world, they became clones—actually a popular term for mainstream gays in the '70s. And while the gay world is finally starting to fragment due to widespread assimilation, there's still an incredibly homogeneous gay culture that can be quickly observed by visiting established gay bars in any corner of the United States, and possibly the Western world.

In a sense, the gay male world is just another male social group. But instead of being merely different from other groups, it is in many ways opposed to all of the other male groups. Most male groups offer cultural variations on masculinity; they are sects within the male religion—at times as different from one another as Mennonites and Mormons—but all with some shared reverence for essential masculinity and the idea of manhood. Homosexual men, however, have always been cast as heretics, and excommunicated from the religion of men. Gay culture appropriated the stigma of effeminacy, and gays became bitter atheists—proud infidels whose appreciation for manhood was as distant and disconnected as any atheist curator putting together an exhibit of foreign religious artifacts. Effeminacy and masculinity are as opposed as Heaven and Hell, north and south; they're mutually exclusive behavioral polarities with a strangely symbiotic relationship. Masculinity

and effeminacy are two paths that lead away from each other, but they are also in some sense defined by each other.

If a man chooses the masculine path, his innate maleness is nurtured; he develops a masculine character. By choosing the gay path, he never fully develops into a man. He often remains an androgynous Peter Pan, even despite a quasi-masculine appearance. Harvey C. Mansfield hit the nail on the head when he recently wrote, “Manliness is an exclusion of women but a reproach to men, to unmanly men.”[3] In response, I believe gay culture is a reproach to manly men. Gay culture critiques, stifles, and qualifies masculinity. It encourages effeminate affectations and effeminate interests.

Most straight men are admittedly not engaged in some elaborate quest for manhood; they are socialized into the world of men and develop their masculine character through casual interactions. I believe the same thing happens within the gay community. Progressively, as a homosexual male associates with more and more gay men, he will naturally be exposed to more gay interests and more aspects of gay culture. He will develop more gay behaviors in much the same way that teenagers associate themselves with a social group and pick up that group’s distinct slang. The more gay a male becomes—as the gay world becomes a more important part of his life—the more disconnected he will become from straight men. The world of men will become increasingly alien. If all of this happens while he is still quite young, as it often does for many gay

males who explode into gay life upon coming out, he may never establish a sense of belonging among other men. I’ve looked on as many gay men actually scolded homos for preferring the company of straight men. Gays assure each other that they will never be accepted by other men in the long run, that straights will inevitably ‘turn on them.’ We’re your real family.

Like some gay-identity Gestapo, gay men with a deep emotional investment in the gay community often vilify masculine-identified

homos as straight- acting, implying that they are self-hating fakers and turncoats. Because gay culture is a response to masculinity, even a revenge against it, the gay community eventually manages to mold homos in its own image—even if they don't really start out that way.

This is changing slightly today. Young straight men are more accepting of young homos, and homos are less insulated by gay culture. Their range of experience is broader and they move about freely in a variety of straight and gay social groups.

However, the stigma of effeminacy is still firmly in place. Masculine ideals are still, for the most part, reserved for straight men and shunned by gays. Masculine pursuits are still considered the domain of straight men, and there's really very little culture among homos that will, in the absence of straight friends, sustain endurting masculine interests. Sooner or later, most straight couples will end up having kids. Their interests, along with the direction of their lives, will change and they will have less free time. There's a good chance that most homos will eventually be left with each other.

There's really no established masculine path for homosexual men.

Everything about the gay community leads in the other direction. There are a few masculine subcultures, but as I've mentioned, they are primarily fetish cultures and rarely encourage active masculinity. They don't require a man to do anything; they merely require him to look a certain way. The masculine subcultures within the gay community don't develop masculine character, they encourage aesthetically pleasing masculine caricature. For all of their visual pomp, many members of these so-called-masculine gay subcultures identify legitimately masculine behavior as heteronormative behavior. But masculine behavior is not heteronormative behavior; it's distinctly male behavior.

Androphilia is an attempt to inspire a new male-oriented subculture, a movement away from gay culture that will develop what I believe to be the natural male potential of homosexual men—the potential in these men that gay culture ignores or actively suppresses. The stigma of

effeminacy is ancient, but the time is right to challenge it. Cultural expectations for men are in flux, and have been since women challenged men in the work force.

Men aren't sure what the rules are anymore. However, a resurgent masculinism is on the horizon. As long as men share power with women, they will have to make major compromises—compromises that androphiles may not always be forced to make. But men won't allow women to reproach them and dictate their masculinity forever. If androphiles want tonbe included among the ranks of men in the future, they have to stake theirnclaim now—while gender roles are still being radically reconsidered. This will require a movement, but not a political one. The meaningless marches, candlelight vigils, and whiny media manipulation frequently employed by gay advocates only reinforce the stigma of effeminacy. These passive-aggressive activities will only demonstrate on the public stage that homosexual men really are mama's boys who can't handle their own affairs, and who will never be able to pull their shit together until everyone else accepts and affirms their lifestyle. Challenging the stigma of effeminacy will require a movement whose action takes place first on the personal level. Androphiles will have to disprove the stigma of effeminacy not by asking others to perceive them differently, but by living differently.

Masculinity is not just a pose, it's a lifestyle. Now is the time for androphiles to start living that lifestyle. Now is the time for androphiles to force people to reconsider their perceptions of homosexual males, not via petition, but by defying their expectations. If there are homosexual males out there who want to defy those expectations, who are tired of being perceived as deficient men based only on their sexual preference, who are tired of allowing liberal feminist gays dictate their opinions and agendas, who are tired of everything the gay lifestyle has to offer—now is the time to take control of the situation.

As a penalty for homosexual acts, the men who've engaged in them have

been historically castrated, both physically and psychologically. They have been banished from the world of men, cast out and encouraged to perceive themselves as deficient, inferior, and fundamentally unmanly males. For centuries in the West, homosexual males have been stripped of their manhood, their masculine heritage, their place in the world of men.

say it's time we took it all back.

[1]Harris, Daniel. The Rise and Fall of Gay Culture. "The Death of Camp."

[2]Quoted from the Greg Araki film "Mysterious Skin."

[3]Mansfield. Manliness. Mansfield separates manliness from masculinity, but I view the terms as

being virtually interchangeable. I use them that way here, as I believe they are used in everyday

conversation.

TAKING BACK MASCULINITY

What do you know—really know about homosexuality, about masculinity, and about yourself? Have you perhaps been complacent and allowed others to limit and define you, even as you 'came out' and declared your ‚freedom?' In accepting 'who you really are,' have you actually been stifling a part of yourself—stifling something real, something primal, something unmistakably male?

Is it possible that you've accepted enshrined smears and insults as unquestionable truth, taken to heart the widespread belief that we, as men who prefer men, are flawed men, half-men, not-quite-men, something else?

Are we not men?

Many of you who are reading this have already rejected the idea that homosexual desire is indicative of a defective masculinity. You've carved out a niche for yourself in the world of men and gained the respect of other men. When other men discover your sexual preference, their perceptions about who a homosexual man can be are forever altered and expanded. I've known many like you. However, many others still have one foot planted in the gay world. Try pulling it out and walking around a bit. See how the other half lives, so to speak.

Call it a dare. Many homosexual men slip into the gay lifestyle and never look back. They slip into a comfort zone and never really challenge themselves. Being a gay teen might be rough, but being a gay man is easy, especially if you're reasonably good-looking. It's an instant lifestyle. Instant sex. Instant friends. Instant culture. Just add vodka. Most males grow up sharing some common ground—some common experiences and common interests. 'Coming out' is a fork in the road; gay males start down the gay path and move further and further away from that common ground. Their identity becomes conflated with the gay identity.

They surround themselves with gays and women who influence their interests and the way they perceive themselves over time. People make the mistake of stifling their personal evolution by setting limits on themselves, based on what they liked or disliked as children. Who you were as a child or even an adolescent is not necessarily who you really are or who you could conceivably be. If you had a bad experience with something, or were pushed into something you didn't want to do when you were younger, isn't it possible that it simply wasn't right for you at the time? I've found that I genuinely enjoy many things as a grown man that I despised as a child, or dismissed as a teen.

I'm not asking homos to repress themselves. My theory, based in part on my own experiences, is that many of these men have been doing just that for years. I believe that they can be more than what the gay community has encouraged them to become. I think that they're missing out on a whole

realm of potentially fulfilling experiences that they have been told are not for people like them. I think they're foolishly rejecting masculine ideals that have always inspired men to lead more vital, productive, satisfying lives. A few years ago, I started exploring the world of men. Instead of merely worshipping the masculine in other men, I awakened my own latent masculinity. For me, androphilia has become more than a sexual attraction to masculine men; it expanded to become a passion for the world of men, the pursuits of men, for being a man, and for living a masculine life.

This manifesto is a challenge. It's not a plea for fags to start 'acting like men.' It's not a casting call; I'm not interested in 'acting.' It's a call for homos to truly become men, to really awaken and develop their own innate masculine characters. It's a call for men who love men to leave the gay life behind, to trace their steps back to that common ground of boyhood experience and clear a path in the direction opposite to gay, without apologizing for their sexual preference. Only when that path is well worn, when many androphiles have proven by example that they are not constitutionally effeminate—that they are not 'hermaphrodites of the soul'—will the liberation of males with homosexual and bisexual preferences truly be complete.

Many misguided gays and feminists want to free people from constructs of gender by ignoring natural differences between the sexes and retraining men to be more like women; they want to liberate women and effeminates by destroying masculinity.

I don't want to destroy masculinity. I want to stake a claim to it for myself and other androphiles. I believe manliness is of value to males as individuals and in groups. Masculinity should be championed and honored, not subverted.

If reclaiming masculinity is a challenge you choose to accept, I've offered below a few suggestions for how you might go about beginning that process or consciously expanding it. It's not a complete process; it's not a

twelve-step program. Men may be 'as alike as eggs' in some broad sense, but they lead remarkably different lives. This manifesto isn't a training guide for aspiring lumberjacks. Men come in all shapes and sizes. They have different talents and interests and aesthetics. Each androphile will start from a different place and make his way to a different end. These suggestions are just a few basic principles and catalysts for self-exploration that I've personally found to be effective, inspiring, and transformative.

USE LANGUAGE AS A TOOL TO ALTER PERCEPTION

Language is important. Words mean something; they're more than just combinations of letters. The word gay carries many effeminate connotations. It also binds you to people who will be openly hostile to the very idea of reclaiming masculinity, as well as a lot of extraneous concepts that have nothing to do with homosexuality at all. Lighten your load, and avoid the word gay whenever possible. Switch to andro mentally, and use it in situations where others will understand what you mean.

Androphilia is just a word, but it sets up a different paradigm for understanding your own sexuality. It severs sexual desire from sexual identity and describes only desire. Instead of identifying you as a different sort of man and a member of a minority ethnic group, it allows you to perceive yourself as a man, essentially like any other, who simply has a different sexual preference based on his desires. The precise origin of homosexual desire is fodder for debate, and definitive answers don't seem to be immediately forthcoming. All that matters in everyday reality is your personal experience of that desire, and whether or not you choose to act on it.

ABANDON AFFECTED GAY BEHAVIORS

Stereotypically gay behavior is amplified effeminacy; if you do not believe that homosexuality and effeminacy are the same thing, there's nothing self-loathing about stripping away layers of gay affectation. Gay behavior is learned; it is part of the gay socialization process. Young homos affect gay behavior to establish a sense of belonging in the gay social group, but these affectations also exclude them from other social groups. To most people, including myself, extreme gay affectation signals a desperate need for any kind of attention—even negative attention. I am referring specifically to overtly theatrical gestures, lisping and typical 'princess' behavior. But many other minor gay behavioral ticks are viral; people pick them up simply from hanging out with homos and fag hags. Honestly evaluate your own gestures, speech and behavior. There's no need to pick up some new affected macho style of speech or to adopt some ridiculous macho posture. It is enough to strip away the layers of learned gay behavior—to relax, to speak plainly in your own natural male voice.

ALTER YOUR EVERYDAY INFLUENCES AND EXPLORE MALE CULTURE

They say that the color of a room can change a person's general mood. In November, shopping malls start playing Christmas music to get people into feeling the Christmas spirit—and spending more money. When you leave a particularly engrossing movie, don't you carry a bit of it around with you for the rest of the day? It is difficult to overestimate the compounded psychological influence of your everyday environment and the things you choose to expose yourself to on a regular basis. Many gay men's music collections consist primarily of female vocalists, and I believe that over time this has a profound effect on their psychology. They literally have women' s voices in their heads. Balance out your collection by acquiring some male-oriented music; awaken yourself to the voices of other men.

Explore male culture. Seek out new and classic films that men typically enjoy. Find some male-oriented subject matter that interests you and

read up on it, or, if you prefer fiction, pick up some classic adventure novels. Find a sport that vaguely interests you, learn more about it and keep up with it. Take up a male-oriented hobby. Push yourself into some male situations that would normally make you feel a bit uncomfortable and out of place.

Immersing myself in male culture started out as an experiment, a desire to try a few new things. To my surprise, I found many things I'd dismissed as 'boring' when I was an adolescent to be peculiarly satisfying as an adult. Each such surprise sparked interest in another new direction. It really was like discovering a new world. Also, as my interests evolved in a more male- oriented direction, I found that I was able to identify with other men much more easily. I saw more and more of them in myself.

If you listen to people define or describe themselves, they often do so in part by listing their interests. An evolution of interests does have a significant impact on the way individuals perceive themselves, the way they present themselves, and the way they are perceived.

Adopt a Masculine Ideal Earlier, I presented a few productive masculine values that I believe are both fundamental and specifically relevant to the lives of androphiles.

Personalize this general code of honor and expand it according to your own masculine ideal, your own vision of the man you want to be.

Build a pantheon of productive role models. Start with ten men who embody manliness to you, based on their behavior, their code of conduct or their personal achievements. Select a combination of historical figures, fictional characters from books or films, living men, and men whom you know or have known personally. Since part of the point of this exercise is to reclaim a connection and sense of belonging with other men, at least nine of these should be straight men—don't remain pigeonholed by associating yourself only with other homos. Identify what you find appealing about the

role models you've selected; emulate those qualities and look to these men for inspiration.

SURROUND YOURSELF WITH MEN

Most homos, even many reasonably masculine ones, have a disproportionate amount of female friends who treat them like 'one of the girls.' One fellow recently admitted to me that he doesn't have a single straight male friend, and this is actually quite typical of gay men over 25.

Over time, these men become so culturally isolated and disconnected from other men that they have difficulty forming healthy male friendships with those outside the gay community.

Earlier, I wrote, "Masculine character is rooted in the firm sense that one is a man and belongs among men." If you're unable to maintain friendships and successful associations with men who have not been indoctrinated into gay culture, you'll never really develop a sense of belonging among men.

Distance yourself from feminine influences for a while. You don't have to cut off old friends, but make an effort to befriend some straight guys. If you've developed some male-oriented interests and stripped away gay affectations, this shouldn't be that difficult. Treat them like equals, not like potential sex objects or members of some exotic tribe. If you respect their boundaries, share some of their interests, and are easy to hang out with, most adult straight men won't care about your sex life. Developing a healthy sense of camaraderie with other men will ultimately prove extremely rewarding; it will change the way you perceive homosexuality and masculinity, and it will change the way you perceive yourself.

If you make this a project, if you make a concerted effort to do these things over a year's time, the worst that can happen is that you'll become a slightly more interesting, multifaceted person. However, I

believe that many androphiles who have not really challenged themselves this consciously in the past will tap into aspects of their own bodies and minds that want to be developed. Through cultural and social stimulation, they will awaken a starved essential masculinity that will hunger for more of the same. They will gradually dissociate themselves from the stigma of effeminacy, they will become more than half-men—gay men—and become vital, confident, whole men to be reckoned with.

ANDRO CULTURE — A FRATERNITY WITHIN

It has always seemed like some profoundly ironic cosmic joke to me that the culture of men who love men is a culture that deifies women and celebrates effeminacy. Wouldn't it make more sense if the culture of men who are sexually fascinated by men actually idolized men and celebrated masculinity? The essence of embracing androphilic desire is embracing the fact that you actually are a man who loves men. As a male who experiences that desire, perceiving yourself to be more womanlike is a cop-out, a compromise that places homosexual desire into a more familiar Mars/Venus polarity; it is essentially heteronormative. People expect men who prefer sex with other men to be constitutionally effeminate; gay culture conforms to those expectations. A movement of homosexual and bisexual men who refuse to conform to those expectations, who refuse to surrender their masculinity, who uncompromisingly relish the fact that they are men who love men and embrace that Mars/Mars sexual dynamic would be truly revolutionary. A group of androphiles who champion and embody masculine ideals, who go out and earn the respect of other men on their own turf, who actively invalidate the smear of effeminacy by living as exemplary men? Now, that would really challenge accepted cultural norms.

The culture of androphiles should rightfully be an undiluted, unapologetically male culture. Androphiles who exclusively prefer sex with men have the freedom to become almost exclusively homosocial,

to surround themselves with men and immerse themselves in the world of men in a way that most men simply cannot. With the exception of a few committed bachelors, women are always going to play a significant and moderating role in straight men's lives. Instead of working out Mars/Venus compromises, androphiles can create and inhabit completely male-oriented environments, free from feminine influence. In Where Men Hide, James B. Twitchell cataloged what he referred to as redoubts, places where men go or have gone to simply be men and escape the wife and kids—places like bars, basements, barbershops, garages, workshops, lodges, deer camps, dens, strip clubs, clubhouses and sporting events. Androphiles don't have to hide; they can thrive as men, living a dream life that most other men only escape to.

Androphiles have the opportunity to devote far more time to masculine pursuits, to doing the things other men wish they could do more often. I envision a world where androphiles become admired as knowledgeable outdoorsmen, avid hunters, successful sportsmen, skilled builders, do-it- yourselfers, shrewd businessmen, and accomplished leaders in their chosen fields. Androphiles could become known connoisseurs of male culture, collectors and enthusiasts devoted to the things of men, from war and sports memorabilia to automobiles to male-oriented books, music, artworks and films. As culture becomes increasingly female- and family-friendly, as 'men-only' institutions continue to fall from favor or become integrated, as masculinity is controlled, compromised and redefined according to the preferences and aesthetics of women—as straight men lose touch with their own masculine heritage—I see a role for androphiles as masculine purists, unlikely carriers of Mars' ancient torch. Masculinity is a religion, and I see potential for androphiles to become its priests—to devote themselves to it and to the gods of men as clergymen devote their lives to the supernatural.

What other man can both embody the spirit of manhood and revere it with such perfect devotion? This may sound far-fetched, but is it? If so, then why? Forget about gay culture and everything you associate with male

homosexuality. Strip it down to its raw essence—a man's sexual desire for men—and reimagine the destiny of that man. Reimagine what this desire focused on masculinity could mean, what it could inspire, and who the men who experience it could become.

The androphile is not a fundamentally different kind of man. He shares with other men the same essential masculinity, the same experience of maleness. Even if some slight biological differences are ever proved, I believe the experience of maleness is ultimately far more profound.

Sexuality should be no more than a subplot in the story of any man's life. A man's sexual preferences and drives may impact his private lifestyle and some of the choices he makes throughout his life, but to define a man by his sexuality and make sex the dominant theme of his life is shallow and almost always destructive—no matter what his sexual preference is. A man whose life is defined by fucking isn't much of a man at all. Being male is the fundamental source of identity for every male—before race, class or creed —and being a man affects virtually every aspect of a man's life. Being male affects the way we see and experience the world from the moment we're born until the day we die. All men are men first, and androphiles should bemno exception. For androphiles, men are not others, they are brothers whomshare this experience of maleness.

The only truly meaningful difference between straight men and androphiles is one of desire—the focus of their sexuality. That difference will, however, lead to a slightly different lifestyle, because most androphiles will never become fathers. I don't think this is a bad thing. I don't foresee a shortage of children. The trendy Gay Party focus on synthetically creating gay families sets up an unrealistic, counter productivemand heteronormative model for what constitutes a fulfilling life by buyingminto the idea that raising children is the one true path to happiness andmsocial acceptability. I believe androphilia is a calling to a different path, a path where happiness is achieved through activity and accomplishment, and

fulfillment is found in successful relationships with other men. I also see androphilia as a vocation, a call to lead an uncompromisingly masculine life. It's a different life, to be sure, but one that offers many advantages that are seldom acknowledged or exploited.

Androphiles are not a separate race of men, but a brotherhood within the larger brotherhood of men—a fraternity within that fraternity. Just as all men share the common experience of maleness, the Bruderbund between androphiles is the common experience of androphilic desire and the different private lifestyle that develops as a result of that desire. Just as the brotherhood of men is a loose fraternity based on a single commonality, the fraternity of androphiles should be a loose association of independent men who have this one thing, androphilia, in common.

To be clear, I do not advocate the formation of some new cloistered community that offers group hugs and weekend retreats for homos to go beat on drums around campfires and share their feelings about masculinity and homosexuality. Homos are far too segregated from other men as it is; they don't need a new ghetto to huddle away in. They don't need the complete, prepackaged lifestyle that the gay community desperately tries to maintain. What I am advocating is something far more dynamic and interactive. Androphiles don't need a distinct common culture, because their common culture and heritage is the one they share with other men. I see androphiles as a loose network of men who love men and who love being men, and as a result share some common interests and concerns. There is a long tradition of men forming fraternities based on common interests that do not define their lives, but merely enrich them.

The primary focus of any androphile' s life should be achieving his personal goals. He should be going out into the world and building rewarding relationships with other men, both straight and andro. Take advantage of the flexibility that an androphilic life offers, take life by the balls—go out and try new things and pursue those you enjoy. Don't cling to other androphiles for support. Association with androphiles

should only facilitate and supplement the vigorous living of life. Androphilia should never be a raison d'être; it shouldn't be your whole life and your whole identity, but merely an enjoyable part of what makes you the man you are.

Androphiles must be free to 'be their own men'—to have their own opinions and convictions, their own political and religious beliefs, to lead their lives as they see fit without looking to other androphiles for approval.

Adolf Brand's magazine—arguably the first periodical specifically for homosexual males—was titled Der Eigene; which translates roughly to 'self-owners.' Androphiles should be 'self-owners;' sovereign individuals whose sexuality doesn't define their entire worldview. Androphiles can conceiveably be communists or capitalists, Christians or atheists, nationalists or anarchists. If androphiles were to work together for a common end, it should only be one that is directly related to common issues resulting from their sexuality.

The gay community today includes far too many people with very different interests. The threat of physical oppression that initially drew lesbians, the transgendered, queens and masculine homosexuals together is no longer a pressing threat in the West. There is no longer a need for ,all- for-one-and-one-for-all' lockstep solidarity among these very different groups of people. There is no longer a need for a big, motley surrogate family of people who have essentially nothing in common other than the fact that they have atypical sexual preferences and perceptions of gender. The world is factionalized; it's made up of different groups of people with different interests working toward different goals. It's always been that way, and it always will be so long as people are different and have different ideas and values. It's time for The Gay Party to factionalize, so these disparate groups of people can lead their own lives independently of one another and speak for themselves in their own voices.

It is one of the great failures of the The Gay Party as a whole that it advocates males coming to terms with and taking pride in their homosexuality, but never advocates these men coming to terms with and taking pride in being men. The Gay Party can't advocate this, because it is in direct conflict with the values of effeminates and lesbian feminists. If homosexual men who do find meaning and value in masculinity want to assert themselves as men and lead uncompromisingly masculine lives, they will have to distance themselves from the effeminate gay culture that openly rejects masculinity and believes that homosexuality and effeminacy are inseparable. If queens love the gay culture and the gay identity, let them have it! Passive acceptance of the gay identity and membership in the gay community is passive acceptance of everything The Gay Party stands for, and passive acceptance of the stigma of effeminacy itself. Only by actively renouncing this identity and culture can masculine homos really free themselves to be men. By truly being men —by taking back our masculinity, by reclaiming male culture and heritage as our birthright, by becoming true men of masculine character, by striving toward a masculine ideal and earning the respect of other men—androphiles can actively change what it means to be a man who loves men.

AN ESSAY
AGREEMENTS BETWEEN MEN

In recent years, gay advocates, their opponents, opportunistic politicians and the sensationalist media have all worked tirelessly to cast same-sex marriage as an urgent matter of critical importance. Both those for and against same-sex marriage resurrect the issue at every opportunity. In the never-ending battle for leverage in the so-called 'culture wars,' same-sex marriage seems to be nearly as important and polarizing an issue as abortion or the theory of evolution.

Frank Sinatra famously sang that "love and marriage go together like a horse and carriage," and that you "can't have one without the other." It

seems logical to many that love, even love between men, must be accompanied by some approximation of marriage. The cultural link between love and marriage is so firm that most of the people who do not oppose homosexuality on moral grounds simply assume that if two guys care about each other, they must naturally want to get married 'just like everyone else.' Many open-minded straights who value marriage, at least theoretically, see bans on same-sex marriage as mean-spirited and regressive. The maudlin portrayals of same-sex marriage presented to the media by gay advocates lead many to believe that virtually all homos out there are just dreaming of the day when they can marry.

That is bullshit, and even those who spin that fairy tale know it full well. Only a minority of homosexual men are truly involved in committed, long- term, completely monogamous relationships that approximate what most people would recognize as marriage. In many cases, the members of that minority are morally appalled by how overwhelmingly commonplace promiscuity and 'open relationships' are within the gay community. They believe marriage is the only way to curb their fellows and thereby make homosexuality presentable to their buttoned-down friends and families. However, because support for same-sex marriage has become the politically correct position within the gay community, many of those who support same-sex marriage these days don't even have steady boyfriends. Most value the romantic ideal of marriage far more in theory than in practice. There's a solidarity today among homos on the marriage issue that's somewhat misleading, even reactionary. Homosexual men who have no intention of ever getting 'married' in any conventional sense, who either believe that the institution of marriage is flawed and failing or who simply find it personally undesirable still seem to feel compelled to support same-sex marriage 'rights' for others—as if it is their duty to do so. There's an unwillingness to break the line on this issue, and this false front of spiritual solidarity is probably maintained more in knee-jerk reaction to the insulting rhetoric of same-sex-marriage opponents than because it represents something most homos actually want or desperately need.

Default support for same-sex marriage also has to do with the way in which same-sex marriage advocates have framed the issue. Opposition to same-sex marriage has been positioned as an affront to 'equality.' Normally sensible homosexuals have been led to believe that marriage is a 'right' they are being denied and that their 'freedom' is being restricted. Whether they actually want to get married or not, they are indignant about being treated like "second-class citizens." The broadest base of support for same-sex marriage among homosexuals stems from a desire to prove something akin to the old folk etymology for gay as an acronym: 'Good As You.' Demands for same-sex marriage are not so much about the institution of marriage itself as they are about validation and acknowledgment. Gays desperately want the public to recognize that their relationships are 'as good as' straight marriages. Many gays also seem to suffer from some sort of gay exclusion paranoia. So many of them have felt excluded or ostracized or belittled in the past that if they are made to feel as though they're being excluded from anything, they'll fight tooth-and-nail to be included, whether they genuinely want to participate or not. Similar to the way in which feminists demanded to be admitted to all-male institutions and clubs, gays want what they want in many cases simply because they've been told they can't have it. It's more a matter of principle than a matter of practicality. It's likely that marriage also seems exponentially more desirable to them simply because it is forbidden. Will they really want it so badly when they finally get it… after the novel becomes commonplace?

Because most cultures authorize and legitimize sexual relationships through the institution of marriage, same-sex marriage advocates believe that it would be in the best interest of all homosexuals if they had the opportunity to legitimize their relationships in exactly that way. I say exactly, because many same-sex marriage advocates believe the word marriage is absolutely essential. They frequently make ham-fisted, dubious references to black civil rights battles, and consider anything different, even in name, from marriage to be 'separate but equal.' As a bonus, making melodramatic references to famous civil

rights battles against racial discrimination leverages white guilt—effectively portraying even the most reasonable and rational opponents of same-sex marriage as being no different from sheet-sporting racist bigots. Although same-sex marriage advocates commonly refer to the legal benefits of marriage, these benefits are invoked only as supporting arguments that serve the primary goal of including homosexuals in the institution of marriage and validating their relationships in the eyes of society. Concerns about simple things like being allowed to visit a loved one in the hospital during an emergency seem reasonable and valid, but these are trotted out only to tug at the heartstrings of the otherwise- unsympathetic. The handful of human tragedies portrayed in maudlin gay propaganda could more easily be solved by reforming health care policies, and are peripheral to the central arguments for same-sex marriage.

There are many rarely explored pragmatic arguments against extending the oft-cited legal 'rights, benefits and responsibilities' of marriage to homosexual couples. Obviously, contemporary marriage has a rather poor rate of success among straight people. For every 'happily ever after' scenario, there is a marriage that doesn't end so happily, and the mechanism of divorce can cause far more financial and emotional stress than a breakup that doesn't involve lawyers or the court system. Same-sex marriage will be great for divorce lawyers, but bad for homos—many of whom will suffer far more from having been married than they would have suffered from not being able to marry. And even if the union results in perpetual marital bliss, not all of the 'benefits' of marriage are necessarily beneficial, depending on a couple's financial situation. Any such rational wariness about the institution of marriage is waved away as 'defeatist mentality' by gay-marriage idealists. To them, the details don't matter; the big picture doesn't matter. It doesn't even matter if marriage is truly the resounding success they believe it will be, based purely on dreamy hopes and speculation. To same-sex marriage supporters, it's the principle of the thing that matters. However, my argument against marriage between men is also an argument based on principle. The

various legal pros and cons of civil marriage are besides the point. What really rubs me the wrong way is applying the cultural institution of marriage to a relationship between two men.

Relationships between men can certainly be 'as good as' relationships between men and women. Actually, in light of my personal experience, I daresay they have the potential in many ways to be better than relationships between married men and women. But the two relationships are different, because men and women are different. Sexuality is not race. A black man and a white woman are still a man and a woman. They're still likely to have children as a result of sex, and it is in the best interest of society that they form a strong bond and stay together. This is simply not the case with two men.

To me, whether I am legally allowed to marry another man or not isn't an equality issue. I don't care about petty perceived slights against equality. I'm not concerned about making absolutely certain I'm being treated exactly the same as everyone else. I don't just want a bond that makes me feel 'equal.' I want something better. I want something that makes more sense for two men. I don't think homosexual men, as a group, will benefit from inheriting all of the baggage associated with an anachronistic, embattled institution that was never designed to accommodate the distinctive character of their relationships. I believe they are far better off handling their own affairs and negotiating their own private agreements. And if they adopt a tradition, it should be one that is in harmony with the unique character of bonds between men.

Marriage is not a 'freedom', and it is not a 'right.' Marriage is an institutionalized social control. It's a cross-cultural solution to the basic problem of attraction between the sexes that attempts to promote the most stable environment for the rearing of the children that a man and a woman are extremely likely to produce. The fact that some married couples do not or cannot produce children is incidental to the fundamental purpose of marriage. Marriage has historically forced men, who are statistically far more likely than women to abandon their children otherwise, to take responsibility for those children.

Additionally, because women have only recently gained the opportunity to support themselves financially, marriage has traditionally ensured that females would be cared for outside of their parents' homes. The institution of marriage evolved primarily to care for women and children. The state has taken an active role ensuring the support of single mothers, and women no longer need men to financially support them. These are two key reasons why, today, many marriages do not last.

There are other mechanisms in place that achieve the primary goal of marriage, and the responsibilities that once fell squarely on the shoulders of men are now more evenly distributed, and are at any rate easily shifted.

Men know that women can care for themselves on their own, and if both parents abandon their children, someone else will care for them. At its most basic level, the institution of marriage is not a 'right' or a 'freedom' but a social and legal solution to a problem two men simply do not have. To same-sex marriage advocates, marriage is really just about love. But marriage for love alone is a relatively new thing. Effective birth control is a new thing. Many straight couples today get married for love, but for most of them marriage remains the first step in building a family. It still makes a modicum of sense for society to be involved in promoting a stable, long- term, legally binding union for the benefit of any children that a couple may produce, either by design or by accident. Because two men can't reproduce, the same rationale does not exist for involving the rest of society in ensuring they remain bound together. Because children are not naturally a factor, communal involvement in a sexual relationship between adult men to promote monogamy or stability 'for their own good' smacks of nanny- state busybody-ism. Sexual relationships are private matters, and there is no good reason why communities, or even families, need be involved in what have always been private agreements between men. Two self-supporting adult men should be expected to take responsibility for their own happiness, and work out their living situations and personal relationships on their own.

For some advocates, institutionalizing same-sex marriage is a thinly veiled attempt to impose a moral ideal that they value on all homosexual men, creating a hierarchy of legitimacy for male/male relationships with marriage as its pinnacle. Most of these guys are either religious gays who seek an approximation of the union spiritually endorsed by their religion, or romantic idealists who have seen one too many chick flicks. (Often, they are both.) There's really no talking to either group because to both, marriage is a gilded, magical thing that's been placed on a pedestal and filmed in soft focus. For both, marriage is the ultimate evolution of love. Any other arrangement is less than ideal in their eyes, no matter how much sympathetic lip service they charitably pay to the regrettable eccentricities of their peers. But what they aspire to will always be an imitation of something that has thousands of years of history behind it, something that has been celebrated and romanticized in art, literature, theater and…those chick flicks. Though they assert that their relationships are 'as good as' marriage, their marriages will never be quite the same.

Men and women are different. If they weren't, there wouldn't be so many books of the Men Are From Mars…Women Are From Venus ilk out there to help the two sexes figure each other out, and a lot of marriage counselors and talk show hosts would be out of work. I've been the confidant of both straight men and straight women over the years, and in most cases the differences in male and female psychology are so pronounced that I'm really quite amazed they ever manage to get along.

Men and women have different wants and needs, and they process and interpret information very differently, especially when it comes to romance. Only in a postfeminist world would I even have to write this. It used to simply be common sense. And it still is, in the everyday world. We easily recognize and laugh at the obvious differences between the sexes all the time when they are comedically presented in film and on television. But when it comes to writing things down, folks are far too careful. Most writers avoid angry feminist critiques by attempting to minimize or discount sex differences—unless they are

therapists who get paid to acknowledge those differences and help people make sense of them.

Sexual relationships between men were forced underground for so long that very little exists in the way of example when it comes to models of long-term bonds. The cultural catalog expressing love between men and women is endless. There have been poems, songs, myths, paintings, plays and films about virtually every possible love scenario between men and women imaginable. Raised in the same society as everyone else, it is understandable that homosexuals would idealize their relationships following a male/female model. They simply paste in someone of the same gender instead of the opposite, make a few quick adjustments, and move on.

However, the way that romance and courtship are conceptualized—the whole history of what is called 'romance'—is an expression of the specific emotional exchange between men and women.

What is considered 'romantic' is so often just men prostrating themselves before the altar of the vagina. Romance is an elaboration of courtship; it's men doing things they wouldn't normally do to make women feel special and desirable. Few men are concerned with buying flowers, offering chocolates, picking a special song, remembering anniversaries, having candlelit dinners, or doing virtually any of the things associated with cinematic, 'Valentine's-Day-style' romance. Men do these things because women want them to—and because they usually lead to sex. What is romance if not just some big dance to get into some girl's pants? (Or the perennial celebration of said quest for the benefit of women, to reassure them they are still desired?) Most women have distinctly different needs, different interests and generally have a different aesthetic sensibility.

Romance caters to this sensibility. Romance affirms a woman's femininity; it affirms her mythic role as a sensual goddess and sexual gatekeeper.

When I hear gay men wistfully talking about romance, I just don't get it. I'm a guy. I don't need or want my femininity affirmed. Everyone wants to be appreciated, but men show each other appreciation in different ways. I don't want to be swept off my feet or romanced. I don't want some guy bringing me flowers and I don't need him to make me feel special and pretty. In fact, after a few times I think I'd find that insulting and emasculating—as would most straight fellas if their girlfriends started treating them like princesses. If you think I'm desirable, initiate sex. If you love me, make me a sandwich when you make one for yourself. Make some sort of personal sacrifice for me. But I don't need to be doted on or fawned over or put on a pedestal. If you want to make a man feel good about himself, you don't treat him like he's delicate and pretty—you make him feel strong and capable and self-sufficient. Men want to feel like heroes, conquerors—maybe even villains—but never damsels in distress. Queens love to play the role of damsel-in-distress only because they imagine themselves to be womanlike and take women as their role models. For men who aren't performing that clichéd shtick, even less theatrical acknowledgments of frailty, ineptitude or powerlessness are uncomfortable at best.

I've seen so many gay movies that imitate straight romantic scenarios in virtually every detail, portraying homosexual men as if they were plain

Janes pining away, hoping against hope that the quarterback of the high- school football team would ask them to the prom. This is not my fantasy. It has nothing to do with my life. Frankly, it's fucking gay. Gay romance is a borrowed dream. Same-sex marriage is a borrowed dream. It's a bait and switch. We're all supposed to want this romantic ideal of husband and wife that society celebrates, so gays switch out a woman for a man and call it good without acknowledging what that switch really means, or what it really changes. Instead of acknowledging the different dynamic between two men and the different ideal it could engender, we're all supposed to walk along whistling as if we were none the wiser. Encouraging two men to adopt a male/female romantic ideal is asking them to be something they

simply are not. It's essentially saying that the unique dynamic between two men is in fact not 'as good as' a straight relationship unless it is an awkward reflection of the traditional heterosexual romantic ideal. Expecting homosexual men to live up to an ideal so ill fitting is unrealistic, stifling and potentially harmful. It also seems a bit sloppy and unimaginative.

Relationships between men have their own character, more akin to other bonds between men than to romance between men and women. Love between men is less 'Romeo and Juliet' than it is 'Joey and Chandler.' Or 'Bert and Ernie.' There is something distinctly fraternal in the emotional exchange between two men over time, even if their relationship is sexual.

Men understand each other better; they're playing from the same handbook. That Mars/Venus push and pull is absent. Romance and gender conflict are exchanged for a more intense version of the Mars/Mars camaraderie that brothers and best pals enjoy. There's no need for the elaborate courtship rituals; there's no demanding vaginal goddess to placate with sacrifices of masculinity. Men tend to crave sex more regularly, and masculine men don't require the same sort of reassurances—as women do—that they are loved before and after the act. They're better able to separate sex from other emotions. And, being naturally less emotional or at least less emotionally erratic, men are more likely to work things out with one another in simple, practical terms. Instead of presenting love between men as a mere approximation of the masculine/feminine romantic mythos, why not acknowledge the natural fraternal character of the male/male bond and draw inspiration from that tradition?

The folly of same-sex marriage is best symbolized by the familiar two grooms on a wedding cake. Marriage is a mountainous, multilayer, white- frosted cultural confection, and gays simply commandeer it by knocking off he bride and substituting a second groom. They ignore the substantive foundation of the cake itself—the layers of historical meaning and tradition and the fundamental purpose of marriage—and

make a hasty, superficial switcheroo. Same-sex marriage is graffiti on the Parthenon; it's Andy

Warhol. It's hollow pop appropriation. Same-sex marriage is the fetishization and repurposing of something mechanically, automatically revered by many.

Why is the cake white? Why is there a cake? Why is there a ceremony? Why is the bride 'given away'? Who is the bride? Why the veil? Why the garter? Why the rings? Whose family should foot the bill? Who tosses the bouquet? Why are there gifts, and why do people care enough to give them? What are the vows? What do they mean? Why were they written the way they were written? Virtually every tradition, every movement, every symbol, and every symbolic gesture that is part of the usual marriage ceremony and every expectation about the bond created during that ceremony is rooted in tradition. These things mean something, something that has absolutely nothing to do with two men or two women. To render gender irrelevant by saying that marriage is really only about love is a gross oversimplification.

Marriage is a ritualized institution designed specifically for men and women in almost every aspect. Only in a relativist's world wherein gender is meaningless—and meaning is meaningless—could the idea of a same-sex marriage ceremony be anything but an exercise in absurdity. The tradition of marriage is aesthetically and emotionally designed to accommodate and emphasize a feminine element that is lacking in a male/male bond.

Marriage caters to women. Brides-to-be are almost always far more involved—sometimes frighteningly so—than men in planning their ceremonies and receptions, hence the taunt: "Bridezilla." Weddings are for the most part female-oriented affairs replete with flowers and all sorts of decorative girly ephemera. I've seen two sisters and some friends plan weddings, and the groom almost always tends to take a step back— commenting only when he finds something deeply distasteful. (Dispute this

if you like, but do note the circulation of bridal magazines for women and the conspicuous absence of anything remotely similar for grooms.) It's not that wedding ceremonies aren't meaningful to men; it's often the men who tear up during the ceremony. But it is almost universally understood that a wedding is her special day. Almost every little girl begins daydreaming about her wedding at a very young age. Even dolls come with wedding dresses. While the wedding rehearsals may not officially begin until a few days before the wedding, brainstorming sessions and dry runs are often well under way before girls enter preschool. Little boys are raised to assume that they'll get married eventually; it's presented as a step in a successful man's life path—more like a graduation than the aspirational fantasy it is for females. Some men, especially creative men who see it as a challenge or a fun project, do get involved in the planning of their weddings. But let's be honest here; for the most part, weddings are a chick thing. That's fine, but what the Hell is the point of encouraging a bunch of guys to go through the motions of something that is essentially the romanticized presentation of a beautiful virgin?

This may sound crass, but even after being with my compadre for the better part of a decade, the idea of the two of us walking down some aisle and exchanging vows before our families still seems like a bad, fish-out-of- water comedy skit. I love the guy more than anyone on the planet, but I can't imagine getting through the thing without breaking into fits of uncontrollable laughter. And what am I going to do at the reception? Dance with my dad? Should my aunts and uncles tap their champagne glasses until we kiss? Have people really thought this out? It's not that I'm embarrassed or ashamed of being an androphile, but there's something deeply comical and more than a little unmanly about two men getting married according to a heterosexual tradition. It's funny in the way a fat bearded guy in a dress is funny.

Instead of glossing over the differences between men and women and pretending that the relationship between two men is the same as the emotional exchange between a man and a woman, it makes a lot more sense to explore the uniqueness of that relationship and develop a

tradition that makes sense for men. Bonds between men aren't something to be dismissed simply because the bonds between men and women are so exalted. There is a tendency in modern, postfeminist culture to make light of or even snicker at male friendships and male traditions. However, the history of male bonding is actually quite rich and inspiring in its own way. Bonds between men are different from bonds between husband and wife, but they are far from meaningless. Some straight men form such strong bonds that each guy would gladly take a bullet for the other. Is that trivial?

Acknowledging difference does not mean acknowledging inferiority, as the hysterical evangelists of 'equality' believe. So many gays pay lip service to the notion that 'diversity' is something to be cherished, but they seem

Hellbent on establishing not diversity, but artificially imposed sameness. Bonds between men have a unique character. That's not something to be ashamed of or swept under the rug. Men who love men deserve their own tradition; they deserve the opportunity to develop something that may or may not resemble marriage at all, but which is shaped by the distinctive experience of Mars/Mars interaction and by the real nature and the real needs of men.

Why not draw from the rich traditions of close fraternal bonding between men and develop those traditions into something aesthetically and conceptually suitable for androphiles?

For instance, there is a cross-cultural tradition of men becoming ,blood brothers.' It seems to be instinctively appealing to men; young boys often learn of this tradition and become brothers via some intermingling of blood. Love between androphiles simply adds a sexual element to a close male friendship, and the idea of creating a sense of brotherhood could provide a means of creating family that better befits the nature of the relationship itself. There's a potent symbolism to the idea of sharing blood that has proved extremely meaningful for men who loved each other in a platonic

way over the millennia. Sharing blood could mean vowing to care for another man's body as if it were your own. Conceptually, if not technically, each brother always has the other's blood running through his veins. This isa union in the most meaningful sense, but also in a specifically masculine sense.

Today there would obviously be concerns about the spread of disease through such a practice, but this isn't a bond that should be entered into any more lightly than marriage. If one partner does happen to have a blood- borne disease, there are also traditions wherein the blood is combined in avessel and poured onto the earth—so that the blood of the men remainsmixed there forever.

A twist on the idea might be something as accessible as getting a pair of matching tattoos at the same time—something sailors and military men have long done together to create a sense of brotherhood. There are certainly other rituals that men have performed throughout history to bond themselves to one another, up to and including modern fraternity hazing, and these uniquely masculine expressions of love merit exploration by androphiles. Men already have ritualized mechanisms for bonding. There's no need for two men to go through the motions of being a man and a woman.

The difference between most blood brother rituals and the spectacle of modern marriage is that blood brother rites usually tend to be private, meaningful, organic exchanges between men while marriage ceremonies are lavish, showy, public affairs. With two men, there is no joining of gene pools, there are no biological children, there is no true need for acknowledgement between two families. There is no need for the community to broker this deal, because the community really doesn't suffer if the two men go their separate ways. Men are expected to be self-sufficient whether they are married or not. Why should the community be any more involved in their private lives than it is in their ability to financially support themselves? Is something automatically more meaningful because it is said before others? Isn't it possible that some things are best kept private, that some emotions are in fact

cheapened when showcased, spotlighted, and exhibited for the comment, evaluation and approval of relatives and relative strangers alike? Is love only valid if it's properly validated?

As a man, I find the private agreement to be even more meaningful and a bit more dignified than the public one. A private pact wherein each man sets his own terms reinforces the masculinity, sovereignty, and independence of the men involved. As time goes on, they may reconsider the terms of that agreement to assure it remains mutually satisfactory. In the context of a private agreement, men choose to be together completely of their own accord, and it is this element of choice that I value most about my own relationship. I am not with my compadre because of our families, or because society says it's the right thing to do or because I entered into a contract with him in public. If we separate, no one else will really be inconvenienced, and we will not be scorned any more than we would have been anyway. We are two men of independent means who in some sense choose to be together every day. We remain together and take care of each other because we want to, not because we have to. We are bound not by law, but by our own free wills. That is freedom, folks—not having the state lay down some one-size-fits-all standard that determines the most desirable way for grown men to conduct their private lives. The bond my compadre and I share is something that brings us happiness and fulfillment privately, but if we were to grow apart, that too would be a private matter. This privacy makes our pact more meaningful to us. Our arrangement is our own, and involves no one else. It is 'just between us.' It is an agreementbetween men. I wouldn't want it any other way.

AFTERWORD

THE LAST THING HOMOSEXUAL MEN NEED

MORE OF IS EACH OTHER

"Where can I find other androphiles? Is there a group I can join?" That's probably the number one question I've received from homosexual

men in the years since Androphilia was first published. Some men saw themselves in the book and realized that there might be other men out there who were disgusted with what the gay community had to offer in terms of culture or politics. Some men were happy and wanted to reach out to others, some were lonely and looking for a sense of camaraderie. For a few men who were deeply involved in the gay community, Androphilia was a harsh wake-up call, and many of those men found themselves lost and angry and at odds with everything and everyone familiar to them.m In his book on Honor, James Bowman wrote that "honor depends on the honor group."[1] The loss of the honor group—the group of men who will hold you to a certain standard—is one of the most difficult problems for any man living in our modern world who wants to live an honorable life. Our egalitarian, individualistic society cultivates a relativism that is ultimately incompatible with hierarchical, resolute visions of heroic honor and manhood. Heterosexual men at least have history to draw from; they can live with the venerable ghosts of honorable men. Homosexual men can draw from that rich history and honor their ancestors as well, and that's what I advocated in Androphilia. But on the subject of how to live an honorable life as an openly homosexual man, history has only bits and pieces to offer—homosexual men are forced to make up the rest as they go along. The gay community has a motherly tendency to nurture, affirm and include all of its lost boys, no matter what they do.ii[2] So it is temptingly easy for a man who was roused by

Androphilia—who was awakened to the enduring appeal of the aspirational masculine ideal—to backslide into bad habits, self-indulgent rationalization and impotent modern equivocation. So long as he calls himself gay and toes the line, the gay community will happily embrace and celebrate him no matter what he does, no matter how depraved or destructive his behavior is.

When he falls, fails, dies—or just becomes a miserable, wretched and infantile human being—the gays will excuse, comfort or mourn him by blaming the cruel and conveniently inevitable specter of heteronormative culture. They'll say that the world was just too hard on

him, with its pressures to conform to society's norms. In all reality, his problems likely stemmed from the fact that his life was too damned easy and he was able to remain perpetually adolescent, avoiding or ignoring any firm, harshly critical paternalistic influence that might have set him on a better path.

I suppose I could have spent the rest of my life after writing Androphilia as some sort of self-help guru, telling eager buggers how to live their lives like modern knights, teaching remedial manliness to homos trying to get in touch with their inner daddy. And I toyed with it. Toward the end of

Androphilia, I admit that while I warned against androphiles creating some "new cloistered community," I also got a bit wrapped up in my own rhetoric and started dreaming of a new homosexual community, a new honor group, something better. Some readers actually told me I had an obligation to create this community. I ran a message board for a while, and that was educational in its own way. But I didn't write Androphilia because I wanted to spend the rest of my life talking about homosexuality with homosexuals.

I sure as hell didn't write it to hold myself up as the perfect exemplar of manliness. I think of myself as a pretty average guy. I wrote it because someone had to write it, because I was passionate about it, and because unlike many others I had almost nothing to lose.

What would the purpose of a group of androphiles —of homosexual men who love men and love being men—really be? The gay community is for the most part a glorified collection of pick-up bars, social services and left wing political action groups. The pick-up bars exist so that men who want to have sex with men can meet each other and get laid. The social services provide…services…like HIV testing and so forth. The political groups all have principles and priorities and goals, however misguided they may be. They have a reason for being. They have something to do.

What would androphiles do? What would they want to achieve?

OK, so you're glad to know there are other homosexual men who don't spend all day chattering about celebrity gossip or trying to look fabulous. Good for you. You're men. Manly men. But is there really a point to an orchestrated association of masculine men who prefer men? What are you going to call it? "Remaining Men Together?" Any regular gathering of masculine homosexuals for the purpose of being with other masculine homosexuals is bound to devolve into either a pick-up scene or a therapy group —probably both. One big circle jerk full of guys with big, hairy shoulders to cry on.

If you really want to be a better man, I'm not going to bullshit you. I don't have a system for you to follow or a series of instructional videos to sell. I'm not a therapist and I really don't want to hold your hand or help you work through your feelings about manhood or your father or that guy who made fun of you in junior high school.mBut I can tell you this one thing I've learned.mThe last thing homosexual men really need more of is each other. I don't keep a lot of homosexual men as close friends. I stay in contact with some of my readers via email or social networking sites. I've met a few in person, many of them are great guys, and some have truly earned my respect. But every homosexual male has some connection to that gay world I left behind when I wrote Androphilia, and that shared experience is too easy to fall back on as a common frame of reference, a source of humor, something to bitch about.

And when I'm talking or thinking or writing or laughing about the gay world—I'm not learning anything. I've been there and done that. The music and the fads and the haircuts change, but I find that whenever I revisit the gay world, it is still pretty much as I left it. Three years after publishing

Androphilia, I don't have much to say about the gay community, because I'm still right.

There are worthy, decent, masculine guys who move through or identify with gay social circles for various reasons, but they are the men

they are in spite of the gay community—not because of it. They stay grounded because in most cases they've maintained some sort of connection to a broader group of male peers. These men have healthy relationships with their fathers, or their brothers, or their straight friends or co-workers. They are not concerned merely with the perceptions of homosexual men, but also with their reputation among these other men. Traditionally masculine homosexual men have to be able to square what they do and how they act with how they want to be perceived by a makeshift honor group of heterosexual men whom they respect or admire.

Other homosexual men, no matter how honorable they may be as men on their own terms, always emit some gravitational pull back to a gay spiritual chasm that is characterized by effeminacy, depravity and dishonor. It is virtually impossible to escape that gravitational pull if you surround yourself completely with such men. It's not that homosexual men can't make great friends, but if you don't want to be defined by your sexuality, you can't live in a social world comprised mainly of homosexual men and the women who inevitably latch onto them.

Homosexual men seem safe. They'll make it easy to remain comfortable. They'll be less likely to challenge you, and they won't force you to explain or examine your sexual preferences and choices. You'll never have to justify your existence. They'll make it easy to be lazy. Homosexual men probably have an idea of where you've been, psychologically and emotionally. They're going to be more likely to make excuses for weakness, to cut you some slack. They're more likely to understand, and relying on that easy understanding can become a crutch. Homosexual friends offer a homosexual man an escape from judgment, an escape from the harsh, hierarchical criticism of straight men. But if you're going to truly be a man among men, if you're going to be part of the world of men, you have to seek out that criticism and learn how to handle it like every other man. To be protected is to be excluded and set apart.

Seeking protection of this kind is a character flaw to be overcome, a mark of weakness. Vulnerability is not a masculine value. Strength is the defining metaphor of masculinity, and strength of any kind can only be cultivated by testing it against some kind of resistance.

The idea that you can remake the world so that heterosexuality isn't "normative" is pure insanity—it's exactly the kind of unreason that seems to issue forth from any isolated "think tank" of echoing gay voices. If you're going to be a man who prefers to have sex with other men, you're going to have to get used to being different. You're going to have to be able to handle some teasing and the reality that some men may not be able to wrap their heads around the idea that you can have sex with men and not be some sort of depraved half-man/half-woman. You can hide from other men by surrounding yourself with gays and women who will never challenge you and who offer the unconditional acceptance of a nurturing womb. Likeso many urban gays, you can cluster in your own "hate-free zone" and speculate feverishly about the cruel outside world and the hateful, barbaric men who rove its savage badlands. Or you can strike out and face that resistance, test yourself against it, find out what kind of man you are, and make your own way. A circle of homosexual men will offer you comfort and a limited sense of belonging, but because 95% of the men in the world are straight, only straight men can really give you a tacit sense of your place in the world of men. All men are not equal, but all men are flawed and fallible and occasionally total assholes. Some will expect more from you than others. Seek out the kind of men who will make you prove your worth, who will make you earn your place, who won't allow you to use your sexual preference as an excuse for not being the best man you can be.

After writing Androphilia, I felt an obligation to walk my talk. I put myself in uncomfortable situations and surrounded myself with a bunch of men who had different aptitudes, who didn't mince words or worry too much about my feelings, who really gave me a hard time, who pushed my

buttons, who made me prove myself. And I still have to, all the time.

Hacking some hard company and building friendships and working relationships with men who I never could have found common ground with as a younger man has been one of the most rewarding experiences of my life. Breaking those personal boundaries and facing my own irrational fears and rejecting weak rationalizations of my own character flaws has changed me and made me so much more confident and comfortable in my own skin than I ever have been. It's an ongoing process, but it should be. Any man who says he is completely secure or self-realized is stupid, superficial, incapable of self analysis or full of shit.

In the West, men no longer have many formal initiations into manhood. We live in a world with safety nets in place to catch us when we fall, and social institutions that will pick us up when we fail. We can play carelessly like boys forever. Or we can choose, like knights errant, to seek out our own trials. It's the only real path of honor we have available to us. There is no end to it, but we gain ground by facing our fears and pitting ourselves against the world, always pushing. Comfort is for the weak and the dying.

The satisfaction of manhood is overcoming the ordeal. Or perhaps it is the ordeal itself, something in the moment as much as the memory of it. Honor is both a public thing and a private thing, but ultimately a man is alone with his honor—his sense of himself as a man. In this way, a life lived honorably is its own reward.

"Qui plus fait, mieux vault." – Geoffroi de Charny, Book of Chivalry. (1350)

Jack Donovan

Portland, Oregon

June 17, 2010

[1] Bowman, James. Honor. Encounter Books (2006).

[2] That is, at least, so long as they don't question the ever-expanding leftist gay agenda, support

conservatives or those one the right, or openly pass judgment on other members of the community.

Then, you'll get an earful and find yourself, as one of my interviewers put it, "off the reservation."

But you know that already, don't you?

Gay diversity is like the Village People. You can all wear different stupid outfits as long as you sing

the same stupid song.

APPENDIX

Selected Bibliography

The ideas and opinions expressed in Androphilia were inspired by countless

interactions and conversations I've had with androphiles, gay men, straight

men, and women over more than a decade. These were truly my primary

sources, in addition to my own observations of the gay community and

portrayals of homosexuality in the media and contemporary culture. The

following books, articles and web sites also provided valuable insight and

information.

Arthur, Gavin. The Circle of Sex. University Books, 1966.

Burg, B. R. ed. Gay Warriors – A Documentary History from the Ancient World to the Present.

New York University Press, 2002.

Cantarella, Eva. Bisexuality in the Ancient World. 2nd Ed. Yale University Press : 1992-2002.

Carey, Benedict. “In Men, ‘Trigger-Happy’ May Be A Hormonal Impulse.” New York Times.

May 9, 2006.

Crompton, Louis. Homosexuality and Civilization. Belknap Press of Harvard University

Press, 2003.

Fielden, J., C. Lutter, and J. Dabbs. “Basking in glory: Testosterone changes in World Cup

soccer fans.” Psychology Department. Georgia State University. 1994

Friedman, David M. A Mind of Its Own : A Cultural History of the Penis. Penguin Putnam,

Inc., 2001-3.

Fritscher, Jack. Some Dance to Remember. Knights Press, Inc., 1990.

Genet, Jean. Querelle de Brest. Tr. Steatham, Gregory. Anthony Blond Limited, 1966.

Genet, Jean. The Theif’ s Jounal. Grove Press, 1964.

Gilmore, David D. Manhood in the Making : Cultural Concepts of Masculinity. Yale

University Press, 1990.

Greeberg, David F. The Construction of Homosexuality. University of Chicago Press. 1988.

Harris, Daniel. The Rise and Fall of Gay Culture. Ballantine Books, 1997.

Hooven III, F. Valentine. Tom of Finland : His Life and Times. St. Martin's Press, 1993.

LaVey, Anton Szandor. The Satanic Witch. 2nd Ed. Feral House, 1970-2003.

Mansfield, Harvey C. Manliness. Yale University Press. 2006.

Mishima, Yukio. Sun and Steel. Tr. Bester, John. Kodansha, 1970.

Oosterhuis, Harry; Kennedy, Hubert., ed. Homosexuality and Male Bonding in Pre-Nazi

Germany. Harrington Park Press, 1991.

Paglia, Camille. Sexual Personae : Art and Decadence from Nefertiti to Emily Dickenson.

Vintage Books, A Division of Random House, Inc., 1990-1.

Paglia, Camille. Vamps and Tramps. Vintage Books, A Division of Random House, Inc., 1994.

Plato. Symposium and Phaedrus. Tr. Jowett, Benjamin. Dover, 1993.

Ramakers, Micha. Dirty Pictures : Tom of Finland, Masculinity, and Homosexuality. St.

Martin's Press, 2000.

Rechy, John. City of Night. Grove Press, 1963-1984.

Rechy, John. The Sexual Outlaw. Dell, 1977.

Rhoads, Steven E. Taking Sex Differences Seriously. Encounter Books, 2004.

Robb, Graham. Strangers : Homosexual Love in the Nineteenth Century. W.W. Norton &

Company, Inc., 2003.

Simpson, Mark. Anti-Gay. Freedom Editions, 1996. Cassell, 1999.

Sullivan, Andrew. Virtually Normal. Alfred A. Knopf, 1995.

Suresha, Ron Jackson. Bears on Bears. Alyson Publications, 2002.

Sykes, Bryan. Adam' s Curse : The Science that Reveals Our Genetic Destiny. W.W. Norton &

Company, 2003-5.

Szasz, Thomas. The Second Sin. Anchor Books, 1974.

Tiger, Lionel. The Decline of Males. Golden Books, 1990.

Twitchell, James B. Where Men Hide. Columbia University Press. 2006.

Tyre, Peg. "The Trouble With Boys." Newsweek, 30 Jan 2006: 44-52.

White, Edmund. Genet : A Biography. Vintage Books, A Division of Random House, Inc.,

1994.

Yu, Li. The Carnal Prayer Mat. Tr. Patrick Hanan. Ballantine Books, 1990.

Zeeland, Steven. The Masculine Marine. Harrington Park Press. 1996.

Zeeland, Steven. Sailors and Sexual Identity. Haworth Press. 1995.

Selected Online Sources

Andrew Sullivan – andrewsullivan.com

GLAAD – glaad.org

Human Rights Campaign - hrc.org

Independent Gay Forum - hrc.org

Mark Simpson - marksimpson.com

National Gay and Lesbian Task Force - thetaskforce.org

Peter Tatchell - petertatchell.net

Films Referenced

Fight Club (1999)

Fireworks (1947)

Gods and Monsters (1998)

Scorpio Rising (1963)

The Deer Hunter (1978)

Acknowledgments

I'd like to thank my compadre, Lucio, for making many sacrifices so that I

could concentrate on writing, and for patiently listening to me think out

loud over the years. He's the most important person in my life, and I owe

him a big screen television.

It was Kevin I. Slaughter and Chris X at Scapegoat Publishing's interest

that ultimately turned this into a serious project.

I'd also like to thank all of the men who read drafts of the manifesto and

offered their comments. Peter H. Gilmore’s encouragement was inspiring and his ongoing input was absolutely essential. ‘Herr Paul’ Smalley read a draft for me over pizza and we hashed through ideas on many enjoyable occasions. I’d like to thank Nathan F. Miller for his insightful comments throughout this project’s development, and for first suggesting to me the idea that some sort of ‘blood brother’ bond might be an excellent, masculine alternative to ‘marriage.’ That was his idea, and I hope that we can both explore it in greater depth in the future. Jeremey Livingston assisted with thorough, razor sharp critique when it was absolutely necessary.

Thank you to Mark Simpson for reading through this manifesto and offering a comment before we went to press.

I’d also like to thank the unnamed writer I referred to in my introduction, who, while ultimately uncomfortable with some key concepts I presented, generously took the time to red line the entire manuscript and inspired some critical revisions.

Other friends and associates who provided feedback, insight and support

throughout the writing and publishing process were Brian Winchell,

Michael J. Spear, Andy G. Freeze, Lestat Ventrue, Diabolus Rex, Ken

Meyers, Simon j.d. Knight, Welpe, Clarence Williams, Justin Kolar, Tim

Stokes, Bryan Porter, Leif Kailian and Gryphon MacThoy. Thanks, guys.

I've spent a lot of time commenting on The Malcontent blog

(http://www.malcontent.biz/blog/) over the past year or so, and I'd like to

thank Matt and Robbie for tolerating my intransigent presence. Because

they provide an unusually neutral zone that attracts fairly intelligent homos

of liberal, moderate and conservative persuasions, I was able to work

through a lot of arguments that eventually made their way into Androphilia.

My opinions were informed and developed, if rarely altered—this book was

not written in a vacuum.

I'd even like to thank the gays out there who think I am, as one fellow

put it, "a perfectly vile queer," because they constantly reminded me why I

was writing this manifesto in the first place.